DICHTER UND FRAUEN

Ludwig Geiger




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





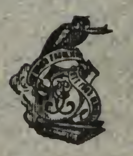
Dichter und Frauen.

Abhandlungen und Mitteilungen.

Von

Ludwig Geiger.

Neue Sammlung.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1899.

Dichter und Frauen.

Neue Sammlung.

Dichter und Frauen.

Abhandlungen und Mittheilungen

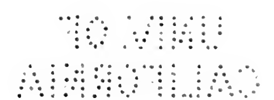
von

Ludwig Geiger.

Neue Sammlung.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1899.


UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhalt.

Vorwort.

Der vorliegende Band, der den gleichen Titel führt wie eine 1896 in derselben Verlagshandlung erschienene Sammlung, ist durchaus keine Fortsetzung jener, sondern ein vollkommen selbständiges Buch. Freilich, das Studiengebiet beider Sammlungen ist das gleiche: es ist fast ausschließlich die deutsche Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Auch die Bestimmung beider Bücher ist die gleiche: sie richten sich nicht an Gelehrte, sondern an den weiten Kreis gebildeter Leser. Trotz dieser Bestimmung sind die in beiden Bänden vereinigten Arbeiten keineswegs flüchtige Feuilletonskizzen, sondern ernste, aus den Quellen geschöpfte Darstellungen.

Auf drei Hauptunterschiede beider Sammlungen sei indessen kurz hingewiesen. In der ersten Sammlung waren einige Vorträge aufgenommen worden, die hier abgedruckten Arbeiten sind nicht zu oratorischen Zwecken benutzt worden. Der Haupttheil der ersten Sammlung war ferner früher schon in Zeitungen und Zeitschriften gedruckt, zwei Drittel dieses Bandes waren bisher ungedruckt. Der Hauptunterschied liegt aber darin, daß, während in der ersten Sammlung die Erzählung, die Darstellung vorwog, in dem vorliegenden, wenigstens in den beiden ersten Dritteln des Bandes, das Briefmaterial überwiegt. Dieses Material erscheint stets mit den Erklärungen, die zu seinem Verständniß nothwendig sind und mit einem verbindenden Text, der diesen Briefen das für manche Leser Störende einer bloßen

Quellenpublikation zu nehmen sucht. Ich bin der Ansicht, mit der Veröffentlichung solcher literarischen Dokumente eine ernste Arbeit zu liefern. Es sind wichtige und bedeutungsvolle Aktenstücke hervorragender Männer und Frauen, durch welche auf manche Zustände ein neues Licht fällt, unbekannte oder verkannte Persönlichkeiten in richtiger geschichtlicher Würdigung erscheinen. In dieser Veröffentlichung wie in allen meinen literarischen Arbeiten liegt es mir völlig fern, Klatsch aufzusuchen und mit Geflissenheit herkömmlichen Anschauungen entgegenzutreten; mein Bemühen ist vielmehr einzig und allein darauf gerichtet, die Wahrheit zu ergründen.

Ich habe mich bei diesem Buche der freundlichen Unterstützung vieler Gelehrten und öffentlicher Anstalten, Bibliotheken und Archive zu erfreuen gehabt; alle habe ich, theils im Text, theils in der literarischen Notiz genannt und statte gern Allen nochmals den gebührenden Dank ab. Diesen Dank spreche ich noch Herrn Freiherrn von Bernus aus, der S. 187—202 während des Drucks nochmals mit dem Original verglich und meinem verehrten Kollegen, Professor A. Leitzmann in Jena, der eine Korrektur des ganzen Werkes zu lesen die Freundlichkeit hatte.

15. Oktober 1899.

Ludwig Geiger.

1. Aus Therese Hubers Herzensleben.

I. Therese und ihre Mutter.

Therese Huber, als Redacteurin und Romanschriftstellerin, als geistreiche und viel erfahrene Frau wohlbekannt, stammt aus Göttingen.

Ihr Vater war der Göttinger Philologe Heyne 1729 bis 1812. Denkt man an ihn, den „Vater" Heyne, so stellt man sich den Gelehrten und Geschäftsmann vor, dessen Leben fast genau ein halbes Jahrhundert mit der Geschichte der Universität Göttingen verknüpft ist. Heyne war ein Gelehrter von einer Vielseitigkeit, die uns heute fast unbegreiflich erscheint. Seine Schriften, deren kurze Aufzählung in der ihm gewidmeten Biographie dreiunddreißig Seiten füllt — dabei sind seine sieben- bis achttausend Rezensionen ebensowenig mitgerechnet, wie die vielen tausend geschäftlichen, wissenschaftlichen und freundschaftlichen Briefe, die er alle eigenhändig schrieb —, umfassen Philologie, griechische und lateinische, Archäologie, Mythologie, Kunstgeschichte, Historie und Politik. Als Philologe war er edirend und erklärend thätig. Neben Editionen stehen ungezählte kritische Abhandlungen. Er war der offizielle Redner der Universität. Jahrzehnte lang stand er der Göttinger Universitätsbibliothek vor, die ihm ihre methodische Vervollständigung, ihre nicht bloß für jene Zeit musterhafte Ordnung verdankt. Ebenso lange war er Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften, nahm in ihr eine leitende Stellung ein und hatte in dieser eine für einen Einzelnen kaum zu bewältigende Masse von Geschäften zu er-

ledigen. Mehrere Jahrzehnte hindurch stand er ferner an der Spitze der Göttinger gelehrten Anzeigen, einer kritischen Zeitschrift, die zwar nicht die Allseitigkeit der großen allgemeinen Literaturzeitungen anstrebte, wie sie in Jena und Halle erschienen, aber doch eine respektable Vielseitigkeit entfaltete. Des Redacteurs Arbeit bei einer derartigen Zeitschrift bestand nicht nur in dem Vertheilen des ungeheuren Stoffes, im Mahnen der Säumigen, im Durcharbeiten der gelieferten Besprechungen, sondern vor Allem darin, daß er selbst überall einsprang, wo es Noth that, wodurch er oft in den Fall kam, die Grenzen seines weit gesteckten Gebietes noch beträchtlich auszudehnen. Derselbe Mann aber, der wissenschaftliche und Personenfragen dreier großer Institute, der Universität, Bibliothek, Akademie zu erledigen hatte, mit Kollegen, Fremden, Vorgesetzten beständigen Verkehr pflog, wurde zugleich Reorganisator und Inspektor der gelehrten Schulen zu Ilfeld und Göttingen.

Endlich aber war Heyne ein halbes Jahrhundert ein ungemein beschäftigter, allmählich auch sehr beliebter Lehrer der Göttinger Universität. Ein halbes Jahrhundert hielt er in fast allen den Disciplinen, in denen er als Schriftsteller thätig war, Vorlesungen und Uebungen und wirkte durch seinen wahrhaften Lehrerton und den inneren Gehalt des Vorgetragenen ganz außerordentlich, obwohl ihm äußere Würde, glänzende Beredtsamkeit, ja auch die klare Ueberſichtlichkeit des Vortrags abgingen.

Diese fast unbegreifliche Vielseitigkeit, zu der ein Menschenleben, und umfasse es auch wie das seinige mehr als achtzig Jahre, kaum auszureichen scheint, brachte es freilich mit sich, daß er nirgends Unvergängliches schuf. Er war kein Genie, kein schöpferischer Geist. Seine Lebenswerke, die mehrfach wiederholte Ausgabe des Tibull, die vierbändige des Virgil, die fünfbändige des Pindar und die neunbändige der homerischen Ilias, der sich auch eine kürzere derselben Dichtung zur Seite stellte, wurden theilweise schon von den Zeitgenossen überholt. In allen war die Textkritik seine schwächste Seite, und bei der Erklärung fanden

Grammatik und Metrik nicht genügende Berücksichtigung. Aber in diesen Ausgaben und seinen zahlreichen Abhandlungen zeigte sich eine ungeheure Fülle wohlgeordneten und gut vorgetragenen gelehrten Stoffes, eine ungewöhnliche Gewandtheit im lateinischen Ausdruck. Er wurde der Begründer einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung der griechischen Mythologie und konnte durch Reichthum und Exaktheit der antiquarischen Detailkenntnisse auch das Gebiet bereichern, auf dem Lessing und Winckelmann ihm so genial vorgearbeitet hatten.

Dieser Mann nun, dessen Leben Arbeit und, wie man bisher meinte, nur Arbeit war, hatte auch seinen Roman. Sein Jugendleben war ganz romanhaft. Er war der Sohn eines armen Webers, der unter den unsagbarsten Schwierigkeiten materieller und geistiger Art auf Dorfschule, Stadtschule und Universität lernte und studirte, dann, um nur der grimmigsten Noth zu steuern, bald Kopist und Bibliothekar, bald Schulmeister und Verwalter war, der durch die Belagerung Dresdens das bißchen, was er hatte, ferner anvertrautes Gut nebst allen Handschriften und Büchern verlor. In aller dieser Verwirrung aber, in der er oft nur von Hoffnungen und Schulden lebte, kümmerte er sich um die Dinge dieser Welt, bestand Fährlichkeiten als politischer Traktatschreiber und verknüpfte, er, der arme Tagelöhnersohn, sein Geschick mit dem eines ebenso armen, aber verwöhnten, in adeliger und Hofgesellschaft großgewordenen Mädchens. Und als er, der sich eigentlich keines Mannes Schüler nennen konnte, der mit keinem Gelehrten in Verbindung stand und niemals auf einer Universität dozirt hatte, in weltabgeschiedener Einsamkeit lebte, erhielt er, auf Grund einer Empfehlung des holländischen Philologen Ruhnken, der Heyne nur als Herausgeber des Tibull und Epiktet kannte, den Ruf nach Göttingen, der seinem Schicksal eine so außerordentliche Wendung gab.

Aber neben dem Roman seines Lebens erlebte er den uns noch mehr interessirenden Roman seiner Ehe. Seine spätere Frau Therese, seine erste, vielleicht seine einzige Liebe, war die

Tochter des seiner Zeit berühmten Musikers Weiß und einer aus Schlesien stammenden adeligen Dame. Sie war 1730 geboren, verlor 1750 ihren Vater, mußte schon früh ihre schlagflüssige Mutter, die Kammerfrau beim Prinzen Anton war, in deren Dienst ersetzen.

Aus ihrer Jugendzeit ist sehr wenig bekannt. Zwei gelegentliche Notizen ihrer Tochter (die erste, Brief an Cotta 11. 6. 1819, die zweite, in einem ungedruckten Aufsatz über Fellenberg 1817/18) vermögen zwar das Dunkel nicht völlig aufzuhellen, sind aber kulturhistorisch interessant genug.

In der einen heißt es:

„Meine Mutter selig (meine rechte Mutter) erzählt — um ihre Milde gegen uns Kinder herauszuheben — wie sie als Kind, ja als großes, die Ruthe bekommen — jämmerlich und dann diese Ruthe habe küssen müssen unter Herbeten folgenden Spruches:

> Du liebe Ruthe, du, was thust du mir zu gute,
> Daß du mir den — ausfegst,
> Und mir meine Bosheit wehrst."

Die andere lautet:

„Unser ehrwürdiger Gellert, dessen frommer Mühe wir längst aus der Schule gewachsen sind, sang in seinem Liede über das ewige Leben:

> Da ruft, o möchte Gott es geben!
> Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu,
> Dank sei dir, denn du hast das Leben,
> Die Seele mir gerettet du!

Meine Mutter, die Gellert's Freundin war, erzählte mir als Kind, Gellert habe dieses Lied gedichtet, nachdem einst ein graubärtiger Krieger zu ihm gekommen und mit Dankesthränen erzählt habe: Jenen frommen Liedern verdanke er's, dem Laster entsagt zu haben."

Therese Weiß kam früh mit einem Fräulein von Broizen, die 1757 einen Herrn von Schönberg heirathete, in Beziehung und lebte mit dieser in großer Intimität, häufig sogar im Hause der Freundin. In diesem Hause nun lernte Heyne, der den Bruder der jungen Frau unterrichten sollte, am 14. Oktober 1757 die mit ihm fast gleichalterige Therese kennen. Er hat selbst später die Schilderung dieses Begegnisses und die Beschreibung der ihm entgegentretenden Frau gegeben.

„Neben ihr (der Frau von Schönberg) stand ein Frauenzimmer; ansehnlich, von schönem schlankem Wuchs, von keiner regelmäßigen Bildung, aber Seele in dem Blick. Ihre Reden, ihre Mienen, selbst jede ihrer Bewegungen flößte Achtung ein, eine andere Achtung, als die ist, welche Stand und Geburt einflößen. Guter Verstand, gutes Herz offenbarte sich in Allem. Man vergaß, daß man mehr Schönheit, mehr Sanftes verlangen konnte. Man fand sich durch etwas Edles, feierlich Ernstes, etwas Entschlossenes, das in ihrem Blick, in ihren Gebärden war, eben so sehr gegen sie hingezogen, als zur Ehrfurcht aufgefordert."

Nicht Leidenschaft also war es, das die nicht mehr ganz jungen Leute, beide den Dreißigern nicht fern, zueinander trieb. Halb war es Achtung, Verehrung, halb jene unerklärliche Anziehung, die der Gegensatz ausübt. Der arme Weberssohn war geblendet von dem in adeligem Kreise angetroffenen Fräulein. Das Mädchen, das Künstlerblut in den Adern hatte und mit adeligem Benehmen auch manche Vorurtheile des Adels besaß, fühlte sich seltsam angezogen von dem Jüngling, der in ärmlichsten Verhältnissen sich seine Idealität gewahrt hatte und durch sein Wissen alle ihre Bekannten überragte, die einen geordneten Lebensweg gegangen waren. Aus Achtung und Mitleid, Vereinsamung und Staunen entstand bei beiden das Bedürfniß eines näheren Anschlusses. Die Leidenschaftlichere war die Frau, von ihr ging der Anstoß aus, vielleicht auch die Ermunterung, die gewiß dem Schüchternen nöthig war. Therese war schwärmerisch, eine eifrige Katholikin; sie war es, die, nachdem sie ihre Mutter verloren

hatte, diese Schranke brach, zum Protestantismus überging, um nicht durch die Religion von ihrem Geliebten getrennt zu sein. Denn ein Liebespaar, Verlobte waren die Beiden seit 1758; die Getrennten — Heyne war nämlich 1759 zur Förderung seiner Studien nach Wittenberg gegangen — blieben durch einen Briefwechsel verbunden; sie sahen sich dann viel in Dresden und auf dem Gute der Freundin. Am 4. Juli 1761 fand die Heirath statt, nachdem vorher Therese, dann Heyne schwer krank gewesen war; Heyne ward in seiner Krankheit von der Braut aufopfernd gepflegt.

Aber nicht bloß Krankheiten brachten in dies Liebesleben Unruhe und Störung. Heyne und sein Biograph schweigen zwar davon, aber andere Quellen, Tagebuchaufzeichnungen, Selbstbiographie und damals geschriebene Briefe der Frau von Schönberg an Gatten und Bruder, welche die hochbetagte Schreiberin 1812 an Böttiger sendete, unterrichten uns darüber.

Therese war, wie ihre Freundin meldete, in Gemeinschaft mit ihr einer eifrigen Lektüre von Dichtern, Gellert, Haller, Klopstock, besonders aber Young und Richardson, ergeben, sie wurde sentimental und empfindsam. Von übermüthiger Heiterkeit ging sie zu tiefer Schwermuth über. Daher wechselten am Liebeshimmel Regen und Sonnenschein. Von einer, besonders schweren Trübung berichtete Frau von Schönberg ihrem Bruder (5. Mai 1760): „Mein Herz blutet, denn die Verbindung der beiden Personen, die, wie du weist, den stärksten Einfluß auf mich haben, ist aufgehoben.“ Sie erzählte dann von der Feier eines häuslichen Festes, das durch ein Mißverständniß der Liebenden gestört worden sei. Ihr Mann erhielt ein Billet Theresens, in dem es hieß, „daß sie, indem sie diesem Menschen ihre Hand versprochen, sich unglücklich übereilt hätte, daß sie die Härte, mit der er ihr seit zwei Monaten begegnete, nicht länger ertragen könnte.“ Sie bat Herrn von Schönberg, Heyne dies zu sagen. Sie hatte, wie sie am nächsten Tage der Freundin mittheilte, alle Briefe dem Bräutigam zurückgeschickt und die

ihrigen von ihm erbeten; sie erklärte, daß Alles aus sein müsse, weil sie von Heyne nicht mehr geliebt würde, obgleich sie ihn noch in alter Stärke liebe. Heyne kam selbst, konnte aber die Geliebte nicht sprechen, schrieb einen Brief, von dem diese erklärte, „daß der gewöhnlichste Mensch ihn geschrieben haben könnte." Am nächsten Tage war Alles wieder gut; die Hypochondrie Theresens hielt zwar noch eine Weile an, wurde aber, nach Heyne's sehr verständigem Vorschlag, durch ärztliche Mittel bekämpft.

Von solcher starken Gemüthsbewegung in körperlichen Leiden, aber auch in Zeiten leiblichen Wohlseins, in denen Therese sich selbst und allen anderen Menschen zur Last zu leben erklärte, meldete die Freundin auch Anfang 1761. Dann kam Theresens Krankheit und als deren Folge ihr schon erwähnter Uebertritt zur protestantischen Religion. Darauf folgte Heynes Krankheit; Therese miethete sofort ein Zimmer im Hause einer befreundeten Familie, wo Heyne, wie Frau von Schönberg berichtete, „unter ihrer und des freundschaftlichen Arztes Pflege innerhalb acht Tagen hergestellt ward." „War das," fuhr die Schreiberin fort, „nicht abermals ein origineller trait von unserer Therese? Sich so ganz selbst zu vergessen, um den Vortheil des Geliebten zu befördern?" Der Entschluß zur Heirath wurde von den Betheiligten ganz plötzlich gefaßt. Am 20. Juni erhielt Frau von Schönberg, die wie gewöhnlich die gute Jahreszeit über auf dem Lande lebte, einen Brief von den Liebenden, in dem diese ihren Entschluß meldeten, sich in dem Kirchspiel oder dem Hause der Freundin in aller Stille trauen zu lassen und als verheirathetes Paar nach Dresden zurückzukehren. Trauung und Hochzeit fanden in der That im Schönberg'schen Hause statt. Die Gönnerin des jungen Paares hatte nach vollzogener Ehe die schönsten Hoffnungen. „Ich weiß gewiß," so schrieb sie, „daß H. ohne meine Freundin nicht hätte glücklich sein können, daß sie ihm unentbehrlich geworden war. Ich wollte wohl auch behaupten, daß er für seine Gemüthsart schwerlich eine Frau würde gefunden haben, die mehr mit ihm übereinstimmt."

Vielleicht sah Frau von Schönberg doch zu sehr mit den Augen der Freundin. Das reizbare, in der Phantasie mehr als in der Wirklichkeit lebende, trotz seiner Dürftigkeit an große Verhältnisse gewöhnte Mädchen sollte nun als Vorsteherin eines ganz engen Hauses walten. Die Tochter eines Künstlers und einer Adeligen, die stets in adeligen Kreisen gelebt, ja selbst Hofluft geschmeckt hatte, wurde plötzlich eine Gelehrten-, bald eine Professorenfrau. Im März 1762 wurde den Gatten ihr erstes Kind, im Mai 1763 das zweite Kind geboren, das bald nach der Ankunft in Göttingen starb; diese Ankunft fand am 29. Juni 1763 statt. Am 7. Mai 1764 wurde in Göttingen das dritte Kind, eine Tochter, geboren, die den Namen der Mutter, Therese, erhielt; noch vier andere Kinder folgten, von denen aber drei bald nach der Geburt starben; im Jahre 1775 am 14. Oktober, an demselben Tage, an dem der Gatte sie achtzehn Jahre früher zum ersten Mal gesehen hatte, starb Therese. Zwei Jahre später, am 9. September 1777, vermählte sich Heyne mit Georgine Brandes, der fünfundzwanzigjährigen Tochter des Hofraths Brandes in Hannover, die im November 1834, zweiundachtzigjährig, starb.

Wie gestaltete sich nun Theresens Jugend unter der Leitung ihrer Mutter und ihrer Stiefmutter, welche Eindrücke empfing sie von der Mutter? Als diese starb, schrieb der betrübte Wittwer, der einen Monat später (20. November) Kraft genug besaß, eine Uebersicht seiner Trostgründe aufzuzeichnen, an einen Freund: „Ich habe den Grabhügel gesehen, welcher die Gebeine meiner Therese deckt.... Hier ruht der theuerste Rest des Liebsten, was mir der Himmel gab; sie ruht mitten zwischen den Gebeinen ihrer vier Kinder. Ganz versunken würde ich in Schmerz sein, wenn nicht jenseit der Mauer des Kirchhofs meine beiden Töchter gestanden hätten. Ich sah ihre Gesichter über der Mauer mit ängstlicher Furcht nach mir gerichtet. Dieser Anblick rief mich zu mir selber zurück. Ich eilte wehmüthig von einem Orte weg, wo ich gern auf immer geblieben wäre; wo ich mich darauf freute, einmal an ihrer Seite zu ruhen von allem langen Kummer,

von allen den Leiden, die mir den Genuß des Lebens so oft vergällt haben. Ach, unter diese Leiden muß ich selbst ihre Liebe rechnen, die stärkste, die treuste, die je ein weibliches Herz belebt hat; die mich zum glücklichsten Sterblichen machte und doch auch eine Quelle von tausend Bekümmernissen, Unruhen und Sorgen für mich war. Eine völlige Heiterkeit hat sich vielleicht nie über sie verbreitet, aber welche unbeschreibliche Süßigkeit, welche erhöhte entzückende Freuden hat nicht die Liebe dem Kummer zu danken? Ich bin mitten unter nagenden Schmerzen, mit folternder Angst im Herzen durch die Liebe, die mir diese Sorge, diese Angst machte, unaussprechlich glücklich gewesen. Wenn uns die Thränen über die Wangen flossen, dann durchströmte eine unnennbare niegefühlte Wonne meine vor Freude und Schmerz gleich sehr beklemmte Brust."

Man wird dies Trauer- und Glücksbekenntniß — denn es ist das Eine wie das Andere — gewiß für aufrichtig halten. Nicht von der Mutter, nur von der Gattin ist darin die Rede, diese aber wird gepriesen. Doch könnte man vielleicht auch aus dem Ausspruch eine Klage heraushören, eine Klage über den Schmerz, der weniger durch sie, sondern mehr um sie und mit ihr erlitten wurde. Man könnte denken, daß so der Eifersüchtige spreche, der nie völlig das Herz der Geliebten besaß und sie doch ganz begehrte und mit rasender Leidenschaft liebte; aber bestimmte Klagen über Vernachlässigung ihrer Pflichten als Mutter und Hausfrau oder gar Verletzung ihrer Pflichten als Gattin werden nicht formulirt und scheinen undenkbar.

Und doch sind solche Klagen vorhanden, und zwar nicht etwa ausgesprochen von Mißgünstigen, Klatschsüchtigen, Fernstehenden, Ununterrichteten, sondern von den Nächstbetheiligten, von der eigenen Tochter, von Therese Huber, der hauptsächlich diese Darstellung gilt.

Therese Huber war eine reife, vielgeprüfte, in Leiden erstarkte Frau, als der Vater starb (1812). Sie hatte ihn innig geliebt und war von ihm trotz vieler Gegensätze, die zwischen ihnen

bestanden, vor allen Kindern geliebt worden. Erst durch seinen Tod sei sie, so erklärte die Achtundvierzigjährige, alt geworden. Sie freute sich, gegenüber manchen Verunglimpfungen, die Heyne als Gelehrter und als Mensch in den letzten Zeiten seines Lebens und nach seinem Tode erfuhr, in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ eine wissenschaftlich anerkennende, persönlich herzliche Würdigung des Todten Seitens des viellobenden Nekrologisten jenes Blattes, des Dresdener Archäologen K. A. Böttiger, zu lesen. Mit diesem auch journalistisch betriebsamen, höchst einflußreichen Manne, der gern seine Kreise recht weit zog, war Therese nach dem Tode ihres zweiten Gatten Huber in Verbindung gekommen. Dessen Nekrolog durch Böttiger im ‚Freimüthigen‘, den sie freilich erst nach Jahresfrist zu lesen bekam, hatte sie frappirt; sie hatte den Autor erkundet und ihm gedankt. Damit begann ein Briefwechsel, der fast 25 Jahre dauerte. Die Briefe Theresens — nur sie sind bisher bekannt, die Böttigers scheinen verloren zu sein — enthalten eine Fülle wichtiger und anregender Mittheilungen persönlichen, literarischen und politischen Inhalts. Bei der häufigen und engen Verbindung war es natürlich, daß sie Böttiger, wenn sie auch, wie aus anderen Aeußerungen ersichtlich, mit dem Nekrolog nicht ganz zufrieden war, herzlich dankte. Als Erwiderung für diesen Dank fragte er sie, die schon früher ihm mancherlei Vertrauliches mitgetheilt hatte, nach anderen Einzelheiten ihres Jugendlebens, und empfing zur Antwort Schilderungen ihrer Mutter, des ehelichen Lebens und des Unglücks ihrer Eltern.

Die erste andeutende Aeußerung findet sich in einem Briefe vom 10. August 1812 und lautet so:

„Diese meine Mutter bleibt mir eine ganz räthselhafte Frau. Sie muß überwiegende Verdienste gehabt, unvertilgbaren Eindruck gemacht haben, in ihrer Verbindung mit meinem edlen Vater müssen sehr wichtige, unauflösliche Fäden verwebt gewesen sein — mir, die sie bis in mein zwölftes Jahr kannte, mir, deren Erinnerungen ebenso unauslöschlich bewahrt, als scharf

gezeichnet sind, ließ sie schmerzhafte Eindrücke. Heyne war kein glücklicher Gatte durch sie und diese gute Mutter, die ich nicht begreife, ward von ihm unendlich geliebt, bis sein herrlicher Geist uns verließ. Ich muß einer religiösen Scheu nachgeben, die mich hier zügelt. Meine Mutter war in dem Hause eines genialen Künstlers, ihres Vaters, des Kapellmeisters Weiß, eine der jüngsten von sechzehn Geschwistern, zur glänzendsten Zeit August's von Polen geboren. Sie ward Unterhofmeisterin der sächsischen Prinzen, ehe sie die Kinderstube verließen; bei einer ganz vernachlässigten Jugenderziehung trieb sie ein inneres Verlangen nach Bildung des Geistes, die Erwachenszeit der deutschen Literatur traf mit ihrer Jugendzeit zusammen — was Alles auf sie wirkte, weiß ich nicht, aber sie verließ ihrer Väter Kirche und ward lutherisch. Die Disposition, die zu so einem Schritt gehört, wenn er aus Herzensbedürfniß, mit Aufopferung sogar aller weltlichen Erwartungen geschieht, ihre völlige Unkunde im Hauswesen, ihre Vorliebe für Lektüre und Beschäftigung der Phantasie — sehen Sie hier Gründe zu dem, was ich von Heynens Eheglück sagte. Sie liebte ihre Kinder unendlich, wußte sie aber nicht zu ziehen — aber diese — mir nicht erklärliche Frau ward von Allen, die sie kannten, geliebt, verehrt. Heynens Benehmen bei späteren Vorfällen — besonders meines Lebens, deuteten darauf hin, daß er alle Gewalt der Leidenschaft kannte und dem Herzen alle seine Rechte einräumte. Er fand sich oft im Streit, wenn er zwischen dem Gebot der sicheren Führerin Vernunft und der edlen Rebellin Phantasie, entscheiden sollte. Seine zweite Ehe hatte eine umwölkte Epoche, aber ihr hat er gewiß sein langes Leben und seines Alters Ruhe zu danken."

Diese Andeutungen, die Vieles verschwiegen, genügten Böttiger so wenig wie uns. Das war von seiner Seite weder Klatschlust noch Eindrängen in Familiengeheimnisse. Vielmehr war es sein Recht, zu fragen, da er mehr als zwei Jahrzehnte mit Heyne in lebhaftem Briefwechsel gestanden und von seinem Korrespondenten außer gelehrten auch viele persönlichen und intimen

Mittheilungen erhalten hatte. (Der Briefwechsel beider Männer, Bd. 83—85 der Böttiger-Sammlung in Dresden, begann 1788, wurde lebhaft seit 1791, enthält viele Billete der zweiten Frau Heynes, geht aber auf die erste nicht ein.) Auch psychologisch mußte Böttiger die Sache lebhaft interessiren, da er mit allen Uebrigen, vielleicht durch Angaben Heynes veranlaßt, in dessen erster Frau ein Idealbild gesehen hatte. Endlich mochte er sich zum Biographen Heynes berufen fühlen: er hatte, wie die Briefe zeigen, von denen oben Gebrauch gemacht worden ist, durch Frau von Schönberg, die Freundin von Theresens Mutter, über Heynes Eheschließung merkwürdiges Material erhalten und suchte es nun durch Anfragen bei der Tochter jenes Paares, die er auf seine Berichterstatterin, auf Frau von Schönberg hingewiesen hatte, zu vervollständigen.

Daher begann auch Therese in dem folgenden Brief (Appelhof bei Nürnberg, 1. September 1812) mit einer Erwähnung der Jugendfreundin ihrer Mutter. Sie schrieb:

„Geehrter Freund!

Ich habe mir den Genuß nicht versagen können, der bewährten Freundin meiner Verewigten einige Zeilen zu schreiben. Bei meinen verschiedenen Reisen in Sachsen wünschte mein Vater immer, ich möchte Frau von Schönberg kennen lernen, die Umstände verhinderten es — eigentlich der Mangel eines lebendigen Willens, denn wenn man den hat, gelangt man zu Allem. Es scheint mir schicksalsvoll, jetzt, nun alle Bande an meine Kindheits-Umgebungen verschwinden und eingehen, jetzt nun diese Frau zu begrüßen, die mir von früher Kindheit an als eine Hausgottheit genannt wurde. Wollen Sie die Mühe übernehmen, den Brief zu bestellen? Das Freundschaftsband zwischen ihr und meiner Mutter muß sehr innig gewesen sein. Meine Mutter gab noch in den letzten Jahren ihres Lebens Beweise des völligen Vertrauens zwischen sich und dieser Dame. Ich war wegen des Datirens in Verlegenheit, da ich Appelhof der Wahrheit gemäß sagen

mußte und es doch mein Wohnort nicht ist, da ich der Weitläuftigkeit wegen es ihr nicht erklären konnte, wie ich hierher komme. Es wird ja gleichgültig seyn? ich erwarte keine Antwort von der alten Frau — dort im reichen, schönen Kranze meiner Verklärten finde ich auch sie. Sie fordern, werthester Freund, etwas sehr Wunderbares von mir, indem Sie Erinnerungen aus meiner Jugend verlangen. Was ich sagen soll, kann mir aus einem bestimmt höheren Standpunkt der Moralität recht sein, in der Regel weist mich diese Moralität auf den von Noahs Söhnen, auf den Gott seinen Segen legte, hin. Doch hier gilt es Seelenkunde, gilt Erkenntniß, und in mir ist eine höhere Liebe, als daß Bedingnisse der beschränkten Menschlichkeit meine Neigungen gängeln dürften. Ich möchte die gute Mutter — sehnlichst möchte ich ihre Vorzüge gekannt haben, die ihr meines Vaters liebende Trauer bis in den Tod erhielten und der verschiedensten Menschen, ja Weiber, innige Achtung. Ich kannte sie nur kränklich. In meinem dritten Jahre überstand sie eine Brustkrankheit, die wohl der Ursprung ihrer Lungensucht ward. Vielleicht trug diese Kränklichkeit zu ihrer Unfähigkeit, Haus zu halten, bei; mich drückte von früh an der gänzliche Mangel an Ordnung, Reinlichkeit, Regel. Ich weiß nicht, woher mir das früh erwachte Gefühl kam, mich vor zerrissener Wäsche, Schmutz, Mangel an Kleidung und Schuhen zu schämen. Da ist kein Detail des Hauswesens, an dem es nicht fehlte. Wir Kinder blieben ohne alle Aufsicht in der schlechtesten Gesellschaft von Gassenkindern und Mägden — aber der Umgang mit Kindern unseres Standes wurde uns immer erschwert. Mich rettete mein Schutzgeist vor Unsittlichkeit, wahrscheinlich weil sehr früh eine ungemeine Geistesthätigkeit jede Sinnenlust niederdrückte, und eine Sucht von stoischer Strenge in mich legte, die meinem ganzen Wesen eine eigene Richtung gab. Mein Bruder säete in dieser schlechten Gesellschaft die herben Früchte seines Lebens aus; meine Schwester ward durch Umstände früh herausgerissen. Wie diese Abwesenheit an Lebensanmuth meinen Vater peinigen mußte,

kann ich mir denken, da er das Sinnbild der Sauberkeit, Ordnung und Zierlichkeit für mich blieb. Auch schien mir sein Zimmer stets ein Heiligthum. Oft mußte er seine Strümpfe flicken — doch genug! Sie können keine Widrigkeit übergehen, um das Bild von dem Hauswesen jener Zeit auszumalen. Bis zu meiner Mutter Tode schliefen wir alle drei Kinder — der Knabe vierzehn Jahr alt, in der Eltern Schlafgemach, und mein Vater hat sein Leben vielleicht der Frau des verstorbenen Dieze zu danken, die sechs Monate vor meiner Mutter Tod sie erst beredete, ihr Lager von meinem Vater zu trennen — die schon drei Jahre lang schwindsüchtige Frau! Unser Unterricht war ohne alle Aufsicht, ganz fruchtlos von abhängigen Studenten gegeben. Zu diesen wunderlichen Unseligkeiten kam noch die religiöse Stimmung meiner armen Mutter, die wahrscheinlich nie klar ward, sondern zwischen philosophischem Starkmuthe und der conscience timorée einer Bekehrten schwankte. Religionsunterricht erhielten wir nie, so eine elegante Bibelerklärung nach so einer verschämten Kinderbibel ward uns dozirt, die mir sehr fade vorkam, weil ich über dem Brutus, Leonidas, Cyrus, Cäsar, den frommen Joseph und Consorten nicht genießen konnte. Dann hatte aber meine Mutter Epochen, da betete sie viel, ließ uns beten, erzählte uns vom Teufel, drohte: die Zunge werde uns aus dem Grabe wachsen und dergleichen. Wenn Sie nun zu diesen trüben Farben noch einen Zug gesellen, der ganz schneidend in diesem befremdlichen Gemälde steht. — Nach dem Tod des letzten, unendlich beweinten Kindes meiner Mutter, wie ich mochte acht Jahr alt sein, gerieth diese in ein Verhältniß mit einem in jeder Rücksicht unwürdigen Menschen, das bis zu ihrem Tode, unter jedem Stern, die solche Verbindungen herbeiziehen, dauerte. Das Mehrere hierüber wäre nie genug. Das sind unergründliche Räthsel des Herzens. Bei diesem Allen waren wir Kinder gewissermaßen Vertraute. Mein Bruder war es ganz, ich viel weniger, denn mein starrer Sinn war ihr zuwider, meine Häßlichkeit machte ihr keine Freude [auch in einem Briefe an

Emil von Herder c. 1810 heißt es: „Meine arme Mutter liebte mich nicht"] und mein phantastisches Wesen machte mich unachtsam auf das, was um mich vorging und in meiner inneren Welt lebend. Meinen Bruder liebte sie mit dem Nachklang ihrer Jugendliebe zu Heyne, mit der Erinnerung romantischer Bilder von Vortrefflichkeit der Mutterfreuden, meine Schwester war die Jüngste und ein bildschönes Kind. (Ich ward sehr spät reif ohne zu kränkeln, ward erst vom fünfzehnten Jahre an hübscher und meine Züge selbst erst nach dem zwanzigsten fest — ich wuchs noch im zweiundzwanzigsten Jahre.) Und Ihr Vater? — so fragen mich Ihre traurigen Blicke. Der arbeitete über Menschen-Kräfte, sah uns nur bei Tisch, ein paar seltene Familien-Partien erinnere ich mich aus meiner Kindheit, bei denen mir kein froher Eindruck blieb. Ich hatte nie Schlaf als Kind, wenig mein Leben lang, erst seit einigen Jahren schlafe ich, das Wachen vergessend, doch nie mehr wie 6—7 Stunden — damals arbeitete der Vater über dem Schlafzimmer, Matthiä [Georg Matthiä, Mediziner, geboren 1708, seit 1736 in Göttingen, gestorben am 9. Mai 1773] war am Schlag gestorben, in seinem Zimmer abends niedergefallen; da ängstigte ich mich halbe Nächte lang in meinem Bett und horchte, ob der Vater oben nicht fiel und mein Herz stand still, wenn sein Stuhl rückte. Da kam er erst immer um 1—2—3 schlafen. Er war aber mein Idol. Ich habe mich nie in meinem Leben seiner geschämt, er war immer wie er sein sollte, milde, würdig in seinem Zorn, engelgütig, schamhaft, rein wie ein vernünftiges Wesen, das seinen Leib für Gottestempel hält — darum war ich ihm verwandt. Einmal nur, nur einmal hörte ich ihn meiner Mutter ein furchtbares Wort sagen, an einem Abend, wo wegen des erwähnten Verhältnisses der erste Ausbruch war, aber auch da war keine Beschämen erregende Leidenschaft in ihm. Wie das nun war in meiner Mutter, das fasse ich kaum. Soll ich meine nächste Ansicht ausdrücken, so klingt es ganz wunderbar — es fehlte ihr vielleicht nur Schönheitssinn — was tadelnswerth in diesem Verhältniß

war, geht mich nichts an, und glaube ich nicht; daß es bis zur Todesstunde währte, heiligt es, aber daß es einen gemeinen, rohen, widrigen Menschen traf — daß jeder Form ihres Lebens Anmuth fehlte! — Sie war die Rathgeberin ihrer weiblichen Bekannten, die Pflegerin der Kranken, rein menschlich, rein mütterlich, sie arbeitete wenig, las viel, träumte noch mehr. Bis zu dem fatalen Verhältniß versammelten sich die gescheutesten Männer und Jünglinge um sie, Meiners, Dohm, Balle, Anker (kennen Sie diese Namen?) Boje, Cramer, Stollbergs — ich erinnere mich, daß da abends wohl gelesen und gesprochen ward. Nachmals hörte das auf. Daß mein Vater mit ihr gelesen hat, erinnere ich mich nicht mehr, aber früher war's oft der Fall, das weiß ich. Sie hielt uns zu keiner Art Lektüre an, ließ mich aber unverwehrt einen Schwall Romane lesen und Trauerspiele, aus denen ich meine griechischen und römischen Helden kennen lernte. Der Vater erzählte mir gern bei Tisch, erklärte mir Gemmen, Antiken, hörte unser Geschwätz, ja ich erinnere mich, daß wir ihm durften aus der Insel Felsenburg lesen, die uns ungemein interessirte. Ich war oft auf der Bibliothek bei ihm, spielte mit meiner Puppe neben dem Laokoon und Apollo, und sah Kupferstiche. Das war mein Unterricht, denn meine Lehrstunden waren elend. Mit der Mutter Tode wurde unser Tischgespräch ein erwärmendes Feuer für meinen Geist. Er gab mir eine Geschichte zu lesen, ich las am Tage, um Abends den tief Betrübten unterhalten zu können, ich lernte die schönsten Gedichte auswendig, aber meine Neigung trieb mich immer zum tiefen, leidenschaftlichen Ernst, das tadelte er, und daraus entstand eine sehr frühe, mächtige Selbstbeherrschung in mir und in ihm ein furchtsames Vermeiden, mein Gefühl anzuregen. Dieser Zug ging durch unser beider Leben, unvermeidlich bei unser beider Feuerwesen, aber sehr schädlich durch. Er behandelte mich immer mit der Voraussetzung, er müßte meine Heftigkeit im Zaum halten, ich nahte mich ihm immer, den Zügel meines Gefühls haltend, daß das tolle Roß bäumend stand, starr und unbeweglich. Aber neben

diesem kindischen Irrthum ging die heilige Sympathie fort, so daß er mich heimlich verstand, in meinen leidenschaftlichen Willkürlichkeiten am meisten. Er wußte, wie edle Seelen fehlen, er glaubte an die Tugend, die er kannte. Aber er war ein doppelter Mensch wie wir alle, das Ideal, an das er glaubte, getraute er sich, wenn es mit der unförmlichen, konventionellen Welt in Kampf trat, nicht zu beschützen. Die ganze Geschichte meiner ersten Ehe war meines Vaters wegen sehr — — herrlich und fürchterlich. Er verstand mich stillschweigend, denn nie erklärten wir uns, aber die theilnehmenden Menschen waren nicht wie wir und wir hatten Unrecht — er, meine unschuldigen, der Sinne unkundige Kühnheit gelitten zu haben, ich den einzig sicheren Weg beschränkter Sitte nicht zu gehen. Jetzt ist mir's klar, wie sehr damals bei seiner Behandlung meiner Erinnerung an seine Jugend ihn geleitet haben mag. Er mochte sich in mir verjüngt finden. Nie erklärten wir uns, wir fürchteten unsere beiderseitige Lebhaftigkeit der Gefühle, erst seit meines Mannes (Hubers) Tode vertraute er mir je mehr und mehr seine Liebe zu mir, und bei Veranlassung der Briefe über Holland, die Sie im Merkur einrückten (1809), schrieb er mir — O, ich will es Ihnen senden, wenn ich nach Haus komme. So waren wir über wissenschaftliche Gegenstände immer offen, wie zwei freie Menschen gegen einander, aber was meinem Herzen lieb war, hielt ich immer von ihm — mehr unabhängig als verborgen, denn in mir ist ein Unwille jedes Verbergens — er hätte — jeder rechtliche Mensch braucht mich nur zu fragen. Meines Vaters frühere Verbindung mit meiner Mutter muß in den von ihr vorhandenen Briefen viele Erläuterung finden. Ich werde meinen Bruder um ihre Auslieferung bitten, wenn ich es, ohne mit meiner armen Schwester Reuß in Kollision zu kommen, thun kann. Nach meiner Mutter Tod suchte mein Vater sogleich einige Ordnung ins Hauswesen zu bringen; er schaffte das arg schlechte, liederliche Gesinde ab, nahm rechtliche Leute, ließ uns Mädchen nähen lernen, trennte uns von dem Bruder, den er zu sich nahm, versuchte uns eine

Gouvernante zu geben, was sehr schlecht ausfiel, worauf er denn 18 Monate nach meiner Mutter Tod, wie ich eben 13 Jahr alt ward, heirathete. In der Woche, wo er seine junge Frau von Hannover nach Göttingen führte, kam ich nach Hannover in eine Pension, lernte meine Mutter kaum kennen aber doch lieben, und von der Zeit, wo ich nach einem Jahre zurückkehrte, bis heute blieb sie meine liebste Freundin. Aber auch in dieser zweiten Ehe waren Stürme, allein meine Mutter hat wirkliche Würde und Anstand und hat meinem Vater eine würdige Häuslichkeit verschafft. Fragen Sie mich nun weiter. Noch muß ich bemerken, daß die oben erwähnte Frau des verstorbenen Dieze aber einst äußerte: meine verewigte Mutter habe in frühern Jahren mit Gotter schon eine ähnliche Verbindung gehabt; diese Frau verehrte meine Mutter wie eine Heilige. Was nun Gotter anbetrifft, so wissen Sie von ihm wahrscheinlich, was seine Verbindung mit einem Weibe sehr unwahrscheinlich macht. Ich sollte denken, es müßten Briefe von ihm da sein. Seit ich denken kann, schrieb sie sehr wenig, unglaublich wenig, auch der Schönberg. — Für heute genug. Ich folgte Ihrer Aufforderung und glaube an Ihre Gewissenhaftigkeit; bei Allem, was ich von meiner Mutter schrieb, ist das Verhältniß mir nicht das wehthuende, aber daß allen meinen Erinnerungen an sie Anmuth fehlt. Meine Kindheit war ein verdrießliches Chaos — nur wenn ich im Garten war, Sonne, Blumen, Grün sah, Laubdunkel, fließendes Wasser — das sind mir erwärmende Kindheitsbilder. . . .

Ihre herzliche Therese Huber."

Alle Angaben dieses Briefes werden bestätigt und verstärkt durch das Stück einer Autobiographie, welche die Ueberschrift „Unsere Geschichte" und das Datum 26. Oktober 1803 trägt. Dort wird der Liebhaber genannt; es ist der in der Begleitung des Bruders der Frau Heyne, der wie ihr Vater Musiker war, nach Göttingen gekommene — Forkel. Daß dem so war, bekräftigt dessen Gattin, die von ihm geschieden wurde, die spätere

Frau Liebeskind, in einem Briefe an Therese. (Ueber die Beziehungen beider Frauen unten S. 101—106.) Ich gebe die Stelle ganz, weil sie auch eine gute Ergänzung zu den biographischen Notizen über Forkel bietet. Frau Liebeskind schrieb (12. Mai 1818; Forkel war am 20. März gestorben):

„Syndikus Riedel schreibt mir in einem späteren Briefe die näheren Umstände von des alten Freundes Tod. Schon seit sechs Wochen sah der Arzt Brustwassersucht und nahen Tod voraus. Er blieb bei aller Schwäche heiter und seinen Tod nicht ahnend, bis er die letzten vier Tage in eine Art bewußtlose Betäubung sank. Meiner hat er mehrmals auch schon früher mit Achtung und Liebe gegen Riedel erwähnt und über das frühere Verhältniß sehr billig gesprochen. Er wurde mit Sorgfalt verpflegt, sonst würde mich dieses einsame Krankenlager noch tiefer schmerzen. Doch gestehe ich, daß wenn ich nur einen Wink erhalten hätte, nichts mich würde abgehalten haben, ihm die letzten Pflichten der Freundschaft und früherer Verbindlichkeiten selbst zu leisten. Ich glaube aber nach seiner Gemüthsart, die alle Aufregungen scheute, nicht, daß er es gewünscht hätte. Seinen Sohn hat er durchaus nicht sehen wollen (das heißt früher schon). Er hat ihn zwar, aber nur ungern dem Rechte folgend, zum Erben eingesetzt, mit Vorbehalt eines Legats von vierhundert Thalern an seine Schwester, die bei Coburg lebt. Der Sohn kam hierdurch in einen Zustand von Entmündigung, der mich sehr schmerzhaft ergriffen hat. Zwar hat er mir mit heißen Thränen versprochen, diese letzte Krisis seines Schicksals würdig zu benutzen, allein was sind Thränen und Versprechungen eines Leichtsinnigen? — Ich habe auch in diesen Verhältnissen meine Pflicht gethan, allein ich fühle mich an Leib und Seele erkrankt.

Das Verhältniß zu der verstorbenen Heyne [Frau Liebeskind schreibt H . y . e] habe ich immer nur für platonische Schwärmerei gehalten, obwohl F. eigentlich zu solcher wenig gestimmt war. Es hat mir immer etwas Unerklärliches gehabt, doch habe ich nie geglaubt, daß es störend auf Ihren Herrn

Vater gewirkt hätte, der, selbst zu beschäftigt, sich wohl nie um die Stunden seiner Frau bekümmerte. Auch dächte ich, könnte er nie von Einfluß auf das Häusliche und auf das Ganze gewesen sein. Es wäre mir sehr interessant, Näheres darüber zu wissen. Die Einzige, die es wissen könnte, wäre wohl Hambergers noch lebende Schwester, mit der F. zu gleicher Zeit ein gemeines, offenbar nur auf Sinne begründetes Verhältniß hatte."

Therese war elf Jahre alt, als die Mutter starb. Man könnte sie in gewisser Weise verwahrlost nennen; die zwei Jahre, die das Haus ohne Hausfrau blieb, mochten ihre Erziehung nicht verbessert haben. Da trat mit Georgine Brandes eine Stiefmutter ins Haus. Auch von ihr entwarf Therese ein Porträt (an Böttiger 10. August 1812), aber es ist keine dunkle Zeichnung einer bösen Stiefmutter, sondern ein Lichtbild.

„Meine Stiefmutter, die mir nie Stiefmutter war, ist ein vortreffliches, geist- und gemüthvolles Weib, sie ist mein Idol, mein liebes, menschliches Götzenbild. Ihre Schwächen zieren die unzählbaren Tugenden dieses lieben Charakters. Ich war 13 Jahr, sie 24, wie mein Vater sie uns gab — und da ward sie meine Freundin und ich hatte nie eine vertrautere, hatte keine unwandelbare wie sie. — Wir sind in sonderbaren Verhältnissen gewesen als Weiber, nie als Mutter und Tochter. Ich danke ihr Alles, was ich durch äußere Leitung werden konnte. Fleiß, Geschicklichkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Häuslichkeit, Pflichtgefühl, weibliche Würde, Milde, Leben für Andere — und alle meine Geschwister lernten von ihr einen Theil ihrer Tugenden — von meinem Vater erbte ich wohl die meisten Naturanlagen."

Die letztere Stelle durfte, obwohl sie nicht über die Mutter handelt, hier nicht fehlen; gerade als Gegenbild ist sie durchaus nothwendig.

Die in dem ersten großen, oben abgedruckten Schreiben genannten Persönlichkeiten bedürfen meist keiner weiteren Besprechung. Die Jünglinge, die oben Seite 16 als Mitglieder von Heynes geselligem Kreise genannt werden, haben sich fast alle als Männer

einen geachteten Namen erworben. Nur zwei Personen müssen hervorgehoben werden: Frau Dieze, die als guter Engel gepriesen, Gotter, der als böser Dämon geschildert wird. (Für das Folgende vgl. Gotters Literarischen Nachlaß, Gotha 1802 S. XXV, R. Schlösser, Gotter, Theatergeschichtl. Forschungen X, Hamburg u. Leipz. 1895, Körte, Wolfs Leben I, 40, 45 passim). Erstere war die Gattin des von 1763—1783 als Professor in Göttingen lebenden Gelehrten und Unterbibliothekars Joh. Andr. Dieze, von der sonst freilich nichts bekannt ist. In Folge seiner Stellung als Heynes Kollege (Untergebener) an der Bibliothek hatte er mit seiner Frau gewiß Zutritt in Heynes Hause. Da Dieze 1783 nach Mainz zog, wo er 1785 starb, ist es nicht unmöglich, daß die Frau auch noch zu der Zeit daselbst lebte als Therese dorthinzog und sie kann mit ihr Reminiscenzen aus den Tagen der Kindheit aufgefrischt haben. Gotter ist der nicht unrühmlich bekannte Theaterdichter. Er war zweimal in Göttingen, zuerst 1763—66 als Student, dann 1768—69 als Hofmeister; als er zum ersten Mal hinkam, war er 17, bei seinem zweiten Aufenthalt 23 Jahre alt. Schon während seiner Studentenjahre hatte er Beziehungen zu Frau Therese Heyne gehabt; 1768/9 war er Hausfreund im Heyne'schen Haus. Er blieb auch nach seinem Weggang von Göttingen mit dem Ehepaar in Verbindung; ein Brief nach Theresens scheinbarer Wiedergenesung (August 1773), ein Trostbrief an den Gatten nach dem Tode der Frau hat sich erhalten; Gotter nahm den älteren Freund bei dessen Erholungsreise nach Gotha (1776) sehr freundschaftlich auf. Der Herausgeber von Gotters Nachlaß äußert sich über dies Verhältniß so:

„Heynens vortreffliche Gattin, gebohrene Weiß, schätzte ihn sehr, und er war ihr hinwieder innigst ergeben und machte diese geistvolle Frau zur Richterin seiner poetischen Arbeiten, die er ihr alle vorlas oder nachher schickte.“ —

So viel über die dramatis personae.

Aber hier darf nicht eine bloße Vorführung der Personen genügen. Da es nicht möglich ist, die angeführten Thatsachen

urkundlich zu beweisen oder zu widerlegen, so kann es sich nur um den Versuch einer psychologischen Darlegung handeln.

Der Bericht von Therese Huber ist eine Anklageschrift der Tochter gegen die längstverstorbene Mutter. Einem solchen Zeugniß gegenüber thut bedächtige Erwägung noth.

Man muß von vornherein zugeben, daß der Bericht einen bedenklichen Mangel an Pietät zeigt. Das Andenken der Mutter preiszugeben, ist unedel. Es ist in diesem Falle noch unedler, da die Anklage erhoben wurde zu einer Zeit, da kein Vertheidiger der Angegriffenen mehr lebte. Es ist ferner schwer begreiflich, daß er einem Manne abgelegt wurde, der ein notorischer Schwätzer war, der die ihm anvertrauten Geheimnisse als Gemeingut seiner Freunde — und wer gehörte nicht zu diesen — zu betrachten pflegte.

Aus diesen Erwägungen heraus könnte man dies Zeugniß als ein unwahres verdächtigen. Man könnte auch verschiedene Tendenzen darin sehen wollen. Zunächst könnte man meinen, Therese habe die von ihr sehr geliebte Stiefmutter, von der sie zeitlebens zahlreiche Beweise der Zuneigung empfing, auf Kosten der eigenen Mutter verherrlichen, habe sich an letzterer, vielleicht wegen erlittener strenger Behandlung, rächen wollen. Sodann könnte man annehmen, es liege die Absicht vor, den über Alles geliebten Vater zu verherrlichen, zu zeigen, wie dieser, trotz häuslichen Elends, Muth und Stärke bewahrt, ja wie er der Frau, von der sein Glück vernichtet, seine Ehre verletzt worden, Liebe und Treue unverbrüchlich, über das Grab hinaus, bewahrt habe. Endlich wäre es denkbar, daß die Schreiberin selbst sich in das beste Licht habe stellen und sich rühmen wollen, wie sie aus diesem Pfuhl rein und unverderbt hervorgegangen sei.

Solche Tendenzen würden bei manchen Anklägerinnen annehmbar sein; bei Therese sind sie es nicht. Die erste nicht, weil ihre Stiefmutter gewiß niemals — wenigstens nicht durch sie — von diesen Bekenntnissen etwas erfuhr. Die zweite nicht, weil Heyne der zweiten Gattin 35 Jahre lang das reinste Glück gegeben und von ihr empfangen hatte, überhaupt hoch genug

stand, daß er eine Verherrlichung nicht nöthig hatte. Höchstens könnte man die dritte gelten lassen, da ein gewisses Streben der Schreiberin, sich eine ganz besondere Stellung zu verschaffen, nicht zu leugnen ist.

Aber, wenn auch diese Absicht bei Therese vorwaltete, so konnte sie nie so stark sein, um sie zu völliger Unwahrheit zu veranlassen. Sie war zwar zu jung und zu unreif, um die Thatsachen selbst zu verstehen, aber sie hatte diese Berichte gehört von Personen, denen sie Vertrauen schenkte; unter diesen führt sie Frau Dieze namentlich an. Sie glaubte fest daran und hat, wie man nach allen sonst vorliegenden Zeugnissen behaupten kann, zu dem Ueberlieferten nichts Eigenes hinzugethan. Die Berichte sind also subjektiv wahr, d. h. sie wurden von der Schreiberin geglaubt; sie meinte die Wahrheit zu berichten.

Anders aber steht es mit der objektiven Wahrheit. War Frau Heyne der Dinge fähig, deren die Tochter sie hier zeiht?

Was kennen wir sonst von und über Heynes Gattin?

Zunächst einen Brief Herders an seine Braut aus der Zeit, da dieser Göttingen besucht hatte und nach seiner Einöde in Bückeburg zurückgekehrt war (Februar 1772. Diese Stelle und die folgenden sind dem Buche ‚Von und an Herder, Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlasse', herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder, 2. Band, Leipzig 1861, entnommen): „Sie das stark — innigst empfindende Weib und — die beste Mutter. Sie ist nicht schön, ihr ganzes Gesicht ist in einem Zuge der Empfindung gebildet, die die unregelmäßigen Züge ihr eingeprägt hat. Ihre ordentliche, sich selbst gelassene Miene ist so tief, so schweigend, wie im weitsten Traum versenkt. Die vielen sonderbaren Schicksale haben einen Nebel auf ihre Mienen gebreitet, der sehr ernst wird. Aber wenn sie spricht, wenn sich ihr Auge erhebt, wenn sie mit Fülle der Seele aus dem Herzen spricht — ich habe Klopstocks Oden mit ihr gelesen, wir haben unsere Exemplare gewechselt, sie hat nur einige Worte dazu gesprochen — aber nie glaube ich, daß über Klopstock tiefer und enthusiasti-

scher gesprochen worden ist. Sie ist immer unter ihren Kindern — sehr sonderbare Kinder; sie wissen nichts von einem Feierlichen, Gezwungenen, sie scheinen nichts auf der Welt zu verlangen, als mit ihren Eltern sein zu können."

Sodann einen Briefwechsel zwischen Herder und Frau Heyne. Nach seinem Aufenthalt in Göttingen blieb Herder mit den dort gewonnenen Freunden in brieflicher Verbindung. Seine und ihre Briefe, Februar—August 1772, Februar—März 1773, sind ganz in dem damals üblichen empfindsamen Ton geschrieben.

Sie schwelgt in der Erinnerung an die mit ihm vorgenommene Lektüre. Klopstock ist der von ihr bevorzugte Schriftsteller, so daß auch, nach Klopstock's Muster, Herders Braut Fanny genannt wird. Auch von Grauns Musik ist sie entzückt. Sie rühmt ihren Mann und preist seine Liebe. Sie verherrlicht sich als Mutter und beklagt, daß sie vier Kinder verloren habe. Eine Probe mag die ganze Ueberschwänglichkeit der Empfindung und des Ausdrucks kennzeichnen: „Liebster, verehrter, ewig unvergessener, mir ewig unvergessener Herder, ich sage nichts als Sie sahen mich; ich nahm keine Gestalt an, wie es die Artigkeit gefordert hätte, meine Seele floh zu Ihnen, und da ist sie nun und Sie sollten diese von Ihnen erfüllte Seele durch kein mürrisch Schreiben von sich stoßen." Für die Stimmung der Frau mag noch folgende Aeußerung angeführt werden: „O mein Herder, von dem Himmel mit Verstand und schönen Eigenschaften gesegneter Geist, machen uns theure Freunde, Kinder, Geliebte glücklich? macht nicht jedes Band, das sich um unser Herz und um unsre Seele schlingt, wenn es weggerissen wird, uns unglücklich? und ist die Furcht nicht schon ein Gift, das an unserer Ruhe nagt? reißt es nicht unser Leben mit dahin? oder ist der Besitz dieser göttlichen Geschenke nicht mit dem allerdurchdringendsten Kummer vermischt? Das Leben Derer, die ich liebe, ihr Wohl, ihr moralisches Vermögen ist mir anvertraut? ich soll Seelen bilden, da die meinige irrt und fehlt?"

Herder seinerseits übersandte seiner Korrespondentin Klop-

stock'sche Lieder und theilte ihr literarische Neuigkeiten mit. Er schwärmte mit ihr und gedachte mit Inbrunst der mit ihr verbrachten Stunden. Er sehnte sich nach ihrem Umgang und ermahnte sie zur Heiterkeit. Aber er war nicht so redselig wie sie. Seine Briefe richteten sich mehr an den Mann und beschäftigten sich mehr mit gelehrten Dingen und der gewünschten Berufung nach Göttingen, die, wie bekannt, trotz aller Mühe, die sich Heyne gab, nicht zu Stande kam. Während des langen Leidens der Frau Therese fehlte es von Herders Seite nicht an Erkundigungen und theilnehmenden Worten. Nach ihrem Tode trauerte Herder innigst mit dem trostlosen Gatten. „Was haben Sie, Ihre Kinder, wir verloren! Könnten wir Ihnen doch einigermaßen den Verlust ersetzen. Wie uns jetzt Göttingen mehr anekelt, können Sie denken. Sie war's immer mit, worauf unsere Seele ruhte und Trost fand."

Lassen sich nun, so kann man fragen, diese beiden Berichte, die Anklage der Tochter, und die Worte Herders, die zwar nicht über ganz dieselbe Zeit, aber über wenig auseinanderliegende Jahre handeln, vereinigen? Ich glaube ja. Herder war kein großer Menschenkenner. Er führte ein so reiches Innenleben, wirkte so ganz als Apostel, mühte sich ganz besonders, Einfluß auf Frauen zu gewinnen, daß er weder auf Schönheit noch auf Sittlichkeit noch auf besondere geistige Begabung Werth legte, sondern sich mit schwärmerischem Entzücken und einer recht mäßigen Empfänglichkeit begnügte. Was er also über Frau Heyne sagt, braucht uns nicht zu nöthigen, ein vollkommen anderes Urtheil über sie zu fällen, als es uns aus den Briefen ihrer Tochter entgegentritt.

Eine andere Frage aber ist die:

Ist es denkbar, daß eine Frau, die, wie aus der eben gewürdigten Korrespondenz hervorgeht, geistig schwärmte, und zwar mit einem der edelsten Geister, dessen sich die deutsche Literatur rühmt, eine Frau, die mit einem der größten Gelehrten verheirathet war, der zufällig auch ein wackerer und würdiger Mann

war, äußerlich ansehnlich und charakterfest, sich in des Wortes gemeinster Bedeutung mit einem Anderen oder, was gleichbedeutend ist, mit mehreren jungen und sittlich nicht eben vollkommenen Menschen verging? Derartige Fragen lassen sich natürlich nicht mit mathematischer Sicherheit beantworten. Physiologisch erklärlich wäre indessen ein solcher Vorgang wohl. Frau Heyne war schwindsüchtig, und es ist eine oft genug von Aerzten beobachtete Thatsache, daß gerade bei Frauen, die einem derartigen Leiden unterworfen sind, geschlechtliche Neigungen sich übermäßig stark entwickeln; es ist andererseits bei leicht erregbaren hysterischen Frauen, wie Frau Heyne offenbar schon in ihrer Jugendzeit war, eine solche Kontrastwirkung nichts Ueberraschendes. Es ist physiologisch wie psychologisch denkbar, daß eine leicht erregte Frau, die, in ehrbaren Professorenverhältnissen lebend, einen älteren ernsten Mann, den sie selten sah, zum dauernden Gefährten hatte, sich gerade aus dieser gezwungenen Ehrbarkeit, dem korrekten Einerlei mit krankhaftem Verlangen heraussehnte und sich bei der geringen Auswahl, die in dem kleinen Göttingen möglich war, gerade dem Jüngsten und Unwürdigsten ergab.

In der gewiß höchst peinlichen Sache wird also wohl die Entscheidung so getroffen werden müssen: Frau Heyne war in den letzten Jahren ihres Lebens eine kranke, auch moralisch nicht ganz zurechnungsfähige Frau; die Berichte ihrer Tochter, so pietätslos sie auch sind und so unbegreiflich es auch erscheint, daß sie gerade einem Böttiger abgelegt wurden, beruhen auf Wahrheit. Von welchem Einfluß das Miterleben solcher Scenen, das Nachdenken über derartige Vorgänge auf ein frühreifes Kind war, welche Wirkung auf das Gemüthsleben das Eindringen in diese Mysterien haben mußte, ist schwer zu berechnen.

II. Therese und F. L. W. Meyer.

Unter den jungen Männern, die im Leben der späteren Therese Huber eine wichtige Rolle spielen, ist F. L. W. Meyer

einer der merkwürdigsten. Er würde wegen seiner selbständigen schriftstellerischen Leistungen, einiger Gedicht- und Dramenbände, eines unselbständigen Romans und seiner Biographie Schröders, die viele wichtige Materialien enthält und das Denkmal einer eigenartigen Freundschaft ist, in der Literaturgeschichte nur einen höchst dürftigen Platz einnehmen. Wichtiger jedoch wurde er durch seine Persönlichkeit. Er gehörte zu den Menschen, die zwar aus der Ferne unsympathisch wirken, weil sie keinen Kernpunkt zu haben scheinen, nichts Bleibendes geschaffen haben, nicht stetig und ernst genug in ihrem Thun sind, die aber den Zeitgenossen gar merkwürdige Wesen sind, denen man das Größte zutraut.

Meyer war Herders Freund, er wurde von Schiller geschätzt, seine Kritiken über Goethe wanderten zu dem Meister über die Alpen, der freilich im Verein mit Schiller in den „Xenien" dem von Meyer mitherausgegebenen „Berlinischen Archiv der Zeit" einen kräftigen Hieb versetzte. Nicht sowohl das, was er produzirte, sondern das, was er dachte und urtheilte, wurde von den Zeitgenossen gerühmt, seine Briefe und Unterhaltungen waren gesucht. Diese hohe Schätzung, die er von geistig und gesellschaftlich hochstehenden Männern und Frauen genoß, wird aus damaligen Correspondenzen klar und geht namentlich aus den an ihn gerichteten Briefen hervor, die nach seinem Tode von Freundeshand gesammelt wurden.

Er war am 28. Januar 1759 in Hamburg geboren und starb in Bramstedt am 1. September 1840. Sein Vater gehörte zu Lessing's Freunden. Der Sohn studirte Jura und Philologie in Göttingen, wo er in dem Heyne'schen Hause aus- und einging, und wurde Regierungsauditeur in Stade. Von dort kam er in Folge einer Aufforderung Heynes nach Göttingen zurück und wurde dort Unterbibliothekar; zugleich unterrichtete er englische Prinzen im Deutschen, lehnte aber ein ihm schon damals gemachtes Anerbieten einer großen Reise, wiederum auf Heynes Rath, ab. Seine große Reise unternahm er erst 1789, war in Italien und den Hauptstädten Europas, lernte gekrönte

Häupter und Geistesfürsten kennen, war einige Jahre in Berlin Redakteur und lebte die letzten vier Jahrzehnte auf einem Gute, das er sich gekauft hatte, in beschaulicher Muße und selbstgewählter Thätigkeit.

Er war ein eigenartiger Mensch, ein „Herumstreicher", wie er sich selbst nannte, trotz seiner Seßhaftigkeit. Er haßte jede Gebundenheit an Amt, Familie, bestimmten Beruf, ja er haßte auch das Gebundensein an die üblichen Ansichten seiner Umgebung und Genossen. Darum war er ein Feind des liberalen Frankreich und ein Tory in seinen politischen Gesinnungen, neigte religiös, obgleich er sich an die bestehenden Formen nicht band und gelegentlich Toleranz bekundete, zur Orthodoxie; „ich bin auf meine Weise auch eine Art von Mystiker", sagte er einmal.

Schrankenlose Individualität — mit diesem Worte kann man Meyers Eigenthümlichkeit bezeichnen. Sein eigenes Selbst, nicht die umgebende Welt erschien ihm als das Wichtigste und Interessanteste, und gerade weil er diese Selbstpflege, um nicht zu sagen Selbstvergötterung, ohne Scheu offenbarte, machte er dieses Selbst auch Anderen interessant. „Sie dürfen nur das sein, was Sie sind", schrieb Heyne ihm einmal, „wozu Sie Natur gestempelt, Kultur gebildet hat."

Ein solcher Mann ist kein Stürmer und Dränger und sollte, wie wir meinen, nicht überwältigend wirken, und doch war er ein Frauenbezwinger und Herzensbrecher; wo er hinkam, stiftete er Unheil. Er war gewiß kein bloßer Sinnenmensch; ein paar Frivolitäten und leichte Anekdoten, die bei ihm vorkommen, können dies nicht beweisen. Sein eigener Ausspruch: „das Glück der Menschen beruht auf Sittlichkeit", hindert wohl die Annahme, daß er sein Glück in Unsittlichkeit gefunden habe. Doch gehörte er zu den Männern, welche die Frauen nicht entbehren können; „er habe sich nicht entschließen können," so meinte er einmal, „um einer Einzigen willen dem ganzen Geschlecht untreu zu werden."

Meyer wurde mit Therese innig befreundet, nachdem Georg

Forster, der Weltumsegler, der Politiker, einer der wenigen wahrhaften Volks- und nationalen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland, nach Göttingen gekommen war und sich mit Therese verlobt hatte.

Johann George Adam Forster, geboren 27. November 1754, gestorben 10. Januar 1794, kann hier nicht in seiner schriftstellerischen Bedeutung im Einzelnen gewürdigt werden, sondern interessirt uns nur als Mensch oder richtiger als Gatte. Aber es könnte sein, daß manche Eigenschaften, die ihn als Menschen auszeichneten, ihn gerade zum Gatten weniger tauglich machten.

Forster war ein edler Schwärmer, ein guter aber schwacher Mensch, ein Träumer, der, im Reiche des Ideals herumschweifend, sich im Praktischen schwer zurechtfand. Von einem tyrannischen Vater zu sklavischem Gehorsam erzogen, lernte er niemals recht selbständig zu werden. Er schwankte zwischen Nachgiebigkeit und leidenschaftlicher Hartnäckigkeit. „Sein Nachgeben," sagte einer seiner vertrautesten Freunde, „brachte ihn um Frau, Kinder, Freunde, Gesundheit und Leben," und derselbe schrieb, daß Forster „von jeher eines temperirenden Freundes, nicht eines schürenden bedurfte." Er war ein bedeutender Mensch, aber so wenig selbstbewußt und so fern von Eigenliebe, daß er fremdes Verdienst lobte und sein eigenes zu wenig zur Geltung brachte. Er war ein bedeutender Schriftsteller, aber zu vielseitig, um in einem Gebiete wirklich groß zu sein, zu unstät, um monumentale Werke zu schaffen, zu denen entsagungsvolle Stetigkeit eines der ersten Erfordernisse ist. So bedeutend als Schriftsteller, so wenig hervorragend war er als Beamter: zum Bibliothekar fehlte ihm die methodische Ordnung, zum Professor, ihm, dem glänzenden Plauderer und unterrichtenden Erzähler, Rednergabe und Lehrtalent. Er hatte die Fähigkeit und das Bedürfniß, Freunden ein Freund zu sein, aber gerade den Nächsten verschloß er sich: von seinen Geldnöthen erfuhr seine Frau erst nach seinem Tode. Oft ward er hintergangen, mußte erleben,

daß Versprechungen ihm nicht gehalten, sichere Aussichten durch die Schuld Anderer gestört wurden; er aber beharrte in seinem Optimismus, der rührend genannt werden müßte, wenn er nicht so kindlich gewesen wäre, und hielt die Welt voll von „großen Menschen, vortrefflichen Menschen". Und, was für ein geordnetes häusliches Leben vielleicht das schlimmste war, er strebte nach Ueberfluß; er wollte seinen Wohlstand immer nur auf die Größe seiner Einnahmen, nie auf die Beschränkung seiner Ausgaben gründen und kam dadurch niemals in geordnete Verhältnisse.

Als Forster nach Göttingen kam, von Kassel, wo er als Professor gewirkt hatte, im Begriff, nach Wilna zu gehen, wohin ihn ein günstiger Ruf zog, noch immer umstrahlt von dem Ruhme des Weltumseglers, den er sich in sehr jungen Jahren erworben hatte, war er ein Mann von dreißig Jahren. Er hatte mehrfach, von dem nahen Kassel aus, die berühmte Universitätsstadt besucht, wo er manche Freunde und Bekannte hatte, unter Anderen auch Heyne, von denen aber keiner daran dachte, ihn nach Göttingen zu ziehen, vielleicht weil sein Wissen ihnen zu wenig gründlich und nicht schulmäßig genug erschien. Er machte in der Gesellschaft einen vortheilhaften Eindruck. „Nicht weil er hübsch war," wie seine Gattin fünfundvierzig Jahre später schrieb — „seine ursprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeschrumpft und mit Narben bedeckt, der heftige Skorbut, den er auf seiner Seereise erlitten und von dem die Masse seiner Säfte auf immer angesteckt war, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt und seine Zähne gänzlich verdorben, aber sobald er durch das Gespräch belebt ward, erhielten seine Züge den mannigfachsten Ausdruck und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch den Geist und die Empfindung einer größeren Verschönerung und eben auch des Gegentheils fähig gewesen wäre."

Ehe Forster nach Wilna ging, warb er um Therese Heyne. Er hatte, wie wiederum seine Frau berichtete, „das Glück un-

schöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Wege entgegenkamen, was ihm bei seinem sehr weichen Herzen stets den Genuß einer sehr gesteigerten Freundschaft gewährte.“ Ob er vorher Liebe empfunden und gespendet hatte, ist wenig bekannt; sicher ist, daß bei der Wahl seiner Gattin von seiner Seite keine Leidenschaft herrschte — früher in einem Briefe an Spener, am 19. Juli 1781, hatte er den Gedanken an diese Ehe von sich gewiesen — während von ihrer Seite keine Liebe, kaum Zuneigung vorhanden war.

Es kam damals, auf Wunsch des Vaters Heyne, noch nicht zu einer bestimmten Verabredung. Aber Forster betrachtete sich als gebunden, unterhielt von seiner Reise aus und dann von seinem neuen Bestimmungsort Wilna einen Briefwechsel mit Therese und ihrem Vater, einen Briefwechsel, von dem uns freilich nur Forsters Briefe erhalten sind. Es sind aus der Zeit von etwa fünfzehn Monaten (Frühjahr 1784 bis Hochsommer 1785) verhältnißmäßig wenige, aber sehr ausführliche Schreiben, die Forster selbst einmal richtig als Predigten charakterisirt. Es sind Selbstbetrachtungen, Schilderungen der Umgebung, sowohl der Landschaft als der Menschen, gute Lehren über Lektüre und Charakterentwickelung, auch Mittheilungen aus der eigenen Lektüre, sowie Belehrungen über Küche und Haushalt. Es sind keine Liebesbriefe, Forster redete die Adressatin mit Sie an und verstieg sich höchstens zu der Bezeichnung: „meine beste, einzige Freundin.“ Nur einmal handelte er von seiner Liebe.

Weder in dieser Stelle noch in anderen dieser Briefe ist ganz bestimmt von dem obengenannten Meyer die Rede. Und doch war er der dritte im Bunde. Jedenfalls stand er Therese sehr nahe, Forster wußte davon, stand sogar selbst mit seinem Nebenbuhler in Briefwechsel. Sollte dieses Verhältniß zwischen Therese und Meyer die Grenze des Erlaubten überschritten haben? Eine Stelle könnte man so deuten. Auch die in dem schon angedeuteten Briefe Forsters vorkommenden Worte: „die Bemerkung, die Sie über die Intoleranz machen, womit die Fehltritte des weib-

lichen Geschlechts gerügt werden," möchten von hyperkritischen Beurtheilern auf Theresens eigene Erfahrungen bezogen werden. Endlich scheint diese Vermuthung eine bestimmte Bestätigung durch einen Brief des Kunsthistorikers Ramdohr an die Hofräthin Schütz zu erhalten (29. Dezember 1794), in dem es heißt: „Der Meyer hat Ihnen imponirt? Freundin, Meyer ist ein schlechter Mensch. Meyer war es, der zuerst die Forstern geb. Heynen verführte, indem er sie über die ersten Gesetze ihres Geschlechts hinauszusetzen wähnte. Der Elende! Er genoß und war indelikat genug in Versen, deren Veranlassung ein Jeder kannte, von den Freuden zu reden, die —" (der Gedankenstrich rührt vom Briefschreiber oder von dem ersten Herausgeber dieses Briefes, K. J. Schütz, Schütz' Leben, Halle 1835, II, S. 341 f. her). So positiv diese Nachricht auftritt – die Verse, von denen die Rede ist, sind freilich nicht nachweisbar — so unhaltbar ist sie. Denn zu bedenken ist, daß der Briefschreiber ein Schwätzer war und die Adressatin eine Liebhaberin des Klatsches, sodann, daß ein Jahrzehnt zwischen jenem Ereigniß und der Mittheilung liegt, endlich, daß gerade damals die Trennung Theresens von Forster, ihre Verbindung mit Huber geschehen war, die alle frommen Seelen furchtbar indignirte und einem Tugendbold als geeignete Veranlassung erscheinen mochte, noch einen Stein auf die übel beleumundete Frau zu werfen. Aber es ist psychologisch undenkbar, daß Therese, die den Fehltritt ihrer Mutter kannte und dadurch so sehr gelitten hatte, selbst so tief sank und daß sie schamlos genug war, Beziehungen zu ihrem — Verführer aufrecht zu erhalten. Ueberdies steht allen ungerechten Vermuthungen eine Aeußerung Theresens in einem (ungedruckten) Brief an Paulus Usteri, 11. Januar 1817, entgegen, in dem es wörtlich heißt: „Ich trat als gute Tochter und fleckenlos reines Mädchen in meine erste Ehe!"

Das wichtigste Zeugniß aber über diese Beziehungen zu Meyer ist eine ausführliche Darstellung von Therese an ihren Freund, den holländischen Gesandten Reinhold, die wohl am klarsten

die seltsamen Begebenheiten und das merkwürdige Schicksal dreier Personen darstellt und die hier mit allen kleinen Fehlern des Originals folgen mag.

Stoffenried, den 24. Februar 1806.

„Meine erste Heirath war mit unerhörter Unvorsichtigkeit geschlossen. Ich liebte nicht, hatte mir nie zu lieben erlaubt, war 19 Jahr alt, war sehr bewundert worden, fühlte die Nothwendigkeit, daß ein bewundertes Mädchen bald Frau werden mußte, war so rein sittlich, so jungfräulich an Seele und Gewissen, wie wenig Mädchen sein mögen, kannte aber das elende Urtheilen meines Geschlechtes, und wünschte unabhängig zu werden durch die Unterwerfung in den Willen meines Mannes. Von mehreren wählte ich Forster. So weit handelte meine Vernunft mit drolliger Kälte, aber meine Fantasie half der Vernunft und ich schwärmte kalt zu sein. Dazu kam der völlige Mangel an Vertraulichkeit mit meinem Vater, dieser trat in allen Dingen nur wie ein orientalischer König auf — gar nicht weil er Despot war, Gott behüte! — aber weil mein unbändig unabhängiges Wesen immer durch errathne Unterwerfung, oder heimlichen Selbstwillen seinem Befehl zuvorkam. Das heißt: ich opferte meinen Willen auf, eh er ausgesprochen war, oder vollendete meine Handlungen, so daß sie unwiderruflich wurden, in beiden Fällen war der Papa um das Befehlen geprellt, und nie hat ein weibliches Wesen mehr gehorsamt, ohne je Befehle zu erhalten wie ich. Von meiner guten Mutter Seite mochte, ihr unbewußt, vielleicht etwas anders wirken, um sie so unvorsichtig ein Kind das sie liebte, auf ewig sein Schicksal bilden zu lassen. Derselbe Mann huldigte mir und ihr, sie liebte ihn, ich war 10 Jahr jünger wie sie . . . . meine Heirath fixirte mich als ihre Nebenbuhlerin, wo anders — halb gelang es, ich ward Braut ohne Forster mehr wie 8—10 mal, sehr flüchtig gesehen zu haben, ward es mit Schwärmerei, in seiner Abwesenheit, ward es geliebt mit der zartesten Liebe von einem der angenehmsten

jungen Männer meines Vaterlandes, dessen Leidenschaft ich aber mit überlegener Ruhe leitete, ward es, von einer Art Verführung jenes Mannes umlagert, den meine Mutter liebte. Ich fand es nicht für gut zu lieben, also wollte ich heirathen wo ich ohne Leidenschaft, Achtung, zärtliche Anhänglichkeit empfand. Das klingt süblim? — Das ward alles mit Ueberspannung getrieben, mit heldenmüthigem Beherrschen meiner Selbst, um nichtsdestoweniger fantastisch zu handeln — meine gute Mutter war bei allen meine Vertraute, aber um nichts klüger wie ich. — Also ich war Braut — aber der Mensch den meine Mutter liebte, machte mir den Kopf warm, ich kannte das Ganze, Verwickelte des Verhältnisses, fühlte meine Einbildungskraft sich verwirren, fühlte mich meiner nicht mehr Herr, und fand Mittel davon zu gehen, fand die Festigkeit nie mehr den Menschen zu schreiben, zu sehen. Ich habe damals jugendlich, thörig, aber würklich sehr schön gehandelt. Wenn ich einmal neben Ihren Theetisch size, wenn das dumme Papier mich in meinem herzlichen Geschwäze nicht beschränkt, dann erzähle ich Ihnen mehr aus jener Zeit . . . Ich hatte den Menschen nicht geliebt, aber er hatte mich in heftige Bewegung versetzt, ich erröthete vor der Ahndung daß er meine Sinne erregen möchte — ein Ausdruck dessen Sinn ich nicht kannte, der mir aber Fesseln und Demüthigung zu drohen schien. Das fühlte ich als Jungfrau, als Braut meiner unwürdig und entfloh. — Nach 7 Monaten die ich bei dem Krankenbett, dem Sterbelager eines interessanten Weibes zubrachte, — 7 Monate voll wunderbaren Ereignissen für meine Bildung, in denen ich mich immer mehr in die Treue gegen den abwesenden Forster hineinschwärmte — da bleibe ich Ihnen wieder so viel zu sagen schuldig! — damals lebte ich täglich mit dem letzten Herzog von Gotha den ich kindlich verehrte, damals sah ich 19jähriges Mädchen die durch willkürliche Kinderey um 4 Jahr jünger schien, den 48jährigen Leibmedikus Grimm zu meinen Füßen, und diese Zeit war wieder schön, ich kann auf jeden Tag stolz sein — und Sie auf Ihre Freundin. —

Endlich komme ich zum Punkt — ich kam nach Göttingen zurück. Der Mann der mich verjagt hatte war abgereist, Meyer war seit dem angelangt — M. hatte von seinem Vater ein sehr großes Vermögen geerbt, er war reich erzogen, hatte reich, mit allen Ansprüchen von Schönheit und Geld die Schule in Ilfeld verlassen, die Kinderblattern überfielen ihn, und dem Tod entronnen verlor er jede Spur seiner Bildung. Er bezog die Universität, lernte, lebte wie ein reicher Mann, kehrte zurück um zu reisen, zu geniesen, unabhängig zu leben — seine Mutter hatte einem Betrüger getraut, und das Vermögen ihrer Kinder fand sich bis auf eine Kleinigkeit die nur ihr noch zu leben gab, verloren. M. brauchte einige Zeit, um von der Betäubung, durch den Weg der wilden Hofnungslosigkeit zur Fassung zurück zu kommen. Er hatte Muth wofür ich ihn stez bewundre — nach ein paar Jahren Umherschweifen bat er von meinen Vater die Stelle des dritten Bibliothekars in Göttingen — dort hatte er als reicher Jüngling studirt, und trat als armer Profeßor wieder auf. — So fand ich ihn. Er war in meines Vaters Hause voll Liebe aufgenommen, meine gute schwärmende Mutter hatte ihm zehnmal von mir gesprochen, und gesagt wie Nathan von Recha: Kennt sie nur erst. — Ich sah ihn, sah ihn wieder, und wie Desdemona weinte ich über ihn, und pity swells the tide of love — und was war denn Liebe für mich? the torch of Venus burns not for the dead — und tod war ich der Liebe die einen Zweck hat, ich war Braut. Bei jenem Mann hatte ich meine Sinne gefürchtet, und nun ich die Sinne und mein Geschlecht kenne ist mir die Kinderruhe bei dem Flammengefühl mit dem ich M. liebte, unbegreiflich. Forster wußte das alles — ich liebte nun zum ersten Mal all umfassend, unbeschreiblich, und glücklich. Mir kam nie der Gedanke lieber M. als Forsters Frau zu sein. Mir schien das zur Liebe unnöthig. Lachen Sie nur über diese Erscheinung aber einmal fand sie statt. Ich lehnte mich an M. Brust, küßte seine Stirn, verbot ihm meinen Mund, und wie er einmal in seiner tollen Fantasie meinen Fuß küßte der recht

ordentlich war, bat ich ihn wie ein Kind dem man eine Blume, einen Vogel nimmt, nur meinen Fuß zu küßen — und M. leitete mich oder beherrschte sich, denn er erhielt mir meine kindliche Keuschheit in Gedanken und That. — Das müßen Sie sich nun erklären wie ein blühender Mann von 26 Jahren diese Herrschaft über sich bei einem liebenden Mädchen behielt, die in seiner Gewalt war, denn ich wär nicht unschuldig gewesen wenn ich mehr wie meinen Mund und meine chaussure für heilig gehalten hätte. Forster kam — ich verleugnete mein blutendes Herz mit Schwärmerei, M. hielt sich standhaft — auch aus Schwärmerei? — Forster schwärmte mehr wie wir zwei, ließ uns einander ewige Liebe schwören auf Du und Du, bat von mir keinen Kuß den ich nicht auch M. anbot — zum Glück dauerte das nur 16 Tage, den Tag nach der Trauung reisten wir ab nach Polen. Ob je ein so komisch reines Geschöpf in eines Mannes Arm kam wie ich? ich glaube kaum. Meine sehr zarte Organisation, eine unmäßige Thätigkeit und ein Kartheuser Regim in Essen, Trinken und Schlaf mochte mich so gebildet haben. Mein Abschied von Eltern, Geliebten war zerreißend, ich ging 400 Stunden weit, auf 10 Jahr wenigstens. — Nun lernte ich was Sinnen Genuß sei, und lernte es zu meiner Qual — ich dachte in meiner Unschuld das sei also mein individuelles Loos, und ertrug es als unabänderlich."

Durch diesen Bericht wird (S. 33 ff.) eine neue Persönlichkeit eingeführt, auf die nicht weiter eingegangen zu werden braucht, da sie in Theresens Herzensleben, wovon diese Darstellung handelt, durchaus keine Rolle gespielt hat. Auch der hier berührte Aufenthalt in Gotha, der für die innere Entwicklung unserer Heldin von großer Bedeutung ist und für den mir sehr wichtige ungedruckte und unbenutzte Quellen vorliegen, wird besser seiner Bedeutung gemäß in der Biographie Theresens dargestellt. Hier genüge der kurze Hinweis darauf, daß das Mädchen, von deren langem Leiden und Tod gesprochen wird, Auguste Schneider ist, über deren Leben und deren Ende Reichard's Selbstbiographie S. 181 ff.

handelt, wo auch der Antheil Theresens erwähnt wird. Die beiden anderen genannten Persönlichkeiten sind: der Herzog August Emil Leopold, über den in neuerer Zeit vielfach gehandelt worden ist (vgl. auch Dichter und Frauen, erste Sammlung, S. 179 ff.) und der Leibarzt Grimm, geb. 1736, gest. 28. Oktober 1821, damals also 49 Jahre alt, seit neun Jahren Wittwer einer Frau, mit der er nicht besonders glücklich gelebt hatte (Reichard S. 101, 103, der auch sonst manches Einzelne über ihn bringt). Er war Augustens Arzt, eine der angesehensten Persönlichkeiten Gotha's, ein Mann, der bis in sein hohes Alter seine Thätigkeit ausübte, wenn er es auch manchmal erleben mußte, daß seiner reichen bewährten Erfahrung die Autorität Anderer vorgezogen wurde.

Gerade aus dieser Zeit der Verlobung mit Forster, von der in den vorstehenden Schriftstücken die Rede ist, sind neun undatirte Zettel und Briefe von Meyer an Therese, bald deutsch, bald englisch geschrieben, erhalten. Sie können nur aus dem Sommer 1785 herrühren, — gelegentlich deuten sie südamerikanische Hitze an, — da sie in Andeutungen von der nahe bevorstehenden Heirath Theresens sprechen, z. B. daß er sich nicht „auf niedrigem Neid gegen den ertappte, dessen Schicksal Du zu dem Deinigen machst.“ Sie müssen ferner aus Göttingen sein, da dort lebende Professoren als eben gesehen und gesprochen erwähnt werden, und da auch das Aeußere der Briefe darauf hinweist, daß sie durch Boten übergeben, nicht aber durch die Post befördert wurden. Es sind leidenschaftliche Ergüsse eines physisch Kranken, der sein Begehren zu unterdrücken sucht, und der den machtvollen Zwang erkennt, wenn auch nicht segnet, der von Therese auf ihn ausgeübt wird.

„Die tiefe Ruhe die Ihre dauernde Gegenwart bey mir bewürkt, die Zufriedenheit die alsdann an die Stelle der Empörung in meinen Busen tritt.“

„Was ich Ihnen verdanke dafür hat meine Zunge keine Worte und mein Blick keinen Ausdruck . . . Ich bin alles für und durch Dich, glücklich durch Dich ohne alle Widerrede.“

Um diesem Zwange sich zu entziehen, möchte er aus dem Leben scheiden, ein Entschluß, den er durch die etwas orakelhaften Worte ankündigt:

„Ich bin es meiner ganzen Lage, Ihnen selbst bin ich es schuldig, zum ersten auf das Urtheil der Welt Rücksicht zu nehmen“.

Ja in ziemlich theatralischer Weise schreibt er sich selbst seine Grabschrift:

„Hier ruht der dieses Aufenthalts nicht bedurfte um sich von der Welt loszureißen. Sein Morgen war heiter, sein Mittag schwül, früh sein Abend. Wohlthätige Stralen umgaben ihn als er hinunter sank. Es war zu spät.“

Oft genug klagt er sich hart an, konstatirt, daß er ihrer Verzeihung bedürfe und sucht gern sein volles Erfülltsein von ihr darzulegen, während er ihre Gefühle ihm gegenüber als nicht so ausschließlich bezeichnet.

„Ich kenne ja nur Dich, ich hänge ja an niemand als an Dir; Du hast viel andere Gefühle für viel andere Leute, und doch trau' ich so fest auf Dich, blicke so sonder Zweifel in die Zukunft unsrer Verbindung — aber nur wird mir nicht geglaubt . . . . . .“

„Verwahrlost, einzig durch mich selbst gebildet, unter rauher Gesellschaft herangewachsen, deren Spott zu entgehn ich die sanften Gefühle meines Herzens unter tobendem Lärmen verstecken mußte, zu früh eines Gegenstandes beraubt für den ich Liebe hätte hegen können, erst seit einigen Jahren mit Deinem Geschlecht bekannt, ohne mein Zuthun und troz meiner Häßlichkeit geliebt wo ich nicht lieben konnte, erst seit unsrer Verbindung einem Herzen nah und kundig das mich versteht, und in einem kurzen Moment von diesem Herzen getrennt!“

Man erkennt aus diesen Briefen, in denen das Du mit dem Sie wechselt, in denen aber mehrfach die Forderung der Frau erwähnt wird, das Du zu vermeiden, daß Therese ihrem Freunde gelegentlich Strenge zeigte — er redet von Ohrfeigen, die er verdiente und sagt einmal:

„Selbst in deiner Strenge erkenn' ich deine Liebe".
— und daß sie durchaus nur schwesterliche Empfindungen für ihn hegte und brüderliche von ihm erwartete.

„Ganz meine Schwester! meine Schwester! wenn für die Bezeichnung fremder, nie zuvor empfundener, nie wie andere zu empfindender Gefühle, auch ein Name sich am besten schickt der mir hiebevor fremd war" . . .

„reine ehrwürdige nicht lichtscheue, lichtgebende Entschlüsse und Empfindungen wie der Einfluß einer milden Sonne".

Eine derartige Verbindung zweier junger Menschen birgt gewiß viele Gefahren in sich; es gehört von beiden Seiten viel Seelenstärke und Entsagung, seitens der Frau Mangel an Sinnlichkeit dazu, um die Probe zu bestehen; und es ist ganz selbstverständlich, daß sowohl in Göttingen selbst als in den Kreisen, die sich für die Helden dieses Dramas interessirten, sich häßliche und durch Böswilligkeit vergrößerte Gerüchte bildeten.

Zur richtigen Beurtheilung der eigenartigen Beziehungen mag folgendes Wort Meyers gelten:

„Ist denn unsere Verbindung ein so alltägliches Ding, daß sie jedermann begreifen könnte? Das ganze Interesse meines Lebens hängt an Deiner Beständigkeit, darum bin ich eifersüchtig auf diese Deine Jugend, selbst in ihrem geringsten Ausbruch."

Die Beziehungen Theresens zu Meyer dauerten nach der Verheirathung mit Forster fort. Und zwar nicht etwa in Folge ihres Begehrens, sondern auf Veranlassung Forsters. Dieser, gewiß weniger aus Klugheit, als aus Güte, die in diesem Falle unverzeihliche Schwäche war, hatte sich, wie wir sahen, in den der Hochzeit voraufgehenden Tagen mit seinem Nebenbuhler befreundet. Bald vereinte beide das brüderliche Du, als „Assad" redete Forster ihn an. Diese seltsame Verbrüderung, dieses Leben zu dreien, brieflich und später persönlich, war auch den Freunden bekannt. In zwei Briefen Herders an Meyer wurde die Schar die „Dreieinigkeit" genannt; einmal heißt es geradezu: „Meine

Frau grüßt die ganze Dreieinigkeit, die ich aber solcher Blasphemie wegen nicht die heilige nennen kann.“ Freilich die Briefe Theresens an Meyer, Meyers an Therese aus dieser Wilnaer Zeit sind bisher nicht bekannt, wohl auch nur theilweise erhalten; daß sie geschrieben wurden, wissen wir aus Briefen Forsters (an Meyer), der diese Korrespondenz autorisirte, sie aber nicht zu lesen begehrte. Forster berichtete von Therese und seinem Glück, er sendete dem Freunde von ihr „schwesterlichen Gruß und Kuß“ und schrieb einmal: „Lieben wir uns wie bisher über Alles und Einen im Andern, lieben wir uns als Brüder und Freunde unserer Therese, lieben wir Therese als das einzige beste Weib, welches je die Erde verschönerte. Wir beide, von Ihnen getrennt, lieber Assad, gedenken Ihrer täglich mit Liebe und mit zärtlicher Zurückerinnerung; es ist unser süßestes, edelstes und innigstes Gefühl; ein Gefühl, wobei wir uns mit dem meisten Selbstbeifall fühlen und gleichsam vollkommen eins sind wie wir es ohne diese Uebereinstimmung unserer Seelen nie hätten sein können!“ „Du fehlst uns beiden zu unserer Glückseligkeit,“ heißt es ein anderes Mal. Als Therese ein Kind bekam (10. August 1786), beauftragte sie, wie Forster schrieb, den Gatten, „Dir, ihrem Bruder und dem meinigen, diese frohe Botschaft zu schreiben.“

Das Glücksgefühl in Wilna dauerte nicht lange. Forster fühlte sich in seiner Wirksamkeit nicht wohl, Therese, die den Gatten, wie dieser selbst schrieb, nur bei den Mahlzeiten und in wenigen Abendstunden sah, war durch diese ihr fremde Einsamkeit, besonders auch durch den Mangel an Lektüre bedrückt. Dadurch wurde die innere Ruhe und Heiterkeit des Paares bedroht. Aber auch ein äußerer Umstand trug dazu bei, das Glück zu zerstören. Die Aussicht, auf welche Forster sicher gerechnet hatte, von der russischen Regierung auf eine neue Weltreise geschickt zu werden, zerschlug sich. Die Wilnaer Stelle hatte er aufgegeben; er zog mit seiner Frau, nicht nach Gotha, wie diese aus guten Gründen und mit feinem Takte gewünscht hatte, gestattete ihr auch nicht, im Falle seiner Abwesenheit, diesen Aufent-

haltsort, sondern wählte Göttingen zum gemeinsamen Aufenthalt. Dort fanden sie Meyer wieder. Aber der persönliche Verkehr der „Dreieinigkeit" mochte sich doch für alle Theile schwieriger, geradezu peinlich gestaltet haben; es kam zu erregten Scenen.

Am 13. September 1787 war das Forstersche Ehepaar nach Göttingen zurückgekommen. Ende 1787 war der russische Traum ausgeträumt; auch der durch einen neu gewonnenen Freund d'Elhuyar mit der „Compagnie der Philippinen" erwogene Plan einer Philippinischen Reise zerschlug sich bald. Forster, welcher übrigens in Folge der von Rußland ihm gezahlten Entschädigungen völlig schuldenfrei war und noch eine ansehnliche Summe Geldes in Händen hatte — Worte seiner Frau —, sah sich trotzdem mit seltsamer Hast nach neuer Beschäftigung und Stellung um. Zu diesem Zwecke war er in Hannover, vielleicht auch in Kassel, und ging, allerdings auch aus anderen Gründen, Anfang Januar 1788 nach Berlin. Dort wurde er krank, blieb in Folge dessen länger als er eigentlich wollte, in Berlin und kehrte am 2. März nach Göttingen zurück. Von seiner Stimmung in jenen Wochen wissen wir nicht viel; er selbst nannte sich (in Briefen an Sömmerring) „hypochondrisch, unmuthig," allerdings nur in Folge seiner körperlichen Beschwerden. Als er demselben Freunde, der damals ganz besonders heirathslustig war, über die Ehe schrieb, 18. November 1787, rieth er ihm zu großer Vorsicht, und wenn er auch schrieb: „es kommt alles darauf an, ob Du so glücklich bist, eine Frau wie die meinige zu finden, die Dir das Alles leistet, was Du Dir von ihr versprachst," so sprach er doch, wohl aus eigener Erfahrung, von der „Geduld, Nachsicht und Mäßigung, die zumal in den ersten Jahren der Ehe, bis man sich genau kennt und ausstudiert hat, so nothwendig ist."

Gerade in die Zeit von Forsters Berliner Aufenthalt fallen die folgenden Briefe Theresens an ihren Vater.

Dieser war mit Meyer, wie oben erwähnt, befreundet und blieb es auch ferner; er schrieb ihm z. B. im Sommer 1788 nach England freundschaftliche Briefe, muß aber trotzdem damals

das Zusammenleben der Dreieinigkeit mißbilligt haben. Dies wird aus den folgenden Briefen ganz offenbar. Therese lebte, als sie diese Briefe schrieb, nicht im Hause ihres Vaters. Wenigstens schrieb Forster an Sömmerring 12. Oktober 1787, daß er sie bei dem Pastor Wagemann einlogirt habe, wo er mit ihr wohne und sich beköstigen lasse, daß sie aber Abends, wenn sie nicht eingeladen wären, bei Heyne äßen. Ob Therese etwa während der Abwesenheit des Gatten ins väterliche Haus zog, läßt sich nicht bestimmen.

Die beiden gleich folgenden Briefe sind undatirt; auf dem ersten ist mit Bleistift von anderer Hand bemerkt: 28. Febr. 88, auf dem andern mit rother Tinte — so pflegte Heyne das Empfangsdatum seiner Briefe zu bezeichnen — 1. Febr. Doch muß es statt dessen, da der kürzere Brief sicher nach dem längeren geschrieben ist, da zwischen beiden eine Erwiderung Heynes liegt, 1. März heißen. Die Briefe sind offenbar in großer Erregung hingeworfen. Therese, die sonst leidlich korrekt sprachlich und orthographisch ziemlich richtig schrieb, verwechselt beständig daß und das, so daß sie die Conjunction: das, Artikel und Pronomen: daß schrieb; sie gebraucht ferner falsche Kasus: den Dativ statt des Accusativ nach „für" oder einzelnen Verben. Alle diese eben nur durch die Erregung erklärlichen Seltsamkeiten zu verewigen wäre verkehrt; in diesem Falle wäre es um so weniger angebracht, weil diese Abweichungen von dem Richtigen und Gewöhnten die meisten Leser verwirren und ihnen die Lectüre erschweren müßte. Ich gebe daher diese Briefe in der jetzt üblichen Schreibweise, auch mit unserer gewöhnlichen, nicht der von Therese angewendeten regellosen Interpunktion.

1.

Mein lieber guter Vater!

Verzeihen Sie, daß ich nicht früher die einzige Beruhigung zu erlangen suchte, die ich in meiner Lage außer mir selbst finden kann — Ihren offenherzigen Umgang und Ihr Vertraun. Wenn

Sie es auch anwenden mich zu tadeln, und mit mir zu zürnen, so kann es mir doch nicht schwerer fallen als Sie von mir entfernt zu sehn, welches nicht geschehn kann, ohne daß Sie mich verwerfen — und das Kind, das Sie lange liebten zu verwerfen, muß Ihnen weh thun. Hätt' ich mehr kaltes Blut gehabt, so hätt' ich mich wie Forsters erster Brief aus Berlin ankam, den Sie die Güte hatten mir mitzutheilen, rechtfertigen sollen; ich verlor mich in dem bittern Gefühl, Forster sich, Sie, oder mich betrügen zu sehn, mich falsch beurtheilen zu sehn — kurz — einen Flecken in meines Mannes Charakter zu sehn, dessen Dasein mich jetzt nicht mehr so sehr erschreckt; und in dieser Bitterkeit ließ ich mir mein inneres Gefühl genügen, nicht das zu sein, was er mich zu sein ausgab. Ich riß mich von allen los, und wollte, da er durch falsche Darstellung unsrer Lage den Sonntag vor seiner Abreise aus Berlin die Aeußerung Ihres Zutrauens gegen mich eingeschränkt hatte — wollte ihm Ihre Liebe überlassen, und allein stehn bleiben. Der Sie so gütig waren ihm zu verzeihn, daß er Ihre Tochter aus Leidenschaft beinahe tödtete vor Angst und Unruhe, Sie werden begreifen, daß ich vor Schmerz verblendet war, einen falschen Entschluß zu fassen. Ich mache mir halb ein Gewissen daraus, Sie noch einmal so lange mit dem traurigen Gegenstand zu unterhalten, der den Gegenstand Ihres Kummers seit einigen Wochen ausmacht; allein auf der andern Seite wär' ich zu tadeln, wenn ich nicht suchte, Ihnen die Beruhigung zu verschaffen, mit Liebe und sanfter Theilnahme an Ihre Tochter zu denken. Wir können verschieden denken, ich kann gefehlt, mich übereilt, und endlich wohl gar nicht ganz Ihrer Meinung sein, aber, mein bester Vater, der Richter in mir selbst, den man doch so lange trauen durfte, müßte mich betrügen, wenn Sie nicht meine Irrthümer mir verzeihn könnten, und von der Zeit die Bewährung meiner verschiedenen Meinungen erwarten dürften. Erlauben Sie mir, so wie Sie's Forstern erlaubten, Ihnen die Geschichte unserer Ehe vorzulegen. Haben Sie Geduld, es auszulesen und zu ergänzen, was mein

Mangel an Ordnung und Stil verdirbt. Bedenken Sie, daß ich, indem ich mir Ihre Zutraulichkeit wieder zuwende, an Ihrer eignen Ruhe arbeite. Entschuldigen Sie auch, lieber Vater, wenn Sie nicht alle Biegsamkeit in meinem Sinn finden, die Sie fordern, und auch vielleicht ein Recht haben in einem weiblichen Charakter zu suchen; aber nicht ohne Bedingung in einem so feurigen und stolzen wie dem meinen, der sich den Augenblick nicht erinnern kann, wo er unrecht handeln wollte.

Wie ich meinen Mann heirathete, hatte ich keinen Romanenbegriff von dem Glück der Ehe. Ich hatte die sonderbare Idee heirathen zu müssen, um Ihnen eine Last abzunehmen, und da ich in der unglücklichen Stimmung war, es gäb' kein Glück, so war mir's beinahe einerlei, auf welche Art ich unglücklich war. Die Vorsicht führte mir einen guten, rechtschaffenen Mann zu, und wenn ich meinem Schicksal ohne Schwärmerei gefolgt wär', so wär' wohl manches nicht vorgefallen. Ich hatte Achtung und Zärtlichkeit für ihn, allein ich schwärmte mich bei unserm Briefwechsel in Liebe hinein. Wie meine Hochzeit war, war ich sehr vergnügt ihn zu heirathen, und eh er kam, war meine Idee, mit Herrn Meyer einen freundschaftlichen Briefwechsel fortzusetzen, dessen Inhalt mein Mann immer sehn sollte. Forster brachte zuerst die Idee einer dreifachen Verbindung vor, der ich nie recht traute, zu der ich mich aber gern betrog, obschon ich so etwas schwärmerisches nie für stätig hielt. Es that meinem Herzen wohl, und meine Einbildungskraft dünchte so etwas romanmäßiges wie Forsters Anerbieten gar schön. Meyer willigte ungern darein und ward nur dazu fortgerissen, durch Forsters Herzlichkeit. Der gute Forster schien mir liebenswürdig durch diese Schwärmerei, die ich während der zwei Jahre in Wilna nie abnehmen sah. Meyer schrieb mir selten, sehr ernsthaft, und oft so strenge, daß Forster mich tröstete über seine Kälte und ihm Verweise gab. Ich war nie über mein häusliches Glück unzufrieden, mein Haus machte mich, so arm es war, immer fröhlich, allein da es ärmer wurde, und ich doch sollte unter

Vornehmen leben und einen Glanz annehmen, durch den unsere Eingeschränktheit durchschien, das machte mir gegen das Ende die Lage verhaßt. Hätte Forster meinen Bitten nachgegeben und mich aus allen Gesellschaften zurückziehen lassen, so wär' ich vergnügt gewesen. Ich sollte Besuche machen und mir fehlte alles was die Geringste hatte, und meine Hausarbeit blieb liegen. Wenn ich Ihnen sagte, daß ich wie eine Magd habe arbeiten müssen, so hieß es, als wollt' ich Mitleid haben, und das brauch ich nicht, auch war ich sehr glücklich Forsters Haushalt so weit zusammen zu halten, und durch meinen Umgang Forsters Charakter in Polen vor Verderbniß zu bewahren. Ich sehe diese zwei Jahre für die glücklichsten, lehrreichsten und verdienstlichsten meines Lebens an.

Dort wo alles mich, wo nicht vernachlässigte, doch wenigstens sich mehr um ihn wie mich bekümmerte, vernachlässigte er mich beinahe, wenigstens konnt' er bei der unerzogenen faden Langmeyer manche Stunde verschwatzen, in der ich von der Handarbeit müde einsam auf meiner Stube saß. Ich fühlte mich gekränkt, ihn nicht besser wie sie unterhalten zu können, und freute mich, wenn er munter zurück kam. Wie er beschloß, mich während seiner großen, nun vereitelten Reise hier zu lassen, hatt' ich wieder gar keinen Romanenplan. Ich freute mich, Meyer wieder zu sehn, weil ich vollkommne Achtung für ihn hatte, und ich bis jetzt wußte, daß meine Freundschaft für ihn meinem Glück in der Ehe mehr Vortheil als Schaden gethan hatte. Ich weiß nicht mehr genau, was Forster über unsre Verbindung, seit wir hier sind, gesagt hat, sie war immer sehr ernsthaft, und der Zwang, den die ununterbrochene Gegenwart eines Dritten — sei er noch so geliebt, auflegt, machte sie bald zwangvoll, leidenschaftlich und traurig. Forster machte wieder Romanenprojekte, wie wir uns alle Dreie an einem Orte vereinen wollten, in die Meyer nie eingegangen, an die er nie glaubte. Wie ich merkte, was Forsters Ruhe störte, bot ich ihm gleich an, meinen Umgang mit Meyer abzubrechen, oder Göttingen zu verlassen. Ich

bot es ihm bei jeder Heftigkeit von seiner Seite an, und er schwor und versicherte immer, Meyer stände ihm nicht im Weg, sondern nur mein Kaltsinn, der doch durch sein sultansmäßiges Betragen ebensowohl wie durch meine Gesinnungen gegen einen Mann veranlaßt wurde, der mir meine Pflichten gegen meinen Gatten immer eingeschärft hat, sie nie hat schwächen wollen. Forster wollte mein Anerbieten, mich von Meyer zu entfernen, nicht annehmen, und noch 4 Wochen, oder kürzer vor der traurigen eklatanten Scene, Meyers eignes Anerbieten nicht, sondern behauptete, er sei nicht eifersüchtig. Nun sagte Ihnen meine Mutter von unsrer Uneinigkeit; vermuthlich nicht alles, was dieses Verhältniß mit Herrn Meyer betraf, aus einer gütigen aber falschen Schonung gegen mich, die ich nicht muthmaßte, weil ich sehr gut wußte, unsre Verbindung gehöre nicht in die gewöhnliche Reihe der Dinge. Meine Ideen waren damals bis zu der Zeit, wo F. Schicksal wegen dem Ort seines Aufenthalts entschieden wurde, die Sache übel und böse so hinzuhalten, um mir Kummer und Eklat zu ersparen, aber hernach, auf welche Art es sei, meinen Umgang mit Herrn Meyer abzubrechen. Ich sprach nun mit Ihnen, lieber Vater, und Sie riethen mir, kalt und ernst gegen meinen Mann zu sein, vermuthlich hatte Ihnen meine gute Mutter nicht gesagt, daß Meyer und ich Irrthum und Fehler gemacht hatten; ich glaubte, Sie wüßten Alles und befolgte Ihren Rath. Dieses veranlaßte den offenen Bruch und nun stimmten Sie meinem Wunsch, Forster möchte sich entfernen, bei, befestigten ihn sogar, ich beredete meinen Mann, er ging, und von dem Augenblick wandten Sie sich von mir. Aus Ihrem Brief an mich, den ich mit meines Mannes erstem Billet aus Berlin erhielt, noch früher aus Ihren Anzeichen sah ich, daß, wenn mich auch mein Wille und Gefühl nicht verurtheilten, doch mein Bestreben sein müßte, Alles wieder ins alltägliche Gleis zu bringen. Ich schrieb also meinem Mann, versprach, was ich versprechen konnte und gewiß Alles, was ich meinem Charakter nach versprechen durfte, und war nun beruhigt. Der Brief, den Sie

die Güte hatten, mir von meinem Mann mitzutheilen, hat mir weher gethan, als alles Schmerzhafte meiner Lage — Alles konnte die Zeit ändern, so lange ich vollkommene Achtung für Forster hatte; dieser Brief enthielt den schwächsten Selbstbetrug oder Falschheit und Lüge, und das von meinem Mann, dessen Ehre mir so theuer war zu finden, brachte mich äußerst auf. Er verleumdete mich bei Ihnen, ich mochte mich nicht verantworten, ich hoffe, ich werde das mit der Zeit vergessen, oder mit dem Charakter eines ehrlichen Mannes reimen können. Der Brief ist unwahr, Forster dachte nicht immer so, oder er verleitete mich durch Verstellung in Irrthum. So sind nun die Dinge, mein Vater. Ich habe geirrt, gefehlt, aber nie betrogen, ich bin nie leichtsinnig gewesen, ich habe meine Lage schwer im Herzen getragen, hätt' ich aber alles Schlechte gethan, was ich nie gethan habe — ich habe ja nun in Alles gewilligt, habe Alles hingegeben und aus dem Weg geschafft. Was soll ich mehr? Ich kann tief den Verlust Ihrer freundlichen Begegnung fühlen, aber Verbrechen beging ich nicht, ich kann also auch allein steh'n, freilich schrecklich allein, denn ich bin nicht das Weib, das Vertraute hat und braucht, aber ich verdiene nicht, nachdem ich so früh Vieles litt, des Einzigen beraubt zu werden, dessen Genuß Sie getheilt hätten — Ihrer Güte.

Ich freue mich auf Forsters Rückkehr, aber ich sage Ihnen voraus, lieber Vater, er wird Anfangs nicht zufrieden sein, denn wenn es Ihnen, mein guter Vater, möglich ist, sich meine Lage vorzustellen, so werden Sie fühlen, daß ich lügen müßte, wenn ich Lüge wollte vorgeben. Er soll den gehabten Verdruß nie wieder haben und Sie auch nicht, mein armer Vater.

Ich weiß nicht, ob ich werde etwas gewonnen haben durch alles, was ich hier schrieb? Vielleicht versteh'n Sie mich nun besser. Habe ich meine Fehltritte nicht genug berührt, so halten Sie's für Verhehlen, nicht für Schonung meiner, ich will nicht entschuldigt sein, — ich will nur auch zeigen, wie ich die Sache immer angeseh'n habe.

Verzeih'n Sie, mein Vater, was Ihnen mißfällig an diesen Zeilen ist, grausamer wie Ihre Kälte kann mich nichts kränken, und es kann also nichts schlimmer werden durch das, was ich sage. Verzeih'n Sie auch, daß ich Sie so lange von nothwendigeren Geschäften abhielt. Sie brauchen mir nicht zu antworten; wenn Sie wieder väterlich gegen mich sind, so ist's mir genug. Sie können mich von sich stoßen, mich aber nie glauben machen, daß Sie, wenn Sie Gelegenheit finden, die Wahrheit meiner Bemühung verkennen, gut zu sein und Ihnen Freude zu machen. Leben Sie wohl, mein guter Vater, so wie ich mich Ihrer Güte empfehle, kann ich mich dem Vater im Himmel empfehlen als ein schwaches Kind, das aber nicht durch böses Gewissen die Augen niederschlägt und auf des Vaters Vergebung sowohl als seine Züchtigung Ansprüche macht.

Ihre Tochter Therese.

Mittwochs Abend.

Ich habe die Freude, Ihnen und meiner guten Mutter morgen die Hand zu küssen. Entschuldigen Sie die schlechte Zusammensetzung dieser Worte, ich habe von Tausenden, die aus meinem Herzen strömen, immer nur Eines ausgelesen, und nun ich es überlese, immer das, was mein Gefühl nur schlecht malt.

Adresse: An Herrn Hofrath Heyne.

2.

Ich danke Ihnen, lieber Vater, für Ihr Zutrauen in der Mittheilung des hiebei zurückfolgenden Briefes. Daß Forster jetzt einen Vertrauten in Ihnen hat, ist mir eine große Beruhigung, denn es wird seinem Herzen Erleichterung verschaffen. Es ist, däucht mir, mir zu verzeih'n, wenn ich aus meiner Erinnerung glaube, daß F. die Sachen nicht immer so ansah, wie er sie jetzt angesehn zu haben glaubt, auf alle Fälle nützt es mir und uns Allen nichts, von einer Vergangenheit zu reden, die sich nicht erneuen soll und über die wir ja Alle unsern gegen-

seitigen Irrthum eingestanden haben. Auf den ersten Theil von F. Brief kann ich Ihnen, lieber Vater, also weiter nichts sagen, als daß ich F. schon in drei Briefen Alles geschrieben habe, was ich thun will und kann — daß er meine Art, mich zu betragen, einrichten soll; damit muß ich fürs Erste menschlicher Weise beruhigt sein, da das Wollen nur von mir, das Uebrige aber in seiner, der Allmacht und der Zeit Gewalt ist. Daß unser Leiden geheilt ist, muß selbst der Parteiische fühlen; denn wär' ich auch noch im Irrthum, so ist's doch offenbar, daß ich für Mehrere leide, weil mein Antheil nicht das Thun, sondern das alles nachzugeben ist. Allein der Streit, wer von uns am meisten leidet, ist hier sehr überflüssig. —

Da F. noch die 500 # erhält, ist seinen ersten Sorgen schon sehr geholfen, und da er nun völlig schuldenfrei ist und ohne irgend wem ein gut Wort zu geben, einen jeden Dienst antreten kann, Ruf, Freunde und noch auf 2 Jahre zu leben hat, also nicht ängstlich sein darf, so kann es ihm wohl nicht fehlen, Unterkommen zu finden, besonders wenn er sich endlich mit einem mäßigen Auskommen befriedigen will. Außer den hundert #, die wir Ihnen schuldig sind, mein Vater, hat er noch 300 Rth. bei Dietrich und ebenso viel oder mehr bei Spener; allein diese Schulden, die, wie er sagt, seine einzigen sind, lassen sich abarbeiten. Wenn es möglich gewesen wäre, so hätt' ich gewünscht, sein Buch ließe sich anderwärts wie in Göttingen schreiben, an einem Ort, wo es wohlfeiler und wir in andere Konnexionen kämen. Da er das aber nicht für nöthig hält, bin ich's auch zufrieden. Wenn Sie es übrigens für billig halten, so erinnern Sie F., daß im Fall meine Art nachzugeben, jetzt ein bißchen desparat, ich meine abgebrochen und mit harten Farben gegeben ist, daß man mir etwas Zeit lassen muß, in ein neues Gleis zu kommen und einen Charakter, der den Stolz noch nicht ganz ablegen kann, sich selbst überlassen muß, und ihn noch nicht zu sehr empören. Ich träumte zwei Jahre lang, eine ehrliche Frau zu sein, man weckt mich auf und will mir beweisen, ich sei es

nicht gewesen, ja man hab' es zwei Jahre lang gewußt. — Wenn F. fürs erste mit der Besserung zufrieden ist, so wird die Reue endlich auch bei mir ihren Sitz aufschlagen. Ich hoffe, der arme Mann soll Alles bei mir finden, was er wünscht. Es ist mir lieb, daß er die Sachen so ansieht; je mehr ich verliere bei der Sache, je mehr gewinnt sein Bewußtsein, und ich wünsche nichts, als allein mich beruhigen zu müssen. Verzeih'n Sie, mein lieber Vater! Ich habe länger geschrieben, wie ich wollte. Wenn es Ihnen gefällt, so wünscht' ich, Sie unterhielten sich mündlich so wenig wie möglich mit mir über diesen Gegenstand, ich habe meine Lebhaftigkeit zu wenig in meiner Macht, um dann etwas Verständliches zu sagen, und ich gewinne dadurch gewiß nichts, denn meine Stimme verhallt und ein anderer Auftritt kann mir die Meinungen wieder zuwenden, allein wenn meine Stimme längst verhallt ist und Irrthum und Wahrheit verloschen, so können ja diese Briefe bei meinem Kinde für oder wider mich zeugen, wie es dann angeseh'n wird, ihr wenigstens beweisen, daß die Menschen mit glühendem Eifer Gutes wünschen, und dennoch irren können. Ich küsse Ihre Hand.

Gestern speiste ich mit Herrn Heeren bei Mad. Volborth und habe mich über den jungen Mann sehr gefreut, er unterscheidet sich sehr vortheilhaft.

Adresse: Herrn Hofrath Heyne, Wohlgeb.

Eines Kommentars bedarf dieser Herzensschrei nicht. Die erwähnten Hauptpersonen außer Therese selbst: Forster, Meyer, Heyne, dessen (zweite) Frau sind aus der obigen Darstellung genugsam bekannt. Rührend und aufrichtig klingt die Klage der vom Vater verkannten, vom Gatten, der sie selbst in eine falsche Lage gebracht hatte, angeschuldigten Frau. Daß auch Therese übereilt gehandelt, durch Temperamentsausbrüche ihren Nächsten weh gethan, ist nicht zu leugnen; von einer wirklichen Schuld, die sie als Mädchen oder als Frau begangen, enthalten diese Briefe, wenn ich sie recht verstehe, kein Bekenntniß.

Zur Ergänzung des Briefes Thereses an ihren Vater dient folgender Brief an ihren Gatten, der in dieselbe Zeit fällt. [Forster hat dazu bemerkt: „erh. Berlin d. 28."].

Gott gebe Dir Gesundheit auf Deiner Reise und Entschlossenheit, uns für die zukünftigen Jahre Frieden zu erringen. Mein Herz blutet für den Schritt, zu dem ich Dich zwang, weil Du dessen Nothwendigkeit noch nicht fühltest. Menschlichkeit und Edelmuth werden Dich bald davon überzeugen und Männermuth Dich unterstützen. Meine Gesundheit ist jetzt ohne Schmerz, meine Brust hat einen Stoß bekommen, den ich mir nicht erklären kann, schwache Stimme und Mattigkeit haben mich noch nicht verlassen. Mein Herz ist zerstört, Mitleid kämpft wider meine Vernunft, aber ich zähle auf künftige Zeit, weil ich für jetzt durchaus an kein Glück denke. Erhalte Deine Gesundheit für Dein Kind und Deine Freundin, suche Zerstreuung, denke, daß die Nachricht, die mir Dich als vergnügt erklärt, mir die willkommenste ist. Deine Aufträge sind alle besorgt. Hier ist ein Brief von Zimmermann, des Aufbrechen ich Dich bitte zu entschuldigen, weil ich glaubte, es möchte eine Forderung darin steh'n, die ich befriedigen könne. Mein Vater hat ihn nicht gelesen. Dein Kind ist gesund! Friede sei mit Dir! Du hättest mehr Geld nehmen sollen — ich brauche beim bequemsten Leben wenig. Schone Deine Gesundheit und sei von meiner treuen Freundschaft überzeugt.

Deine Therese Forster.

Wegen der Dicke des Briefes habe ich die Enveloppe zurückbehalten.

Unmittelbar nach seiner Heimkehr (5. März 1788) schrieb Forster einem Freunde, er habe mit seinem Weibe alles abgehandelt, sie sei ganz einstimmig mit ihm und verspreche, fortan durch ihn glücklich zu sein. Meyer war wenige Tage vorher, wie er meinte, auf Nimmerwiedersehen abgereist.

Zur Ergänzung dieser Schriftstücke, die, im Moment der Erregung geschrieben, den Seelenzustand der Schreiberin klar darlegen, einzelnes Thatsächliche aber nur andeuten oder übergehn, diene die folgende Darstellung. Es ist die Fortsetzung des Briefes der Therese an Reinhold (24. Februar 1806), von dem oben (S. 33 ff.) nur ein Stück gegeben war. Sie lautet:

„Drei Jahre lebte ich in Polen, Briefe setzten meine Liebe fort, ich liebte Forster mit jedem Gefühl, nur nicht mit meinen Sinnen. Ein abenteuerlicher Zufall führte uns nach Deutschland zurück. F. sollte auf 5 Jahre mit russischen Schiffen reisen, ich ahndete Gefahr, bei M. zu leben und wollte in Gotha diese Jahre zubringen. F. drang darauf, mich nur in M. Aufsicht zurück zu lassen; wir kehrten nach Göttingen zurück, die russische Reise scheiterte durch den Türkenkrieg, F. blieb ein Jahr in Göttingen und ging dann nach Mainz.

Ich sah also M. bei meiner Rückkehr wieder. — Jetzt wußte ich, daß es der Liebe nicht genug sei zu lieben; ich wußte, daß die Natur mich nicht Forsters Weib sein lassen wollte, ich wußte, daß ich dem Manne, den ich liebte, der Liebe süßesten Preis versagen mußte. — Forster, der mich für unfähig gehalten hatte Weib zu sein, errieth nun, daß er nur bestimmt sei mir Abscheu einzuflößen. — M. trotzte auf die Rechte des Herzens, und sah das Opfer, das er mich gesetzlichen Banden bringen ließ, als eine Großmuth von seiner Seite an. Kein Ausdruck kann die Qualen schildern, die nun für mich begannen. Sie leiden keine Schilderung, aber wie ich sie überlebte, weiß ich nicht. Forster nahm den unseligsten Weg, er wollte die Liebe erzwingen, die ihm die Natur versagte. — Meine Gesundheit litt, stürzte nieder, ein fürchterlicher Auftritt griff meine Lunge an, die seitdem leidet. Forster sah die Nothwendigkeit mich zu schonen, M. legte seinen Dienst nieder und ging nach England. Hier muß ich in M. Charakter eine Lücke lassen. Ich versteh ihn nicht. Mit F. konnte nie ein Verhältniß entstehen, das unsere Liebe begünstigte, er hätte mich also sanft frei lassen sollen, früh, ehe mein Leben

vergiftet war, oder mich von einem Mann, der mich elend machte, trennen sollen. Er that keines von beiden, er lehrte mich mein ganzes Elend kennen, und verließ mich dann in der Macht meines armen unglücklichen Tyrannen. Noch ein paar Briefe schrieb er mir, die seinen finstern Seelenzustand malten, und schwieg dann einige Jahr. — Nun begann die fürchterlichste Epoche meines Lebens. — Ich kann sie keinem Manne schildern, und kein Weib wird sie begreifen — ich fühlte mein Herz von M. mißhandelt, und lebte in der Ehe wie eine der Unglücklichen, die ihren Körper preis gibt, um nicht Hunger zu sterben — so gab ich mich hin, um nicht den Qualen der Eifersucht, der Qual, einen Mann, dessen Glück ich doch beschworen hatte, elend zu sehen zu erliegen. — Ich lebte zwei Jahre der fürchterlichsten Erbitterung, wär damals die Revolution gewesen, ich wär an die Blutstätten geeilt, ich hätte in den Reihen der Streiter gekämpft, ich hätte gemordet — um ein Gefühl zu genießen, das die starre Verzweiflung meiner Brust belebte. — Und so mit dem kalten Lächeln auf den Lippen errieth Niemand, was in mir wie ein Krebsschaden mich vergiftete. — Ich sage Ihnen so wenig! — was ich litt, leidet keine Details — Forster handelte wie ein Unsinniger! wie oft während jener fürchterlichen 8 Monate nach unserer Rückkehr aus Polen, bis zu M. Abreise nach England bat ich flehentlich — trenne mich von M., laß mich fort, verbiete mir ihn wiederzusehen. — Umsonst! Wir sollten uns sehen, täglich, vertraut, — und lieben, aber nicht wie er geliebt sein wollte. — O Reinhold, diese Vergangenheit macht mir noch jetzt das Leben verhaßt. Ist (es) der Mühe werth nach einem so verbitterten Dasein noch zu leben? — Aus diesem Zustand riß mich mein guter Engel, der Mann, der jedes meiner Gefühle in dem festen Bewußtsein vereinigte, daß ich für ihn Opfer bringen müßte, um meinen eignen Werth wieder zu erlangen. — Im Jahre 88 lernte ich meinen angebeteten Wohlthäter, den Schöpfer meines edleren Selbst [Huber] kennen — 96 oder so [richtiger 1795 s. unten S. 55] — schrieb mir M. ganz unverhofft nach Neu=

chatel, ganz der Alte, liebend, bizarr, starr sinnig, mitdem Ausdruck der innigsten Freude, mich glücklich zu wissen. — Wir blieben in seltnem Briefwechsel, in dem er sich stets glich. Er schrieb Huber und mir, sein Herz habe nie mehr gewählt, ich sei sein Ideal von einem Weibe seiner Wahl geblieben. H. liebte ihn nie. H. war eifersüchtig auf jeden Mann, der mir theuer war, aber das machte ihn nie ungütig, unbillig. — Benjamin [Constant] flößte ihn dieses Gefühl ein, und er liebte ihn stets, aber nicht M., er hielt ihn nicht für wahr —, nicht unwahr gegen mich, aber für unwahr in sich selbst. Ich glaube, er that ihm unrecht. Wie ich alles verlor, alles! — zeigte sich M. barsch, treu, thätig — Großer Gott! — soll ich alles sagen, wie ich es empfinde. — So wie ehemals meine Sinne mich zu ihm zogen und ich mit Schmerz entsagte, fühlte ich mich nun von ihm als Mann mit Abschen entfernt, und sicher vor Untreu an Hubers Schatten vertraute ich ihm darum mit Bereitwilligkeit — ich bedurfte eine Stütze, und scheute einen Herrn. Ich war die Freigelassene des Todes und schauderte vor einer andern Herrschaft. —"

Die eben mitgetheilte Darstellung nimmt einzelnes Wenige der folgenden Erzählung voraus, sollte aber nicht weiter in ihrem Zusammenhang unterbrochen werden.

So lange Forster lebte, verschwand Meyer aus Theresens Gesichtskreis. Nur ein Zeugniß, gewiß nach jenen Göttinger Tagen geschrieben, denen die mitgetheilten Briefe entstammten, während eines vorübergehenden Aufenthalts M's. in Hamburg, der Schrift nach aus früher Zeit, hat sich erhalten, das hier nicht fehlen darf. Es lautet so:

„Da Du vielleicht in vieler Zeit nicht wieder nach Hamburg kommst, so trag ich Dir jetzt eine Bitte vor, die Du wahrscheinlich nur dort erfüllen kannst. Du weißt, lieber Freund, welch eine Menge Papiere ich Dir ehemals aufzuheben gab — mir wird's lieber sein sie zu haben, läßt's Deine Zeit zu, so mach doch ein Paket und gieb es einem Fuhrmann — wahrscheinlich wird's für die Post zu groß und zu theuer und Eile

hat's nicht. Wenn Du in Ersatz aller meiner Briefe die Deinen zurückhaben willst, so gieb mir einen Wink, sie sind alle aufbewahrt, und werden nie in fremde, aber gern in Deine Hände gegeben. Friede sei mit Dir!

Therese."

Wiedergesehen haben sich Therese und Meyer seitdem nicht mehr, aber ihre Verbindung war nicht zu Ende.

Erst durch Huber scheint wieder ein Verkehr begonnen zu haben. Mir liegt ein Brief Hubers an Meyer vor, vom 14. März 1795, in dem auf ein Schreiben des Angeredeten vom 28. Januar desselben Jahres Bezug genommen wird und in welchem die Anrede „Lieber Bruder," kaum auf einen längeren und intimeren Verkehr schließen läßt, sondern eben nur die Güte oder Schwäche Hubers beweist, den von seiner Frau ehemals Geliebten auch als ihm eng verbunden zu bezeichnen. Der Brief handelt zumeist über Hubers dramatische Pläne und Uebersetzungsarbeiten, geht indessen auch auf seine häuslichen Verhältnisse ein. Am Schlusse kündigt er eine Nachschrift seiner Frau an, aus der hier die Hauptstelle folgen soll; das Ausgelassene bezieht sich auf die Zeitverhältnisse und hat mit den persönlichen Beziehungen nichts zu thun.

„Wenn der liebe Mann nicht zu Zeiten ein Pinselchen wäre, hätte er es mir angeboten selbst zu schreiben, denn da ich schreiben kann, gehörte es mit zu den *unfreudigen* Entsagungen es nicht zu thun. Guten Tag, mein guter Freund! Da wär ich nun wieder auf der Welt, und würklich wär's anders gegangen, so hätte mir das Schicksal einen Strich in die Rechnung gemacht, denn ich, die ich Treue höchlich schätze, bin doch meinem ältesten Liebhaber, dem Tode untreu geworden — lassen Sie mich den kindischen Scherz fortsetzen — stehe jetzt mit ihm wie mit Ihnen — ich kann leben ohne ihn, aber sollte ich sein bedürfen, so reichte ich ihm ruhig die Hand zum treuen, alten Freundes Gruß und sagte, komm und hilf mir — Sie

wissen, daß er Sie oft eifersichtig machte. Aber jetzt leb ich gern, gern, denn ich weiß, wozu ich lebe. — Aber lassen Sie mich lieber von Ihrer Idee, in die Schweiz zu kommen reden, das ist auch zu erwartende Freude. Thäten Sie's doch bald, denn in dieser Pilgerschaft auf Erden könnte uns eine neue Sinnenveränderung weiter wie je von einander führen — Sie sollten denn alle meine Freude sehen — und ich habe die ganze Welt zu meinem Gebot — See, Berg und Feld.

Den 28. Januar war Ihr Geburtstag? Segen diesem Tage! von heute an, wenn er fehlte bis jetzt — weil er fehlte! — der 12. ist Forsters Sterbetag, und der Monat sei der Feyer der Lebenden und Todten geweiht — Segen und Liebe mit Ihnen.

Adieu! Meine Herzensmädchen waren nun 4 Wochen von mir getrennt. — Künftige Woche kommen sie zurück — das ist eine neue Freude — aber das Weinen habe ich noch nicht verlernt — ich weine oft — und meine Freude hat meistens Thränen — dann zankt Huber — und Sie würden ihm helfen? — das sieht Ihnen ähnlich. Adieu."

Aufs neue herrscht eine lange, siebenjährige Pause. Denn der folgende Brief vom 15. September 1802 macht durchaus den Eindruck, daß in der Zwischenzeit ein direkter Verkehr nicht stattgefunden hat. Der Brief ist aber auch in anderer Beziehung wichtig. Er wiederholt die in dem oben (S. 54 ff.) veröffentlichten Blättchen, das gewiß viel früher ist, schon einmal ausgesprochene Bitte, Theresen die von ihr dem Freunde ehemals übergebenen Schriftstücke zurückzuschicken und scheint ferner auf die kurze briefliche Beziehung aus dem Jahre 1795 anzuspielen. Der Brief, dessen Original mir vorliegt, wurde, wie am Schluß angedeutet wird, durch Theresens Stiefmutter, die mit Meyer in fortgesetztem Verkehr stand und in das Verhältniß genau eingeweiht war, an letzteren geschickt. Einige französische Zeilen der Vermittlerin stehen auf der Adresse. Der Brief selbst (15. September 1802) enthält eine gute Schilderung der Beziehungen zwischen Meyer und Therese.

„Ich kann nicht ausdrücken, mit welcher freudigen wehmüthigen Empfindung ich nach — zwölf Jahren zum ersten Mal wieder von meinem alten Freund reden hörte. Iffland erzählte mir von Dir, oder von Ihnen — ich weiß, daß es eine Klugheit gibt, die das Du ausschließt, aber ein Gefühl, das es befiehlt. Vor sechs oder sieben Jahren, wie Sie uns einst in die Schweiz schrieben, war es noch gefährlich, die Vergangenheit so nahe an die Gegenwart zu binden, jetzt müßte ich erröthen, wenn ich mich vor dem ehemaligen Du fürchtete. Ich denke Sie noch Du; wären Sie bei uns, so würden Sie in wenig Stunden vielleicht wieder Du werden — was einst ein toller, unseliger Einfall war, würde zwischen Mutter Theresen, neben ihrer sechzehnjährigen Tochter, mit dem heiteren Ferdinand, und dem — wie man sagt — mürrischen Freund meiner Jugend, natürlicher Einklang werden.

Lieber Freund also, den ich mich Du genannt zu haben mit Vergnügen erinnere — warum ich schreibe? — Lassen Sie sich erzählen. Sie kannten mich bis in mein zweiundzwanzigstes Jahr, und damals war mein Herz schon eine lange Reihe von Gefühlen durchgegangen, seitdem — o mein Freund, ein Menschenleben kann unendlich viel Dinge enthalten! in dem meinen fand seitdem ein reicher Wechsel statt. Leidenschaft, — jeder Art, — Unglück, Armuth, Stolz, muthiger Kampf gegen den Druck des Lebens, Sieg über Vorurtheil der Menschen, — vieles, dessen Wirkung auf mich Sie wohl verstehen würden, das aber in keinen Brief paßt. Erzählen kann ich's, wenn ich liebe, schreiben möcht ich's nie. Da ist aber manches Geschriebene aus den verschiedenen Epochen, Briefe, die zu Belegen manches Geschehenen dienen, manches andere, wozu ich nur das Datum setzen muß, um es zur Geschichte meiner Gefühle zu machen. Diese Papiere besitze ich nun aber nur von der Zeit an, da wir uns verließen, Sie, und ich — Sie haben einen Wust Schriften, Briefe, Zeugs, das so wenig Werth hat, daß, wenn es vertilgt ist, ich kein Wort mehr sage, aber ist's nicht vertilgt,

so muß es noch wo stecken, und das Zeug, lieber Freund, meine Briefe an Sie ausgenommen — die weiß ich gern in Ihren Händen, Sie besorgen aber, daß sie einst die Person bekommt, für die alles bestimmt ist — das Zeug hätte ich gern nur für meine Therese, um alles zu sammeln, was ihre Mutter angeht. Diese Therese, mein Freund, war Ihnen einmal lieb um meinetwillen, sie ist nun sechszehn Jahr, und mir völlig unähnlich an Gemüth und Gestalt, ein unglaublich liebes, edles Geschöpf. Furchtsam und muthig, tief fühlend und sich beherrschend, ganz für andere lebend, gar nicht brillant, sanft und heiter. Sie liebt mich mit Exaltation, ich mache keine Ansprüche an ihr Gefühl, ich behauptete nie Rechte gegen sie, und so wurden wir Freunde. Seit einem Jahre sind wir getrennt, sie ist in der Schweiz bei einer geistreichen alten Frau, ihre Erziehung für die größere Welt machte einen anderen Aufenthalt als diese plumpe geistlose Nation der Stuttgarter mir für sie darbot, nothwendig. Sie will, sobald sie kann, als Erzieherin, als Gesellschafterin Dienste suchen. Sie wissen, Forster ließ uns ganz arm, ich habe fünf Kinder von neunen behalten — und dem Vermögen meines Mannes, das ohnehin sehr gering sein kann, droht durch seines alten Vaters Schwäche das Schicksal, das einst Ihr großes Vermögen traf. Der Entschluß, den meine Therese genommen hat, ist also nothwendig, denn ich werde vielleicht nicht immer, vielleicht nicht lange so fortarbeiten können, wie ich thue, unserem Versorger, meinen guten, guten Mann kann's vielleicht nicht immer glücken — meine Mädchen müssen früh ihr Brod verdienen. Für diese Therese also, möchte ich alles, was mein Leben erklärt, sammeln. So lang wir beisammen sind, hüte ich mich, ihr nicht die unverhüllte Ansicht des unauslöschlichen Feuers, in dem mein Dasein fortlebt, zu geben. Ihr stilles, inniges Herz hat mit dem Ungestüm, der in mir jede Kraft des Widerstandes wach hält, nichts gemein; so lange ich noch Kraft habe zum Leiden und Genießen, soll sie nicht wissen, was ich alles litt, wie ich mich dazu bildete, aber wenn ich einmal, eine

heitere alte Frau, gestorben bin, dann soll sie sich mit mir beschäftigen; sterbe ich bald, so bekommt sie's erst später in die Hände. — Helfen Sie mir nun zur Befriedigung dieses Wunsches, schicken Sie mir die Papiere mit einem Fuhrmann, mit Gelegenheit, wie Sie wollen.

Denken Sie aber nicht, daß ich Therese mehr wie die anderen liebe, weil ich mehr wie den anderen ihr angehören will. Nein, ich weiß für jedes der fünfe eine eigene Ursach es am liebsten zu haben — und hätte ich zwanzig, so würde es mir nicht daran fehlen, und deswegen habe ich noch allerlei nebenher lieb, als einen ehrlichen Pommer, der mit meinem Aimé erzogen wird, und eine Menge Dinge. — Ob Sie mich noch wiederfänden in mir? Gescheiter bin ich nicht geworden, und kälter nicht und leichtsinniger nicht — heftiger, mich beherrschender, weicher, ein bißchen schneidend im Ausdruck, ein bißchen ausländisch im Ton — alt? — so! so! aber viel mehr Physiognomie (Frau Therese schreibt: Phisonomie), hab' ich — ich bin eine hübschere achtunddreißigjährige Frau, als ich ein zwanzigjährig Mädchen war, aber — o was ersetzt Jugend! — es ändert sich alles, alles in uns, um uns, alles, nur nicht die innige, gewaltige Lebhaftigkeit, mit der ich denke, liebe, mich erinnere. — Adieu, alter Freund! ich mag nichts mehr schreiben, ich hasse die Schreiberei. Meine fünf Kinder grüßen, Therese, Claire, Louise, Adele, Aimé — a qui écris-tu mama? fragt Adele, die ein Rubensköpfchen hat — à un vieux ami — très vieux? — oho! comme les rues (?) — eh bien, fais lui des compliments — da sehen Sie, so kennt man Sie.

Therese Huber.

Ist es so recht, daß Huber nach dem ersten mit Iffland zugebrachten Abende zu mir eilte, um mir die von Ihnen erfragten Nachrichten zu geben? Und zur Geschichte gehört es auch, daß es nachher einen Herrn Herzfeld gab, einen Theaterherrn aus Hamburg, den ich auch gern nach Ihnen gefragt hätte, aber —

Mama Therese schämte sich bei der Frage roth zu werden. — Iffland bin ich gut, er ist mir werth und er durft es gern sehen, daß ich roth werde, wenn ich mit Empfindung frage.

Meine gute Mutter schickt Ihnen den Brief.

Stuttgart, den 15. 7. 1802. Therese Huber.

Um diese Zeit nun, aus welcher der eben mitgetheilte Brief stammt, muß Thereseus Erinnerung an die Vergangenheit besonders lebhaft gewesen sein, so lebhaft, daß sie sich gedrungen fühlte, das Verhältniß zu Meyer dichterisch zu gestalten. Dies erfahren wir aus einem Briefe an Reinhold, 13. Oktober 1805. Es geschah in der Novelle „Mehr Glück als Verstand". (Zuerst erschienen in dem Vieweg'schen Taschenbuch 1803, wieder abgedruckt in Hubers gesammelte Erzählungen, herausgegeben von Th. H. 1819, Bd. 3 S. 232—314.) Therese bemerkt darüber: „Juliette und Julius sind, sogar in kleinen Thatsachen, nach der Natur gezeichnet, Assad und ich, bis zur Heirath — leider war Forster unglücklicher wie Ludwig, weil er unweiser war, und ich ersetzte den Götzen meines Herzens in seine Stelle. Als Braut lernte ich Assad kennen — ganz wie Juliette heirathete ich Forster."

Höchst wahrscheinlich antwortete Meyer auf diesen Brief. Für Therese war jene Zeit eine viel bewegte, von manchen wichtigen, aber auch traurigen Ereignissen erfüllte. Das Ehepaar war nach Ulm gezogen; Huber hatte das Ziel seiner Wünsche, eine feste Anstellung in der damals bayrischen Stadt als Landesdirektionsrath erreicht; die Familie hatte sich vermehrt. Aber auch zwei schwere Verluste traten in der nächsten Zeit ein: Clémence, die 1804 geboren, starb bald nach der Geburt; in demselben Jahre starb die von den Eltern über Alles geliebte Adele. Der letztere Verlust muß auch Meyer zu Ohren gekommen sein, und dieser muß in einem uns unbekannten Briefe sein Mitgefühl ausgesprochen haben. Darauf antwortete Therese am 5. Oktober 1804. Dieses ausführliche Schreiben ist ein wich-

tiges Zeugniß für Theresens Schriftstellerei, enthält außerdem manche Mittheilungen über ihr häusliches, geselliges Leben und ihre Kinder. Er zeigt sowohl durch seinen Ton als durch eine Aeußerung am Schluß, daß die Verbindung zwischen Meyer und Therese in den Jahren 1802—4 nicht ganz selten war. Doch muß es für unsern Zweck genügen, nur zwei Stellen, die eine aus der Mitte, die andere am Schlusse mitzutheilen.

5. Okt. 1804.

„Dein Brief ist sehr, sehr lieb! Du bist so sanft menschlich darin, aber Du kennst Deine Freundin wohl nicht mehr. Glaubst Du denn, ich liebe gewaltsame Umwälzungen, Zwang, Umreißen des Vorhandenen? Guter Willy; das liebt' ich nie. Aber ganz sein, was man ist, ganz thun, was man will, einen einmal betretenen Weg über Berg- und Abgründe fortsetzen, das wollte ich, will ich. Ich habe viel mehr Gemüther besänftiget wie erhitzt, ich habe in jeder Partei das Ungestüme verfolgt, nie die Partei, aber ich habe nie über unvermeidliche Folgen eines Weges zum einmal vorgesteckten Ziel lamentiren können. Du weißt wohl wenig oder falsche Nachrichten von mir aus einer gewissen Epoche meines Lebens? — Ich denke ganz wie Du, aber ganz verschiedene Lagen, ein ganz verschiedener Charakter brachten andere Aeußerungen hervor. Aber lieben thue ich Dich für Dein Denken, sehr lieben, froh bin ich darüber, denn Du mußt glücklicher dabei sein als ich's für Dich hoffte. . . — Ich danke Dir für Deine Adresse, das Einschließen an Perthes war mir sehr lästig. Meine Kinder grüßen, Huber ist so gut, so theilnehmend an meiner Freude an meinem Sohn, aber besonders, daß Therese nun gar nicht in die Welt soll. — Guter Wilhelm, ich kannte wenig Glück des Lebens, dieses ist so schön — möge es bleiben. Lebewohl."

War in dem vorstehenden Schreiben bei allem Schmerz um den großen Verlust und trotz gelegentlicher trüber Ahnungen einer dunklen Zukunft doch das Glücksgefühl vorherrschend, so

trat bald ganz unerwartet das schlimmste Leid ein: am 24. Dezember 1804 wurde Therese Wittwe. Diesen schweren Schicksalsschlag theilte sie noch an demselben Tage dem Freunde in folgendem Schreiben mit:

Ulm, den 24. Dezember 1804.

Wilhelm, ich bin Wittwe. Heute früh um 3 Uhr starb mein geliebter Mann. Kannst Du das fassen? Er litt 3 Wochen, die letzten 13 Tage unaussprechlich — ich verließ ihn nie, und mein Herz brach nicht. — Ich athme frei, nun er dem Leiden entrissen ist, aber mein Dasein ist zerstört. Kannst Du das fassen? ich bin Wittwe. Das Wesen, mit dem ich 10 Jahre jedes Gefühl, jeden Gedanken theilte, alles genoß — mit dem ich dachte, dichtete, las, schrieb, mit dem ich das Schicksal bekämpfte, mit dem ich siegte. — Sieh, jetzt ist meine Vergangenheit im Grabe — nun muß ich für meine Kinder Brod erwerben, ich lebe in ihnen, ich erziehe sie zur Ehre des besten Vaters. Fühltest Du das, wie sie da kommen und den geliebten Körper betasten, diese Brust, die meine Zuflucht war in allen Stürmen, die mich ertrug — Du bist die letzte Trümmer meiner Jugend. Willy, ich will ein stolzes Weib sein, das Schicksal soll sehen, daß ich es verstehe — ich will Weisheit tauschen gegen Glück — schreib mir, daß Du ihn beweinst — aber schone mein Herz, fluche nicht, ich segne das Weltall, wo er irgendwo lebt — ich segne die Welt, wo Adelens Staub den seinen erwartet. — Ich will meine Kinder stolz erziehen, daß sie sein waren.

Trümmer meiner Jugend, denke meiner.

Therese.

Ich habe diese Zeilen oft gelesen und mich nie dabei der Thränen enthalten können. Doch bekenne ich, daß Frauen, denen ich den Brief vorlas, nicht immer denselben Eindruck empfingen. Die einen fanden ihn theatralisch, die anderen begriffen nicht, daß eine Frau wenige Stunden, nachdem sie Wittwe geworden

war, schreiben und so schreiben konnte. Solchen Einreden gegenüber möchte ich Folgendes betonen: Therese ist nicht mit gewöhnlichem Maß zu messen. Sie war von einer Lebhaftigkeit ohne Gleichen. Sie hatte ein außerordentliches Thätigkeitsbedürfniß und einen überwältigenden Drang nach Mittheilung. Damals stand sie ganz allein, ohne Verwandte, ja selbst, da sie kaum ein Jahr in Ulm lebte, ohne ganz nahe Freunde. Die ganze Last der Sorge für ihre Familie, die Erledigung aller der traurigen Geschäfte, die ein Todesfall mit sich bringt, ruhte auf ihren Schultern. Sie mußte ihr Gefühl anders äußern, als in stillem Weinen. Sie verlangte andern Zuspruch, als das öde Trostgeplapper gleichgültiger Bekannter. In dieser Herzensbedrängniß konnte sie sich nicht an die Freundinnen wenden, deren sie genug besaß, weil diese zu wenig von ihrem Leben wußten; nicht an ihre Eltern, weil sie diesen damals nicht mehr oder noch nicht vertraut genug war — wirkliche Vertraulichkeit bildete sich erst wieder in Folge ihrer Reise nach Göttingen 1808 —; der Einzige, dem sie ihr ganzes Herz öffnen konnte, bei dem sie, allerdings irrthümlich, das volle Verständniß für ihre Empfindung und ihren Schmerz erwartete, war der Jugendfreund, der ihre erste Zeit des Glücks mit ihr durchlebt hatte und der, wie sie wähnte, nun wieder ganz der Ihre war. Es ist wie ein Schrei der geängstigten Seele zu ihrem Retter.

Wie Meyer diesen Schmerzensschrei beantwortete, ist nicht bekannt; daß er unmittelbar nach Empfang der Botschaft schrieb, geht aus einem nicht vollständig erhaltenen Briefe Theresens vom 24. Januar 1805 hervor. Ihre innige Liebe zu dem verlorenen Gatten, die selbst, nachdem Huber von hinnen geschieden, dem fernen eifersüchtigen Freunde unangenehm war, tritt am deutlichsten in folgender Stelle hervor. — „O Willy, mit welchem zerfleischten Herzen bin ich unter den Leuten! — was ist doch Geisteskraft, Unabhängigkeit in einem weiblichen Herzen! Wenn Du einmal bei mir wärst und ich Dir erzählte, welche fürchterlichen Leiden ich ertrug — guter Gott! Das Fürchterlichste

Sein Leiden! Die Empfindung, für die ich keinen Ausdruck habe, die 13 Tage, wo ich wußte, er sterbe — Siehe, ich lehnte doch seinen Kopf an meine Brust, ich lebte doch für ihn — nun! — o Willy, wohin soll ich denn mit dem Herzen voll Liebe? für wen soll denn mein glühender Geist die Welt auffassen? Ich bin 40 Jahre und würde erröthen, wenn ich nicht ganz wahr wäre, wenn in meinem einsamen Schmerz eine andere Sehnsucht weinte, als nach Mittheilung und Mitgefühl, wer, dem ich sagen könnte, wie Liebe, Dank, Reue mich nur mit ihm beschäftigen! Reue, daß ich nicht mehr war, als mein Wesen mir zuließ, daß ich seinen leichten Muth mit meinem trüben Sinn so oft niederdrückte, daß ich sorgte, wo er genoß. — Siehe, — daß ich unglückliche Thörin: Ferdinand, Ferdinand, Dich bitten will, weil sein Name mir ewig gegenwärtig ist — Dich bitten: sei was Du kannst, denen die Dich lieben, denke bei jedem kleinen Opfer Deiner Launen, bei jedem Sieg über Deine Wünsche — o denke, daß Du sie von dort nicht herbeirufen kannst — nur einmal noch die geliebten Augen zu küssen, nur einmal noch zu hören, ob er meine Liebe erkannte. Oft ist mir's, als zöge sie mein namenloser Schmerz herbei — fürchte nicht für mich, ich schwärme nicht — ich kann so mein Herz in dem tiefsten Weh zerfließen fühlen, wenn mein Alleinsein mich ergreift, dann ist's, als streckten sie ihre geliebten Hände nach mir aus, meine Adele, meine holde flüchtige Liebe, meine Blumenkönigin. — Ach, wie sie dalag, marmorbleich unter allen Schätzen des Sommers und die Rosen auf ihrer kalten Brust welkten, und die rothen Lorbeerblumen über das geschlossene Auge nickten, und ich das grausame Blut ihr von dem holden Mund wischte, da dachte ich: fürchterlicher kann kein Herz leiden — und da ging ich und warf mich in seine Arme, und er hielt mich, litt mit mir und hielt mich — nun! o nun! wer hält mich, nun ich ihn sterben sah, die Augen, die den Himmel blickten an Güte und Liebe, der Mund — Willy, er liegt im Grabe, niemand, niemand hält mich aufrecht."

In dem Briefe selbst kommt keine Andeutung der üblen pekuniären Lage vor, in der die Hinterlassene sich befand; Meyer, der wohlhabend war, machte unaufgefordert der Freundin ein Geldgeschenk. Sie dankte am 12. März 1805 mit der Bemerkung, daß er das einzige Wesen sei, von dem sie gern eine Unterstützung annähme, aber mit der Bitte, nichts weiter zu schicken. Der übrige Theil des Briefes lautet:

„Du weißt nicht recht wie ich bin, mein Freund. Ich bin nicht, wie Du es beschreibst — o Du Wunderlicher! Hättest Du immer neben mir gelebt, Du wärst freundlicher, wie Du bist. Ich bin nicht so selbstquälerisch, wie Du denkst. Was Du mir schreibst, das sagte mir meine Vernunft immer, und ich hörte sie immer. Wenn dann aber zuweilen mein verwaistes, unaussprechlich verödetes Herz einmal die ganze Wollust des Schmerzes genießen will, so erlaub ich's ihm duldsam — ich erlaubte ihm ja glücklich — kindisch glücklich zu sein — o kindisch! Du glaubst nicht, wie Er dazu gemacht war ewige Jugend mit dem Leben zu verbinden. Sein ganzes Leben athmete Ruhe, Heiterkeit — seine tiefste Sorge dauerte nicht länger, wie ein Traum — Nur Adelens Tod lag schwer auf seinem Gemüthe — sie zog ihn gewaltig nach sich. Noch voriges Spätjahr wie Voß hier war, da waren wir draußen — es heißt das Ruhethal. Es waren viel Leute alle nicht viel jünger als ich. In unserer schwäbisch frohen Laune stiegen wir auf einen großen Strohschober und da saßen der steife Voß und der brave Siegwart Miller, und da sangen wir erbärmlich. Vom Ruhethal sieht man die Kapelle von Söfflingen — dort ruhte Adele und die Knospe Clemence. — So oft ich dort bin, setz' ich mich dort hinüber und bin recht platt lustig, damit die Leute nicht ahnten, wohin ich sehe — und den Tag saß ich auf dem Strohschober und sah nach Söfflingen. Die Leute queilten: [Grimm, D. W. B. VII 2338 = heulten]. Auch die Todten sollen leben! — und die Abendsonne röthete die Kuppel der Kapelle und der letzte Strahl winkte

mich hin zu den Gräbern. Huber ging still für sich und nahm keinen Theil und sagte, er müsse noch ein Geschäft besorgen.

Mehrere Tage darauf sagte er mir: es hab' ihn hingezogen zu ihrem Grabe — er war noch hin nach Söfflingen gegangen. — Adele ist nicht todt, auch er nicht — bei einem gewissen Grad innigen Leben kann man nicht sterben. Hättest Du sie nur gekannt, beide — Du guter, guter Wilhelm — sie waren nur Leben — und gerade mit den feinen Sinnen — Huber genoß so seelenvoll den materiellen Genuß — Adele war ganz Seele bei den sinnlichsten Freuden. Was ist denn Leben? Wo lebten wir sonst? Und warum faßt es mich denn nun so lebendig in Augenblicken — dann sind sie um mich.

Dich lieb ich ja auch, und Du lebst und ich könnte Dich sehen — aber Du umfaßt mich und ergriffest mich nie so. An Dich denk' ich — Sie beide ergreifen mich ohne Gedanken, daß mein Geist, wenn er nun denkt, sie denken muß, wie sie sonst waren! — ich kannte sie nur so — so unaussprechlich schön."

Der Vollständigkeit halber mag hier eingeschaltet werden, daß Therese, um den Freund ganz kennen zu lernen, noch von Anderen Nachrichten erbat.

So erkundigte sie sich am 11. Februar 1805 bei Reinhold, der in Hamburg lebte, nach Meyers Ergehen und bemerkte: „In Beziehung auf mich ist es ein edler Mensch, aber das hindert mich nicht zu hören, wie er sonst scheint."

Gewiß gehörte zum Verständniß und zur würdigen Aufnahme solcher Geständnisse, wie sie im Briefe Theresens vom 24. Januar 1805 enthalten sind, eine größere Selbstlosigkeit, als Meyer besaß. Er sollte mittrauern und empfand doch keinen wirklichen Schmerz; er, der Selbstbewußte, sollte Andere für höher und besser halten als sich; er sollte sich ganz in die Vergangenheit versetzen und lebte doch der Gegenwart; er, der aus dem Studium seines Innern eine Lebensaufgabe machte, sollte auf sich verzichten und ganz eingehen in das Innenleben Anderer. Dazu war er nicht fähig; man kann sich denken, daß er äußerlich theilnehmend, aber kühl antwortete.

Auf ein solches Schreiben des alten Freundes erwiderte Therese (14. Mai 1805) mit einer genauen Schilderung ihrer häuslichen Verhältnisse. Nur zwei kurze Stellen aus dem übrigens fragmentarisch erhaltenen Briefe sollen hier mitgetheilt werden.

Stoffenried, den 14. May 1805.

„Aber seine (Hubers) Briefe! Glaube mir, mein Freund, er starb, weil seine moralische Entwicklung vollendet war — um noch weiter zu leben, bedurfte sein Wesen einer Modifikation, die des Menschen Leben versagt. So von Jahr zu Jahr vortrefflicher — so immer gütiger — glücklicher, menschlicher —".

„Hast Du etwas Geschriebenes von ihm, von Forster? sende es mir! Schenke es mir! ich bitte Dich! — wie ich je Dich bat! Erinnerst Du Dich noch, daß einst meine Bitten bei Dir galten?

Ich denke mir, wie es wäre, wenn wir uns sähen? — ich schaudere davor! Jenseits des Styx — wie in eines von Klingers frühen Sachen, wo die Todten mit vermoderten Fontangen aus einem fürstlichen Grabmal wandern."

Es ist leicht möglich, daß auf diesen Brief noch ein anderer der Therese folgte, und gewiß, daß zwischen den beiden im Nachstehenden mitgetheilten Schreiben Meyers vom 28. Juni 1805 und vom 23. August desselben Jahres ein oder mehrere Briefe Thereseus liegen. Diese sind jedoch nicht erhalten, und so mögen zunächst diese beiden Briefe, die einzigen von Meyer, die in dem Nachlaß erhalten sind, ohne Zwischenbemerkungen folgen. (Beide Briefe werden getreu nach dem Original gegeben. Leider sind einige Stellen, in Folge des gewaltsamen Aufreißens des Siegels, ausgerissen. Die Schrift ist nicht unleserlich, trotz Meyers Selbstanklage, nur sehr klein; mit Ausnahme eines einzigen Wortes, waren alle Stellen ganz deutlich lesbar.)

Bramstedt den 28. Junius 5.

Wenn ich nicht besorgen müßte mein Stillschweigen noch übler von Dir ausgelegt zu wissen, als meine unglücklichen Briefe,

so würde ich Dir diesesmal, zum ersten Mal irgend Jemandem in meinem Leben, die Antwort schuldig geblieben sein. Denn ich weiß wirklich nicht mehr wie ich antworten soll. Du fängst aus der Ferne an mit mir zu zanken, ohne daß ich Dich, ohne daß ich etwas lebendiges in der Welt beleidiget hätte; Du wirfst mir Kälte, Verschlossenheit, Untheilnahme, Unnatürlichkeit vor: lauter Eigenschaften, deren Gegentheil alle anderen Menschen, und vormals Du selbst, und — soweit ein Mensch sich selbst kennen kann, auch ich selbst — an mir bemerkten. Erschüttert über diesen Vorwurf, besorgt daß er mir ein Zutrauen rauben könne, welches meinem Herzen unaussprechlich theuer ist, ergreife ich die unangenehme Nothwendigkeit mich zu rechtfertigen, mich gegen Dich! Der ich weit eher zugetraut hätte, daß sie mich vertheidigt haben würde, als angeklagt. Es ist natürlich, daß ich dabei nur von mir redete, denn von mir war ja nur die Rede. Hab' ich Dich dabei angeklagt? Hab' ich je verkannt, schriftlich oder mündlich, daß die schönsten Gefühle meines Lebens Dir gehören, von Dir mir gekommen sind? Daß, unter allen Weibern, nur bei Dir Herz und Geist meine kühnsten Wünsche übertrafen, meine Sinne bezauberten, mein Bewußtsein, noch jetzt da ich der Welt abgestorben bin, lebendig mit Dir beschäftigen? Hätt' ich geglaubt, ich könne Deine Seele füllen, wie Du die meinige, Dir genügen wie Du mir, ich würde Deinen Besitz Göttern und Menschen und Teufeln streitig gemacht haben. Ich sah aber und fühlte und verstand, daß, da Du mich Allen vorzogst, Du doch auf alle Anspruch machtest, und ergab mich in Deinen Willen. Ich kann nicht eifersüchtig sein. Es stimmt nicht zu meinen Begriffen. Was Du an mir liebtest, konntest Du bei keinem Andern finden; was Du an einem andern liebtest, nicht bei mir. Das ist nicht Weisheit und soll es nicht sein; wann hätt' ich mir Weisheit zugetraut? So sprach und spricht die Natur zu meinem Verstande, und nöthigt mich sie für Wahrheit zu halten. Das hab' ich Dir, vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft, gesagt und geschrieben; das hab' ich Forstern ge-

sagt, da er mit mir eiferte. Ich zürnte ihm, daß er Tagelang allein um Dich war, er gönnte mir nicht die ungestörte Vertraulichkeit einer Viertelstunde. Du hast mir damals, mit und ohne Veranlassung, hundert Mal wiederholt, F. sei besser als ich: so wie Du mir jetzt unaufhörlich zurufst, Huber sei der beste Mensch, den Du kanntest, alles was ich Dich empfinden machte, sei nichts gegen ihn. Begehr ich das zu leugnen? Sie waren nicht ich, ich kann nicht sie sein. Ich kann so wenig auf die Fülle ihres Geistes, auf die Lebhaftigkeit ihrer Darstellungskraft, auf die Zartheit, Geistigkeit, Erhabenheit ihrer Denkungsart, ihrer Aeußerungen, ihres Betragens Anspruch machen, als ich mich für einen Fürsten oder Volksführer und Redner, oder sonst für wichtig in der Welt oder im Gebiet der Wissenschaften und Künste ausgeben kann. So unfähig bin ich auf andere zu wirken, daß ich auch nicht einmal den Wunsch darnach empfinde. Aber entweder ich weiß nichts, oder ich weiß, daß ich Dir angehangen habe, so lange ich Dich kenne. Wie ein treuer Hund bin ich immer wieder zu Dir gekommen, so oft Du mich verstießest; hab' ich mich immer wieder an Dich gedrängt, so oft Du mich vernachlässigtest. Das habe ich gethan, weil mir wohl bei Dir war; weil ich nicht voraussetzte, daß Du darum schlechter von mir dächtest. Hab' ich mich nun darin geirrt, so that ich freilich unrecht, aber ich that Unrecht, ohne es zu wollen. Dein letzter Brief zeigt mir das Licht, in welchem ich Dir erscheine. Er nennt mich einen Menschenfeind, einen Egoisten — laß uns deutsch reden, damit ich Dich verstehe, das heißt einen Menschen, der nur sich liebt, keinen andern, andere nur in Beziehung auf sich, einen Eigennützigen — einen der mit seinem Herzen und mit seiner Liebe nirgends hin weiß, einen kalten Berechner, der berechnet leiden sieht, einen Prahler mit der garstigen Eisrinde seines Herzens, einen pompösen (?) selbstischen Weisheitsschwätzer, der nicht weiß, wie man ein zärtliches Herz behandelt. Ob ich das alles, ob ich etwas von dem allen bin, — Niemand kann vollgültig über sich urtheilen, wenigstens ich nicht, aber soviel

sagt mir mein Gefühl, ich möchte lieber ein Dieb und ein Mörder sein, als etwas von dem allen. Indessen danke ich Dir, daß Du mir Deine Meinung über mich unverhohlen gesagt hast; denn ich will lieber von der ganzen Welt, selbst von Dir, gehaßt sein, als mich einer Täuschung hingeben. Es ist nicht die erste bittere Erfahrung meines Lebens, aber wahrscheinlich fehlt ihr nicht viel, um die letzte zu sein. Der Punkt wäre unter uns ausgemacht und bedarf nun keiner weitern Erörterung.

Deinem Geschmack und Gefühl hab' ich nie Gesetze vorzuschreiben gewünscht. Wie sehr sie von den meinigen abgehen mögen, bist Du mir darum nicht minder werth. Behalt' Deine Vorliebe für das Land des Terrorismus, träume Dich nach Gasconien oder an die Küste von Guinea, versetze Dich wirklich dahin. Was kann ich dagegen mit Kopf oder Herz einzuwenden haben? Nur wenn von mir die Rede war, wenn Du mir zumutheteſt, ich solle mein ehrliches treues Volk, unter dem ich Sicherheit und Liebe finde und theile, verlassen und mich unter einen fremden Himmel, zu Menschen verbannen, denen ich nichts bin, die mir nichts werden können; nur dann antwortete ich Dir, daß ein solches Dasein Fluch und Hölle für mich sein würde, und Jeder muß seine Hölle kennen. Ich bin übrigens so wenig darauf erpicht, meinen Eigensinn zu dem Deinigen zu machen, daß, wenn es Dir irgend mehr Vergnügen gewährt, Du herzlich willkommen bist die verhaßte deutsche Sprache in Deinen Briefen an mich gänzlich abzuschaffen und mir französisch zu schreiben. Es wird mir keine Mühe kosten, Dir in französischer Sprache zu antworten, wenn ich nur meinen deutschen Gesinnungen treu bleiben darf. Ich habe Deiner Mutter immer französisch geschrieben.

Jakobi hat vor seiner Abreise in Hamburg, nicht gegen mich, gegen Andere, mit vieler Theilnahme davon gesprochen, daß er Dich in Ulm aufsuchen wolle. Davon können ihn nur wichtige Ursachen abgehalten haben. Vielleicht seine Gesundheit oder die

seiner Schwestern, die in der That sehr hinfällig ist. Er wird sich in München nicht schlechter befinden als anderswo; denn er weiß guten Willen überall zu schätzen, und sieht bei seiner hohen fast kränklichen Verfeinerung überall die Menschen unter sich. Dir ist er gewiß nicht zu moralisch, das bezeugt sein Woldemar, dieser treue Abdruck seiner Seele; sondern wenn er Dich tadelt oder getadelt hat, so kannte er Dein Verhältniß nicht ganz. Das ist bei allen ehrlichen und gescheuten Leuten der Fall. Du hast mehr gelitten, als Du leiden machtest, Du bist unbegrenzt gutherzig, Du thust Niemandem mehr und öfter wehe als Dir selbst. Wer Dich kennt, kann Dich nicht verurtheilen, wer Dich nicht kennt (im Briefe beschädigt) ... Dich auch nicht. Sömmering lobt seine Frau, seinen Sohn; das ist hübsch von ihm, sagst Du. Wie Du meinst. Recht sehr hübsch! Er lobt alles, was sein ist. Was meinen äußeren Menschen betrifft, von dem ich mit Sicherheit urtheilen kann, so wiederhole ich Dir, daß ich die Menschen um mich nicht hasse noch verachte, und so viel ich weiß, auch von ihnen nicht gehaßt noch verachtet werde, daß sie mich mehrentheils Alle an nützlichen anwendbaren Kenntnissen übertreffen und nur insofern gutherzig beschämen, weil sie mir Kenntnisse zutrauen, die ich nicht besitze, oder denen, die ich ja besitze, einen Werth beilegen, von dem ich fühle, daß er übertrieben ist. Daß ich viel glücklicher bin, als ich verdiene, ob es mir gleich an Unterhaltung gebricht. Aber wer kann alles haben? Nur dieser gänzliche Mangel an Unterhaltung, den mir jedoch ein günstiger Zufall unvermuthet auch hier zuführen kann, wird mich, wenn ich bestimmt bin, länger zu leben, und der Mangel ärztlicher Hülfe mir vielleicht noch peinlicher werden sollte, künftig einmal bestimmen, diesen Aufenthalt gegen einen anderen zu vertauschen. Aber dabei muß ich freilich ökonomisch verfahren, und das verstehe ich nicht recht. Sonst

Den Großen unbekannt, zu klein des Schicksals Schlägen,
Entflohn dem Kritiker, der strenges Urtheil spricht,

Seh ich dem Tode hier entgegen,
Und wünsch' ihn nicht und fürcht' ihn nicht.

Ohne Groll und Vorwurf der Deinige.

Adr.: Frau Landesdirektionsräthin Huber:

Bezahlt bis Frankfurt am Main. (Günzburg in Schwaben.)
poste restante.

Bramstedt den 23. August 5.

Du hast Recht, und ich hab Unrecht. Ich hätte durchaus bedenken sollen, daß Du harte, in ihrem schlichten Sinn ungenießbare Worte nicht buchstäblich verstanden haben wolltest, weil Du ja fortfuhrst mir zu schreiben und mir zu trauen. Sprich künftig Deinen Unwillen, wie Deinen Schmerz. So wahr ich diesen immer geehrt habe, so wahr soll mich jener auch nie wieder beleidigen.

Die Gerechtigkeit Dir. Laß Du mir auch die Gerechtigkeit widerfahren, daß in die Empfindlichkeit des ehrlichen, nicht alles bedenkenden Mannes, sich keineswegs die Eifersucht und der Neid gegen fremdes Verdienst mischte. Du thatest wie Du solltest, wenn Du den, der mehr mit Dir übereinstimmte, mehr liebtest als mich, und mehr zu lieben fortfährst. Darüber denk' ich wie immer. Das ändert nichts an meinem treuen Sinn. Hätt' ich ein Weib kennen lernen, das, nach jahrelanger, vertrauter Bekanntschaft, gesichtet von der Zeit, mir mehr seyn können als Du, so wär' ich um einen dauernden Genuß reicher, und wenn ich sie verloren, um eine lebenslange Trauer, ohne Dich deswegen minder zu lieben. Du hättest nichts verloren, ich gewonnen. Ich sehe nicht, warum ich Dir das verheimlichen sollen. Können wir denn wünschen, allein auf der Welt zu sein? Werden wir dadurch besser, daß andere schlechter sind? Vorausgesetzt, daß ich selbst nur nicht schlechter werde, wünsch' ich aufrichtig, und, wie ich meine, nicht unvernünftig, alle anderen Wesen wären besser als ich. Denn ich bin stolz genug zu glauben, daß auch der Bessere an mir noch Gutes finden werde.

Hat Lessing mich als Knaben nicht geherzt? Haben Stoll, Mendelssohn, Heyne, Herder, Forster, Teller, Burke, Blaire, Adam Smith, gewohnt mit den Edelsten ihres Volks umzugehen, den Jüngling und Mann nicht mit Schonung und Liebe aufgenommen? Werden, wenn es eine Geisterwelt gibt, mein Horaz und Shakespeare und Montaigne und de Thou und Grotius, die so mächtig zu meinem Verstande und Herzen reden, deren Zögling ich bin, mir verstummen wollen, wenn sie je mich kennen lernen? Ich bin nicht sie. Nie werd' ich ihnen gleichen, nie werden sie mich verschmähen. Ueber diesen Punkt bedarf ich keiner weiteren Rechtfertigung gegen Dich. Verwirf mich nicht: liebe andere mehr, so viel Du willst!

Auch ich habe in meinem stillen Forste den Todestag Deiner unvergeßlichen Adele begangen, und ihrem Schicksal wiederholt Malherbens Worte zugemurmelt, die ausdrücklich für sie gemacht zu sein scheinen:

Elle était de ce monde, dont les plus belles choses
Ont le pire destin;
Et Rose, elle a vécu ce que vivent les Roses,
L'espace d'un matin!

Du urtheilst vielleicht zu hart über Reichard. Ein so äußerst gewöhnlicher, mattherziger Alltagsmensch kann durchaus nicht von Dir verstanden werden. Ich weiß, daß ihn seine abscheuliche, unsterbliche Rabenmutter so hart und knapp hält wie einen armen Schuljungen: daß er oft Hungerpfoten saugt. 400 Rthlr. sind für ihn eine unerschwingliche Summe. Huber nahm Geldsachen zu leicht. Er hat R'n. gewiß nicht recht verstanden. Hätte er sie ihm bei Kreuzern wiedergegeben: R. hätte sie gern genommen, nehmen müssen. Doch verwirf den löschpapiernen Schächer! Was liegt mir daran? Nur, um aller Barmherzigkeit willen, verwirf ihn nicht wegen seiner schlechten Handschrift. Denn eine schlechtere Hand als ich, schreibt, nach aller Schreibmeister Ausspruch, nicht leicht ein Mensch. Aber laß doch hören! Ich bin neugierig. Wozu greifst Du,

wenn Dir ein Mensch, der wie ich schreibt, im Walde begegnet? Auch zu Deinen Pistolen? Ein Schulmeister würde, denk' ich zur Gerte greifen. Das Natürlichste und Beste wäre wohl, zur Brille.

Das Weib, deren Du erwähnst, ist ein sehr gemeines, albernes, eitles Ding. Sie mag einmal eine Anlage zur Gutherzigkeit gehabt haben; aber das Herz verwelkt und seine Gluth verlischt, wenn gar kein Kopf da ist, um darüber zu wachen, gar kein Geist, um es zu entzünden. Selbst was in einer so schönen Form sinnlich schien, war im Grunde nur das Schönthun einer Kammerfrau. Dein armer ehrlicher Brand! Er konnte dieses Eis schmelzen, aber das geschmolzene ward Wasser, bestimmt wieder zu erstarren. Hat sie einen Knaben? Ich weiß nur von einem Mädchen, einem sehr lieben Kinde, das ich immer, ohne eben darüber nachzudenken, auf Rechnung ihres Mannes gesetzt habe. War der dessen unfähig, so gehört es unstreitig einem seiner rohen, wüsten, herkulischen Freunde, der eine Art wendischen Namen hatte, dessen ich mich nicht recht entsinne, — Heidrich, Tschudrich, etwas der Art. Er war reich, gutherzig, verschwenderisch, behandelte alle Frauenzimmer als Huren, und ging nur mit Huren um. Mit dieser einzigen hatte er einmal, in Begleitung ihres Mannes, eine Reise gemacht und bezeigte ihr, zu jedermanns Verwunderung, Achtung und Schonung. Das fällt mir jetzt erst auf, da Du mich aufmerksam darauf machst. Ich habe nie eine Gunst von ihr genossen, die nicht in den Zeitungen hätte stehen können. Ich bin nie in einer Herzens- oder Geistesverbindung mit ihr gestanden. Deine Freundschaft empfahl mich ihr, Deine Theilnahme machte sie mir interessant: wir waren nicht gemacht um unserer selbst willen, einander näher zu kommen. Wir fühlten das bald, ohne uns darüber zu erklären. Aus Deinem Briefe schließe ich, daß andere uns anders beurtheilt haben. Als Caroline B. mich einmal, wie es mir vorkam, willkürlich oder unwillkürlich, in ihre Intriguen verflechten, eine Art Freund oder Anbeter aus mir machen wollte, als ihre und meine Freunde dazu die Hand

zu bieten schienen, wußt' ich in meiner Verlegenheit kein anständigeres Mittel der Loswickelung, als daß ich sie auf eine irrige Fährte leitete, indem ich mir das Ansehen gab, anderswo verstrickt zu sein. Es gelang mir mit ihnen; Dich hab' ich, so wenig wie mich selbst, hintergehen wollen. Das ist die Wahrheit, ohne Rückhalt.

(Folgt eine größere Stelle über ein Mittel gegen den Bandwurm.)

Der Schluß lautet:

„Habe Geduld mit mir und liebe mich wie Du kannst.

Der Deinige ewige."

Dies sind die letzten Worte, die Meyer an Therese schrieb.

Daß dem so ist, geht aus einem Briefe Theresens an Reinhold hervor, 2. August 1806: „Fragen Sie ihn nicht mehr nach mir! Es muß ihm nicht wohlthun. Und ich möchte in einem Herzen, das ich gern beglückt hätte, keine schlechte Empfindung erregen. O, hätte er doch wen, den er liebte."

Man würde die Bedeutsamkeit vorstehender Aktenstücke abschwächen, wenn man das, was Meyer über sich selbst, sowie über sein Verhältniß zu Therese sagt, durch Kommentare zu erklären versuchte. Nur das wirklich Erklärungsbedürftige werde erklärt. Der genannte Brand ist der junge Engländer Thomas B., der 1792 dem Forster'schen Hause sehr nahe stand und Therese mit ihren Kindern auf der Flucht nach Straßburg begleitete. — Reichard ist der schon oben S. 36 fg. genannte bekannte Gothaer Geograph, Historiker und Theaterschriftsteller; die Angelegenheit, um die es sich bei Erwähnung seines Namens handelt, ist eine Schuld, die nicht Huber, sondern Forster bei R. kontrahirt und die Huber übernommen hatte. Reichard war unzart genug, gleich nach Hubers Tode die Wittwe zu mahnen. Von dem Verhältniß von Jacobi zu Therese ist ausführlich in ihrer Biographie zu handeln. — Die als persönliche Gönner oder als geistige Anreger und Förderer Meyers genannten Männer, deutsche

und ausländische Schriftsteller und Gelehrte, sind alle so bekannt, daß biographische Bemerkungen über sie unnöthig sind. Der einzige, weniger Bekannte ist Hugh Blair, 1718 bis 1800, ein Schotte, der als Prediger, Aesthetiker und als Begründer der Edinburgh Review thätig war. Seine Predigten, ebenso wie seine Abhandlungen über Ossians Dichtungen, deren Echtheit er vertheidigte, wurden schon bei seinen Lebzeiten ins Deutsche übersetzt.

Für das Eingehen in das eigenartige Verhältniß zwischen Meyer und Caroline B., natürlich Böhmer, Schlegel, Schelling, dürfte hier der Ort nicht sein; die Briefe Carolinens enthalten viel darüber, freilich einseitig, da Meyers Briefe fehlen. Ich glaubte zuerst mit dem „Weib“ (S. 74 Z. 3 bis Z. 4 von unt.) sei eine andere gemeint, weil ich es für unmöglich hielt, daß Jemand Caroline Geist absprach und sie albern nannte. Da S. 74 Z. 4 v. u. Caroline erst ausdrücklich genannt war, so glaubte ich schon deswegen den früheren Passus auf eine andere Frau deuten zu müssen. Nahestehende beziehen, ohne mich völlig zu überzeugen, die ganze Stelle auf Caroline. Von ihrem Verhältniß mit Brand war bisher nichts bekannt, ebensowenig über ihres ersten Gatten, Böhmers, Kumpane. (Vgl. höchstens Caroline, ed. Waitz, I, S. 12.)

Die angeführte Stelle Malherbes findet sich als 4. Strophe in der Consolation à M. Du Perrier 1599 (Abtheilung: Stances.) Die deutschen Verse kann ich leider nicht nachweisen. Es ist sehr leicht möglich, daß Therese nun ihrerseits auf diesen Brief nicht antwortete, da er sie durch Ton und Gesinnung gleichmäßig verdrießen mußte und erst sieben Jahre später das Wort ergriff. Sicher ist es, daß sie in diesem gleich mitzutheilenden Schreiben, aus dem Jahr 1812, das als erstes nach den dem Jahre 1805 angehörenden erhalten ist, eine lange Pause andeutet.

In diesem Briefe vom 3. September 1812 handelt sie zumeist über das Schicksal ihrer Kinder. Diejenigen Stellen, in denen sie von dem Jugendfreunde und ihren Beziehungen zu ihm spricht, lauten so:

„Mir däucht, ich soll mir die Freude nicht versagen, Dir, Jugendgenosse, über dem Grabe meines Heiligen, über Heynens Grabe die Hand zu reichen. Mit seinem schönen sanften Hinscheiden gingen alle Bilder meiner Jugend unendlich lebendig vor mir vorüber und wie immer, ruhte mein Auge mit heiterer Wehmuth auf der Zeit, die uns verband. Seit ich keinen Vater mehr habe, bin ich mir erst ganz bewußt, wie weit meine Jugend zurückliegt. Der Name Großmutter, die Verehrung meiner Schwiegersöhne, hat jetzt einen anderen, neuen Werth für mich. Bis der geliebte Greis von uns ging, war eine Art von — Koketterie möchte ich's nennen, in dem alten Verhältniß zu der Lebendigkeit die die Jahre in mir nicht verminderten, nur aufheiterten und beglückend machten, aus dem tiefen ehrerbietigen Schmerz bei seinem Grabe, steigen die lieben Bande, welche das Alter für mich knüpfte, erst eigentlich als freundliche Genien auf. Die Zeit hatte meinen geliebten Todten und mich sehr nahe gebracht, mein Besuch bei ihm vor 4 Jahren hatte uns beide innig erfreut. Besonders glücklich machte den verehrten Greis der Anblick seiner jüngsten Enkelin, die ich bei mir hatte, meiner Luise, — er nannte sie „seine holde Erscheinung," und eine seiner letzten Freuden, seiner innig gefühlten und mit hoher Freude bezeigten Schicksale, war es diese Luise als Braut von einem Sohn seines verewigten Freundes, Herder, zu sehen. Sein letzter Brief, 4 Tage vor seinem Abschied geschrieben, gedenkt hoffnungsvoll des liebenden Paares. Er war mir so nahe, der Vater, soviel näher, seit er mir so gern sagte wie froh ich ihn machte und meine Kinder . . .

Gedenk gern Deiner alten Freundin, sie umschwebt Dich in Heynens Gefolg mit liebendem Andenken an die bunten Träume ihrer reichen Jugend. Therese Huber."

Wiederum verging eine längere Zeit, ohne daß die Beziehungen zwischen den seit manchem Jahrzehnt Getrennten und doch Verbundenen sich belebten.

An Erkundigungen ließ Therese es nicht fehlen. So muß sie in den grade für Hamburg besonders schweren Zeiten für den

Freund gezittert und bei der Stiefmutter angefragt haben, denn diese antwortete am 6. August 1813: „Von Assad weiß ich nichts. Aber sein Gütchen liegt im Holsteinschen, hat bis jetzt also weniger gelitten.“

Am 16. Januar 1820 richtete Therese zum letzten Male das Wort an den Freund ihrer Jugend. Sie schrieb:

„Wie kommt Dir der Anblick meiner Handschrift vor, mein alter Jugendfreund? Ist es wie eine Erscheinung, so muß es doch eine freundliche sein, denn sie soll Dir nur danken für allerlei Freude, die Du mir zeither gemacht hast. Erstlich fiel mir in einer Menge Morgenblatts-Papieren, die unter Haug's Verwaltung angehäuft lagen, ohne gesondert zu werden in Gutes und Schlechtes, ein Blatt Deiner Hand mit vielen Versen in die Hände, die wie ein lebendiges Gemälde früherer Zeit vor meine Augen traten. Zufällig bat ich den ehrlichen, täglich an Gewicht zunehmenden und vom Gewicht niederduckenden Haug um das Darlehn eines deutschen Ossians. Da schickte er mir die kleine Sammlung Deiner Gedichte, weil er keinen Ossian hatte, und darin die Schlacht von Lara steht. Ich fand darin manches liebe, meine Jugend bezeichnende Bild und mußte lächeln und weinen, aber zuletzt doch nur lächeln. Endlich bekam ich Dein Buch über Schröder, und Louise las es mir Abends, wo ich von kranken Augen im Winkel hinter einem Schirm sitzen mußte und an Deiner Hand in ein vielseitiges Leben der früheren Zeit der deutschen Bildung einging. Wenn mich Dein verehrter alter Freund ganz toll macht mit dem Schmutz seiner Jugendstreiche, so fällt mir immer meines Sohnes sein Wort ein — vorigen Herbst, wo ich mit meinem weiblichen Verwerfen alles Unsauberen, Ungeregelten scharf hervortrat und er ernst und erehrbietig sagte: „Du hast recht und ich will nur Deinen Begriffen folgen, aber über die Sache können Frauen gar nicht urtheilen.“ Das weiß ich nun schon lange und laß meinen eckigen Bären ruhig fortmachen, denn so lange er nicht vergißt, wie die Mutter für ihn

lebte und arbeitete, bleibt der rechte Weg ihm offen, und mir ist's recht, daß er ihn wie ein Mann geht, nicht wie ein gefühlvolles Jüngferlein. Aber diese Rückkehr zur Persönlichkeit abgerechnet, die wir Weiber nicht lassen können — ist uns Dein Buch ein unschätzbarer Beitrag zur Sitten- und Bildungs-Geschichte jener Zeit, und in der Art wie Du, wahrscheinlich sehr ungeordnete und unvollkommene Papiere ordnetest, benutztest und ergänztest, hast Du Dir meines Bedünkens ein unendliches Verdienst erworben.

Ob unser elendiges, lätsches, oberflächliches, pauvres Publikum das schätzen, benutzen wird, ist ja einerlei. An uns hast Du eine kleine, dankbare Gemeinde, und schreibst Du wieder, so mach's wie Swift und sage: Dear Sisters Theresa and Louisa. — Also das wäre mein Dank! Nennen thut Dich mir wohl hie und da — und das ist doch immer eine Freude — eine kleine Wittwe Kerner, eine Freundin der Campe, die ich recht lieb habe, die Dich aber weiter nicht zu kennen scheint und fassen zu können auch. Mein Sohn, von dem Du, sehr unnöthig einst gemeint hast: ich wollte etwas Außerordentliches daraus machen, ist wirklich ein außerordentlich gesunder, fleißiger, vielseitig unterrichteter ganz gewöhnlicher Mediziner in Göttingen, geht Ostern nach Würzburg, wie alle Bayern thun müssen, wird dort Doctor, geht dann nach Wien, Paris und sucht dann sein Brod am Krankenbett. Ist er so weit, so werf' ich meine Morgenblatts-Red. am Boden, die Feder zum Fenster hinaus und gehe hin, am Marien etwa, wo es Blüthen und Obst giebt und in Bayern am wenigsten kalt ist. Meine liebe arme Louise geht mit mir — dann mögen meine kranken Augen vollends erblinden, sie liest mir Abends vor und ich stricke 6 Enkeln Strümpfe — diese gab mir meine zweite Tochter Claire, des Oberforstinspektors von Greyerz Frau, 30 Jahr alt, eine sehr liebe Person. Therese ist wie gediegenes Gold und gießt Wasser ins Sieb — das heißt sie erzieht adliche Fröhlen, nächstens petites princesses — aber sie ist ein goldenes Gemüth und macht ihre Sache gut.

Du lebst also auf dem Lande? ich leider seit 4 Jahren in Stuttgart und meist in der großen Gesellschaft, doch nicht großer Welt. Leider, wegen der Liebe, die ich für's Land habe, wo ich eins ins andere 17 Jahr lebte. Schlaraffen-Gesichter hast Du wohl in Bramstedt wie ich hier zu schauen? Aber ob Du sie so ruhig und lustig um Dich hergehn läßt wie ich, weiß ich nicht.

Also Dank von Luise und mir.

Deine Jugendfreundin Therese Huber.

Die letzten Zeichen des großen Interesses, das Therese an Meyer nahm, sind folgende. Zunächst ein undatirtes, wohl dem Jahre 1820 angehörendes Zettelchen an Cotta, in dem sie sich lustig macht über den sogenannten Domherrn (Kanonikus) Meyer, dem ein Rezensent das eben kritisirte Leben Schröders zugeschrieben hatte. Sie schreibt:

„Herr Meyer wünscht, daß dieselbe Erklärung ins Morgenblatt oder Literaturblatt eingerückt werde. — Es ist eine ärmliche Eitelkeit — er fürchtet sich mit Wilhelm Meyer (in Bramstedt der zehn Mal mehr Geist hat, wie er in ihren beiderseitigen Werken) verwechselt zu werden."

Schon einige Jahre vorher (1818) hatte sie einem Freunde geschrieben, daß sie Meyers damals erschienene Schauspiele mit Aufmerksamkeit gelesen habe.

Die Schröder-Biographie, Meyers einziges größeres Werk rief noch ein paar andere Aeußerungen hervor.

Frau Liebeskind nämlich äußerte sich (30. Jan. 1820) an Therese über Meyer: „Schröder lese ich mit viel Interesse. Welch sonderbares Gefühl sich diesen Meyer, den wir in übermüthiger Jugendkraft kannten und den unsere Einbildungskraft immer noch so sieht, als hinfälligen Greis zu denken."

Am 16. Mai 1823 schrieb Frau Heyne an Therese: „Du frägst nach Freund Meyer? Ich schrieb ihm über Schröders Leben, was mir viel Freude machte; darauf bekam ich einen recht lieben herzlichen Brief von ihm, ganz so wie vor alten

Zeiten. Er fragte nach Allem, was mich und die Meinigen betraf und weil ich glaubte, daß es ihn freuen würde, etwas umständliches darüber zu hören, antwortete ich ihm in diesem Briefe. Seither habe ich nichts weiter von ihm direkter Weise gehört."

Wiederum sieben Jahre später, — am 8. März 1827, richtete Therese an die in ihrem letzten Briefe erwähnte Frau Dr. Kerner, die Wittwe des bekannten Politikers Georg Kerner, die einige Jahre in Württemberg gelebt hatte, dann aber wieder nach Hamburg zurückgekehrt war, die folgende Frage: „Lebt Meyer noch in Bramstedt?"

Dies ist die letzte Notiz über Meyer, die in den mir bekannten Briefen Theresens begegnet. Sie selbst starb 1829, Meyer 1840.

Man rühmt nicht mit Unrecht der Frauen Treue. Auch Therese konnte die nicht loslassen, die sie einmal geliebt hatte.

In ihren Augen und Gedanken war Meyer unzertrennlich von den Ereignissen und Gefühlen ihrer Jugend. An ihn dachte sie bei allem Schmerzlichen, was ihr geschah, gewiß ohne jeden Nebengedanken, nur eben in dem Bewußtsein, daß der eng Verbundene an Allem, was sie bewegte, innigen Antheil nehmen mußte: beim Verlust ihres Lieblingskindes, beim Tode ihres Gatten und beim Heimgang ihres Vaters. Sie fand keinen Widerklang in dem abgestorbenen Herzen des Jugendfreundes. Nur für den Verlust des Kindes, das Allen, die es kannten, wie ein holder Engel erschien, hatte er tröstende Worte. Bei Hubers Tode schickte er wohl Geld, um die Noth der Freundin, die er auch ohne ihr Bekenntniß ahnte, zu lindern, aber er konnte der wahrhaft schmerzerfüllten Wittwe nicht vergeben, daß sie Huber mehr geliebt hatte als ihn. Bei Heynes Tod, der doch auch ihn gewaltig hätte treffen müssen, weil auch er mit diesem Todten seine Jugend begrub und beim Andenken an ihn sich all der Förderung hätte erinnern sollen, die er durch Jenen erfahren hatte, blieb er stumm. Aber nicht bloß Leid, sondern auch Freude

drückte Therese die Feder in die Hand. Nicht Freude über ihr oder der Ihrigen Glück, sondern über das Gute, das dem Freunde gelungen war. Als sie sein erstes größeres Werk, zu dem er sich nach Jahrzehnte langem Schweigen aufgerafft hatte, las, konnte sie sich nicht enthalten, ihm Worte der Anerkennung zuzurufen — er blieb stumm. Sie ward nicht müde, sich bei Anderen nach ihm zu erkundigen, nicht weil sie ihn brauchte, sondern weil sie in Gedanken von ihm nicht lassen wollte. Er verharrte in seiner stolzen Abgeschlossenheit: in den an ihn gerichteten Briefen der letzten Jahrzehnte sucht man Theresens Namen vergebens; ein deutliches Zeichen, daß auch er, seinen Korrespondenten gegenüber, von ihr nicht sprach. Sie suchte ihn, nach dem doch nur Wenige fragten, zu vertheidigen, wo sie konnte; er, der in näheren und ferneren Kreisen Gelegenheit genug gehabt hätte, der viel Gescholtenen und, wie er ihr gegenüber selbst gestand, Verkannten, ja ungerecht Verurtheilten sich anzunehmen, blieb kühl und stumm. Ihr letztes Wort, das sie an den Jugendfreund richtete, ist Dank; er bethätigte wenig die Versicherung seines letzten Briefes, daß er ihr ewig angehöre. (Die Bezeichnung „ewig", war bei ihm so zur Phrase geworden, daß er sie selbst in Geschäftsbriefen, z. B. Buchhändlern gegenüber brauchte). Es ist eine grausame Ironie, daß die letzte ausführlichere Mittheilung, die er seiner Freundin machte, eine gekränkte Bemerkung darüber war, daß das von ihm gegen Bandwurm empfohlene Mittel einer Tochter Theresens nicht geholfen habe. So bestätigte sich auch in diesem Verhältniß an ihr, der viel geprüften und treu erfundenen Frau das Wort einer Schicksalsgenossin, daß sie geliebt, gelitten und geirrt habe.

2. Ein Portrait Carolinens.

Nebst erläuternden Aktenstücken.

Bei Gelegenheit Meyers war auch der Name Caroline Schlegel gelegentlich genannt; vielleicht war sie es auch, die von ihm überaus herb charakterisirt wurde. [Vergl. oben S. 76.] Sie stammte aus derselben Stadt wie Therese, gehörte denselben Kreisen an, war ihre Altersgenossin und erfuhr ähnliche Schicksale. In der Literatur aber ward ihr ein ganz anderes Loos zu Theil. Caroline fand nämlich seit 1870 eine außerordentliche Beachtung und eine fast übermäßige Schätzung (vgl. noch zuletzt die Einleitung zum 13. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1898, woselbst auch die übrige Litteratur angegeben ist), wogegen Therese wenig beachtet ward. Wurde sie überhaupt erwähnt, so geschah das meist in dem wegwerfenden Ton, wie er seit 1847, seit der ersten Bekanntmachung einiger bösen und ungerechten Stellen im Schiller-Körner'schen Briefwechsel üblich war. Hatten jene beiden sonst milde und menschlich urtheilenden Männer, die Huber nicht verzeihen konnten, daß er Dora Stock, Körners Schwägerin, um Theresens willen aufgab, diese gleicherweise mit dem Gatten verurtheilt, so ließ Caroline in manchen, seit 1870 bekannt gewordenen, Aeußerungen ihrer alten Eifersucht gegen die Jugendgefährtin freien Lauf und veranlaßte oder bestärkte dadurch manche Genossen ihres Kreises zu ähnlichen Urtheilen. Dazu kam noch, daß August Wilhelm Schlegel, der ehedem mit Huber in gleichem Sinne thätig gewesen, aus seinem Bundesgenossen sein Widersacher geworden war und daß durch solche Gegnerschaft der Männer sich auch die Abneigung der Frauen verschärfte.

Es ist daher wohl billig, daß der Schilderung Theresens durch Mitglieder des Schlegelschen Kreises eine Darstellung Carolinens durch Therese gegenübertrete. Dieses geschieht in dem nachfolgenden Briefe, dessen Original in meinem Besitze ist. Er ist gerichtet an Therese Forster, die älteste 1786 geborene Tochter des Forster'schen Ehepaares. Das Kind war von der Mutter 1792 bei ihrer Flucht nach der französischen Schweiz mitgenommen worden. Als das Huber'sche Paar 1799 nach Deutschland zog, zuerst nach Stuttgart, dann nach Ulm, war Therese Forster in der Schweiz belassen, oder von Stuttgart dorthin zurückgeschickt worden. [Vergl. oben S. 58.] Therese wollte ihrer damals 13 jährigen Tochter eine französische Erziehung geben, um sie zur Erzieherin tauglich zu machen und ließ sie bei Frau von Charrière. Diese, eine Freundin Benjamin Constants und selbst als Schriftstellerin thätig, gab in vielen Briefen, die mir gleichfalls im Original vorliegen, Berichte über die Tochter und Auseinandersetzungen über litterarische Zustände. (Die Briefe, die schon als Anregungen und Erwiderungen auf Hubers Briefe, vgl. dessen Schriften Bd. II wichtig sind, sollen in anderem Zusammenhange benutzt werden.) Von dem jungen Mädchen selbst hat sich nichts erhalten, die an sie gerichteten Briefe der Mutter aus jener Zeit — übrigens auch noch fast zwei Jahrzehnte länger — sind fast ausnahmslos französisch geschrieben, theils weil Therese sich in dieser Sprache, die sie sehr liebte, gewandt ausdrückte, theils weil sie auch eine Correspondenz in dieser Sprache, außer der mündlichen Uebung darin als nützlich für die Tochter betrachtete. Doch kann die Wahl des Französischen zur Zeit, da das junge Mädchen bei der nur französisch sprechenden Gastfreundin weilte, auch stattgehabt haben, um dieser das Verständniß der Briefe zu erleichtern.

Der Brief, den ich nicht in der willkürlichen Orthographie der Schreiberin, sondern möglichst richtig, selbstverständlich aber ohne die geringste Veränderung der Worte, selbst mit Beibehaltung des oi statt des jetzt gebräuch-

lichen ai gebe, — während Therese unorthographisch und mit vielen Fehlern schrieb — lautet so:

Allons donc aujourd'hui que j'ai le loisir, te parler de Mad. Schelling, alias Schlegel, alias Boehmer, sous quel nom tu l'a connu a Mayence. Il faut reprendre de loin pour te faire un tableau de cette femme mémorable, mais comme Henry Reuter emporte cette lettre, elle ose être corpulente. Caroline Michaelis étoit ma voisine, ma contemporaine, et la seule petite fille que je voyois dans ma première enfance. De l'âge de 8, jusqu'à celui de 15 ans, le hazard nous sépara; ensuite nous nous liâmes d'étroite amitié. Mes parents s'opposoient par principe à toute liaison étroite de personnes de mon âge et cette opposition rendoit notre amitié piquante quoiqu'elle ne me séduisoit jamais à agir contre l'avis de ma mère ni à son insu, jétois en opposition ouverte, mais non affichée, et ma mère, ménageant son autorité en femme d'esprit, et l'exerçant avec la faiblesse qui s'allie toujours à l'injustice et au mauvais raisonnement, dans un caractère doux et généreux comme celui de ma mère — ma mère, donc, tâchoit de me détourner de cette amitié sans s'y opposer directement. Depuis cet âge jusqu'à ce jour Caroline étoit appliquée de m'aimer et de me nuire. Elle rivalisoit continuellement avec moi, sans que notre manière d'être qui est absolument différente nous expose à inspirer jamais l'hésitation du choix — et malheureusement j'étois toujours préférée là où elle se mettoit en collision avec moi. Malgré tout cela je suis sûre qu'elle a des sentiments tendres pour moi, son esprit m'aime et son coeur m'estime (voilà de l'ambigu — mais détaille-le et tu trouveras que c'est de la vérité). Je lui conviens mieux que tout ce qu'elle connoît de son sexe, du côté de l'esprit, et mes actions n'ont pu jamais lui inspirer que l'estime — elle a plus d'esprit que moi, ainsi son esprit a pu m'aimer, mais — elle n'est pas bonne,

son coeur n'a donc pu que m'estimer, et ces contradictions ont produit les effets de la haine — Enfin ton père Forster arrivoit en Allemagne que j'avois 14 ans. L'intérêt, qu'inspiroit son voyage, sa qualité d'étranger le rendoit l'objet de la curiosité générale, il me distingua à son séjour à Göttingen, et dès lors Caroline s'imaginoit qu'il m'épouseroit et mettoit tout en mouvement pour m'arracher cette conquête qui n'était absolument qu'imaginaire. Elle me mettoit en même temps en tête que j'étais amoureuse de lui, ce qui ne lui réuissit pas longtemps, je craignois le romanesque et bientôt j'étois entourée d'adorateurs plus brillants que lui, qui n'étoit pas auprès de moi, et ne me distinguoit plus que je ne revoyois que 3—4 fois de l'âge de 14 à celui de 19 ans.

Malgré cela Caroline s'obstinoit à nous croire fiancés, surtout lorsque d'autres raisons rendoient notre intimité bien moindre. — Déjà depuis le premier séjour de Forster elle avoit tenté de l'attirer auprès d'elle et elle avoit réussi comme toutes les femmes réussirent auprès de lui, car c'étoit son côté faible. Enfin elle imaginoit de me faire parvenir une lettre anonyme aussi absurde qu'insolente qui aboutissoit à nous brouiller F. et moi. Comme nous n'étions pas unis, le but manquoit, et quelque temps après un jeune Monsieur, amant d'une de ses amies, trouva bon de voler toute la correspondance de ces jeunes dames. Il y trouva les lettres de Caroline qui contenoient tout son plan relativement à cette lettre anonyme et son but, et il les remettoit à mon Oncle Blumenbach. — J'avoue que ses lettres et la manière comme ce jeune homme, le plus parfait vaurien, s'énonçat vis à vis de mon Oncle sur ce qui me regardoit dans cette vilaine intrigue m'étoit bien honorable. Le bon Blumenbachourageoit de me voir en but à la malice de ces demoiselles et en voulut prendre vengeance, je me contentois de lui faire envoyer la même lettre ano-

nyme quelque part à Brunswick je crois — depuis il la faisoit renvoyer à Caroline, sans autre signe qu'elle se fut jamais trouvée dans mes mains. Tu peux te figurer sa surprise de revoir sa belle lettre après 7 mois d'absence. — Voilà une de ses pièces, elle m'en joua une foule, je ne prenois jamais des représailles, ce n'était jamais dans mon caractère. Fière, occupée, et flattée de tout ce qui m'entouroit, je n'ai jamais connu l'envie, ni la malveillance. Caroline avoit 20 ans, et moi 19, qu'elle épousoit le docteur Böhmer, pauvre bon homme, frère de l'ami si dessus mentionné, confident de leurs intrigues qui étoient remarquables et hardies, souvent victime de leur légèreté et finalement son époux. Elle me communiquoit son mariage et je m'en réjouissois avec ma ridicule sensibilité, si bien qu'elle m'a confié plusieurs années après qu'elle avoit été comblée de confusion de l'expression franche et naive d'intérêt à son sort, que j'avois exprimé. Une année après à l'âge de 20 ans, je me mariois. 3 ans après j'étois de retour de la Pologne et peu de temps après elle devint veuve, avec deux enfants, grosse du troisième, son ménage assez dérangé, et sans aucune fortune, les parents de deux côtés vivant encore. Elle s'établissoit auprès de sa mère, y accouchoit et perdit son fils dernier né peu de temps après. Depuis ce temps elle vivoit philosophiquement à la fantoisie, gravement légére, platoniquement libertine, sentimentalement égoiste, mais conservant les dehors. Dans ce temps Schlegel faisoit ses études a Gött., s'amourracha d'elle, le lui déclara et elle lui assuroit en le serrant dans ses bras qu'elle ne pouroit être que sa soeur, son amour étant engagé à un Mr. Tatter gouverneur des Princes anglois. — Schlegel se le tint pour dit, lui adressoit les plus jolis vers, tout ardents et resta son frère. A peu près 18 mois après la mort de son mari elle s'établissoit a Marbourg auprès d'un de ses frères, de là elle venoit me

faire cette visite a Mayence dont il te reste peut être encore un souvenir, elle avec sa fille et une de ses soeurs. Deux années ou environ après, elle venoit se fixer à Mayence; tu me demanderas si je l'y avois attiré, si j'étois intime avec elle? Ni l'un ni l'autre. Je n'ai jamais eu avec aucune femme l'intimité qui confie des secrets, l'intimité de coeur, pour ainsi dire — jamais de l'âge de 17 ans — ma mère seule me parloit d'objets desquels je ne parlois à aucune autre personne. Il y avoit une femme hors de ma mère que j'ai aimé avec passion — et je crois que c'étoit surtout parce que je lui faisois beaucoup de sacrifices — la mort me l'enlevoit une année avant mon mariage. Dans toutes mes autres relations avec mon sexe il y a eu aucune confiance de coeur — j'avois de tout temps peu de secrets et ne demandois jamais les secours des autres. — Lorsque Caroline nous demondoit notre avis sur son émigration pour Mayence je n'y voyais rien qu'une société agréable, ton père étoit du même avis, mon activité se plaisoit a voir multiplier les objets de sa sollicitude, et enfin elle vint à Mayence. Il ne se passoit de jour qu'elle ne fut dans notre maison, je m'aperçus bientôt de son intimité avec Mr. Forster, mais je n'y trouvois rien à redire, l'estime, la confiance de ton excellent père ne me pouvoit pas être disputé, et les plaisirs que Caroline lui accordoient (sic) n'étoient pas en mon pouvoir — cela ne m'a jamais donné un mauvais quart d'heure. A la fin de l'année 92 je quittois avec vous Mayence, et depuis-là jusqu'au départ de Forster pour Paris à la fin de Mars 93 je crains que nous avons à lui reprocher une conduite peu délicate à tous égards. Forster se rendoit à Paris et Caroline avec 4 autres femmes et enfants se mettoit en voyage pour retourner dans le pays d'Hannovre, voulant éviter les désastres dont la révolution mayennoise les menaçoit sur la rive gauche, et dans leur patrie, la Saxe, où on les auroit déclaré rebelles.

La conduite imprudente de Caroline à ce voyage est inconcevable. Elle commençoit par choisir le chemin de Mannheim, et à peine arrivée à Oppenheim, elles (les 4 femmes et 3 enfants de ses compagnons de voyage) se trouvent entourées de fuyards françois et l'instant aprés devant l'avant-garde prussienne. Elle se sauvèrent à pied, leur bagage est pris et si un commissaire françois ne les eût receuilli, elles mêmes seroient tombées dans les mains de l'ennemi. De retour à Mayence elles se procuroient les moyens nécessaires pour passer le Rhin à Cassel et se rendre en droiture à Francfort. Si elles avoient pressé leur marche, et sans s'arrêter à Francfort — procédé jusqu' au derrière des armées, elles seroient arrivées sans obstacle dans leur patrie. Au lieu de cela Caroline avoit la rage de vouloir briller chaque fois qu'un officier passoit, elle en accostoit plusieurs des Hessois qu'elle avoit connu a Marbourg, à Francfort elle oblige ses femmes de séjourner, elle fait des visites — des amis de Forster lui donnent le conseil de repartir, enfin on lui donne l'avis qu'elle est en danger — elle s'obstine, toutes les autres s'aveuglent, et le troisième jour, toute cette troupe, femme et enfants est arretée et conduite à la forteresse de Königstein, où elle restoit 3 mois, et 3 autres elle étoit dans une arrestation limitée dans un village des environs. A peine quelque temps dans cette prison si funeste à tous ces malheureux qui à titre de Jacobins avoient perdu le droit de l'homme, Caroline se sent grosse — il n'y a jamais eu des doutes que ce ne fut d'un jeune officier françois Crancé, neveu du Crancé nommé beaucoup pendant la révolution — elle au moins donne ce jeune homme de 18 ans pour père de son enfant. Quelle situation! dans une prison d'état, entourée de militaires, exposée journellement aux interrogations d'une commission composée de Mayençois autrefois nos voisins, suppôts du parti opposé aux révolutionnaires, salariée de

l'électeur — et au surplus de honte et de misère, personnellement haïe et méprisée de ses compagnes qu'elle seule avoit entrainé dans ce gouffre de malheur, car ces femmes, ces enfants n'auroient pas attiré l'attention des Prussiens, des Francfordois. Elle étoit connue et décriée — elle nous a, ou plutot à Huber, communiqué les lettres, que dans ce temps là elle a écrit à Schlegel, alors occupant une place avantageuse à Amsterdam. Elle lui demande des moyens de la mettre en liberté avant le terme du 6 ième mois de sa grossesse, ou du poison, pour éviter alors la honte par la mort. — Ces lettres sont remarquables — tout ce qu'il y a de beau, de courageux — on oublie le caractère du personnage, on ne voit que le beau style, les beaux sentiments. Schlegel quitte son poste, sa fortune, arrive au moment où le roi de Prusse, à la prière de Mademoiselle Bethmann les mettoit en liberté, il prend Caroline et sa fille Auguste sous sa protection, la mène auprès de Leipzik dans un village, lui procure toutes les commodités et se rend après a Brunswick pour lui donner le temps d'accoucher. Elle mit au monde un petit garçon que l'oncle de Crancé a reconnu pour lequel on lui payoit une grosse pension — et sa dépense depuis ce temps, combiné à ce qu'elle nous a dit l'oncle en question lui avoit offert la main de son neveu, qu'elle avoit refusé, me fait supposer qu'elle a reçu une somme considérable de cette famille. — Après ses couches elle se rendoit aussi à Brunswic, son petit Crancé qui étoit en pension au village, étoit, si non ignoré, au moins pas certifié, mourut au bout de 6 mois et à peu près en même temps elle épousoit Schlegel. Publiquement de ce moment se date sa réputation littéraire. Ces Schlegel sont Anti, de tout ce qui vit et de tout ce qui a vécu Euripide inclus que Schlegel a appelé den elenden Euripides — imprimé dans ses ouvrages. — Wieland, Schiller, Klopstock — Kant, Racine — et tous sont des écoliers — le Dante,

l'Arioste, Shakespeare, Calderon, Goethe, Hans Sachs, tous les vieux allemands — ce genre seul a le bon sens — enfin c'est une bénédiction! — Caroline écrivoit, crioit, injurioit — depuis son mariage avec Schlegel elle avoit renouvelé sa correspondance avec Huber, ses lettres étoient tout à fait intéressantes, elle lui donnoit des nouvelles littéraires qui lui manquoient tout à fait en Suisse, et quoiqu' elle manifestoit une rancune tempérée d'estime pour moi, le bon papa passoit par dessus cela, et malgré que cela me déplut sans me chagriner la correspondance alloit son train jusqu' — il y a deux ans environ. Alors Huber fut chargé pour un institut littéraire, et il accepta avec zèle et avec la conscience de la nécessité, la commission d'une annonce critique de quelques ouvrages des Schlegels (il y a deux frères). H. les en avertit et de la nécessité de les châtier — je crois être si inpartiale que possible, et l'opinion de Huber étoit celle de tout ce qu'il y a de gens de goût, de bon sens et de moeurs. — Voila Caroline qui répond à la lettre adressée à son mari! — Mais quelle réponse. — Huber qui riposte avec modestie, bonté, douceur. — Peu de temps après on imprime une seconde critique, et arrive une lettre de Caroline qui sur passoit cepen dant tout ce que la vanité outragée, l'oubli de toute la dignité de notre sexe peut dicter. Cette lettre m'a paru une de choses les plus remarquables. Huber la lui rendoit accompagné de ces peu de mots. — Ich glaube, liebe Caroline, es wird Ihnen eine unangenehme Empfindung sein, diesen Brief in meinen Händen zu wissen. — Ces bonnes gens n'étoient pas satisfaits. Schlegel le mari prenoit maintenant la plume, bien moins insolent que sa femme, il déclare cependant qu'il approuve sa conduite, et qu'il offre à Huber de lui renvoyer la lettre de cette dernière; que pour lui, il répondroit publiquement à sa critique. — Voilà où finit leur correspondance. Dans le même temps environ un Magister Schelling, fils d'un Prélat du pays de Wurtemberg, parut à Jena où

Schlegel étoit Professor, et s'érige'a en antagoniste ou plutôt achevcur, surpasseur de Kant, Naturphilosoph, et ces Mrs. sont frères jumeaux de Aesthetiker, poètes et médecins du système de Brown — le comment et quoi n'est pas en mon pouvoir d'expliquer, mais le fait est sûr et bien singulier. — Schelling, en effet une tête trés profonde est médecin et juge les Poètes, et ainsi du reste; ainsi Schelling est une tête profonde, mais son arrogance, mais sa furie, sa brutalité comme homme de lettres est inconcevable. Il a dit dans un de ses écrits, qu'il estimoit comme une rave [sic=Rübe?] les critiques de ses adversaires, qu'il ne les regardoit als wie todte Hunde u. s. w. Le dit Schelling se présente dans la maison de Mr. Schlegel, y devient intellectuellement intime, commence par être passionné pour Madame et elle de lui, puis couche avec elle puis demeure avec elle, tandis que Mr. Schlegel va à Berlin, puis les deux époux demandent divorce et l'obtiennent; Schelling plus jeune 11 ans épouse Mad. Schlegel, et l'améne, il y a 3 semaines à son père Prélat Wurtembergois a Murhardt, où elle s'empare de tout les esprits, ou plutôt les domine et va prendre les eaux à Kannstat. — Après tout cela tu peux t'imaginer si j'étois interessée, émue, intriguée de son arrivée auprès de nous. — Je n'en parle qu'en badinant, mais le moment étoit serieux, et les souvenirs très graves. Pendant le séjour de Mad. Unzelmann Papa revient un jour de la Comédie et me dit qu'il a été banc à banc devant Mad. Schlegel ou Schelling et son dernier mari, ou mari actuel — ils s'étoient visiblement reconnu mais sans se parler. Le lendemain j'allois voir Mad. Unzelmann, elle vient au devant moi en s'écriant — oh pourquoi n'arrivez Vous pas quelques moments plus tôt! Mad. Schelling étoit ici, elle languit de Vous voir, elle dit sentir qu'elle n'ose espérer d'être reçue chez Vous, que ses torts sont trop graves, qu'elle ne peut renoncer à voir au moins Vos enfants, qu'elle les fera chercher —. Il y aurait

ici beaucoup à dire pour expliquer ma manière d'agir — je suis heureuse, estimée, aimée, j'ai des enfants dont je suis glorieuse, des domestiques qui me respectent — et tout cela sont les fruits de ma force d'âme de surmonter les obstacles, d'endurer les revers, car la fortune ne m'a jamais gâtée — Caroline n'a rien de tout cela —, ni amitié, ni estime, ni enfants, ni la fierté que donne le mérite, — et elle a agi en ennemie — Un quart d'heure apres j'étois auprès d'elle, lui disant d'une contenance tranquille qui depuis n'a jamais fait place qu'à la gaîté qui m'est naturelle en société — Caroline, j'ai cru agir avec plus de bonté en venant te voir — je souhaite que ton sort soit heureux. — Son émotion étoit extrême, les procédés de son mari exprimoient l'estime qu'on prend pour quelqu'un sans le connoître personnellement — je n'y restois qu'un quart d'heure. Depuis nous nous sommes revus des après-diners entières, je n'ai jamais parlé du passé, jamais de ton excellent père, je suis avec elle comme avec tout le monde. — Elle est devenue absolument femme savante, sectataire; mon goût francisé, la simplicité avec laquelle je l'avoue, l'opiniâtreté avec laquelle je refuse toute dispute littéraire, la gaîté souvent sarcastique avec laquelle je romps pour ma personne même toute conversation scientifique la fait enrager. J'affiche un peu mon goût pour les occupations domestiques, — elle me raille et se moque de moi agréablement, mais en s'impatientant de me trouver inaltérablement vive, spirituelle, et femme à l'outrance — au reste elle manifeste une insensibilité absolue — son coeur est réduit en Aesthetik — ni ma situation, ni mes amis, ni les hommes, ni leurs maux, ni le soleil ni la lune ne l'intéressent, que tout qu'on peut les placer parmi les Kunstwerke. Elle admire mes enfants, s'attache avec ostentation à Claire, la comble de cadeaux, ne blâme ni n'approuve mon éducation, ne paroît pas s'en apercevoir, dispute avec arrogance avec les hommes, néglige ou flatte tour à tour les femmes. Et

Schelling? — abstraction faite de son existence de savant, est l'homme le plus doux, le plus simple, poli, naturel, tolérant mes manières légèrement cavalières à traiter la philosophie, riant de bon coeur, chérissant les enfants, et devenant enfant avec eux. — O quel mélange de qualités est l'homme!!! — et papa Huber? tergiverse pour rester en paix, et finira par imposer par la fermeté avec laquelle il soutiendra sa verité. Ce papa Huber est l'être le plus bon, le plus vrai, le plus Kindlich. Ils croyent jusqu' ici qu'il n'a pas le courage de s'opposer à leur omnipotence, et cela me fâche péniblement — Il a ouvertement l'air de plier devant leur supériorité, et à une belle occasion il leur prouvera avec tout le sangfroid possible qu'ils sont des cochons et des imbéciles comme s'exprimoit Marat de polie mémoire, ou des pauvres gens bien égarés comme mon coeur le sent avec affliction. Leur plan paroît être de se fixer dans ce pays. La famille du mari est considérée, et je pense, Schelling finit par devenir professeur a Tubingue. — Voilà une longue histoire! la pourras-tu lire jusqu' au bout?

Diesem ersten Brief schließt sich ein wenige Monate [vergl. unten S. 97] später datirter derselben an dieselbe an. Das hierher gehörige Hauptstück lautet:

3. Sept. 1803.

Je suppose que nous nous étonnons reciproquement de ne point recevoir de nos nouvelles. Les raisons qui ont agi de mon côté sont très simples et très amusantes, je mène une vie remplie de distractions et de fêtes. — Au fait. — Mad. Schelling — c'est toujours quelque chose et son mari — nous avoient fait connoître au vieux prélat d'une manière si avantageuse que ce vieux bon papa nous invitoit le plus aimablement de venir voir ses enfants à Murrhard, sa prélature. Nous y passâmes 3 jours, et à notre retour nous trouvâmes Mad. Liebeskind d'Ansbach avec son mari et un

garçon de 5 ans, qui n'avoit pu resister à son désir de revoir sa compagne d'infortune. C'étoit veritablement drôle de nous voir réunies après tant d'années de séparation, et tant d'évènements divers. L'entrevue s'en ressentit, un spectateur non prévenu n'auroit pas pu deviner que tant de liens d'habitude et de sort nous avoient lié. Non qu'il y avoit de la froideur entre nous, Caroline a toujours l'air emprunté, vis à vis de Mad. L. elle l'a moitié fier, moitié réservé, quelque fois insolent, quelque fois confus. Mad. L. est distraite, indiscrète, confiante, frappée, toujours bonne, quelquefois saisie. Par exemple: nous étions, le frère de Schelling, un aimable, honnête jeune homme (aimable dans le sens moral digne d'être aimé; pas dans le sens social, où il suppose des agrémens), les L. et nous (les Schelling étoient encore à Murrhard), nous étions rassemblés, L. demandoit ce que c'étoit donc que la carmagnole? et par un accès de gaîté je le pris par la main, lui et quelque autre et je la dansois en chantant avec toute la folie nationale. L. s'en divertit, les autres rioent et se sentoient entrainés par ma folie, Mad. L. restoit les larmes aux yeux à me regarder. Elle se rappeloit une orgie à Mayence où Caroline avoit dansé cette carmagnole avec des François, le même soir qui précédoit la nuit, où, après ses aveux, Crancé amenoit un évènement qui fut bien important pour son honneur, et le seroit devenu pour son repos si elle n'avoit trouvé moyen de fonder ce dernier sur des bases qui sont étrangères à ce que nous autres âmes vulgaires appellent l'honneur d'une femme. Mad. L. m'ayant confié cette circonstance, je prenois occasion de parler de cette scène de ma carmagnole, pour voir si elle ne manifesteroit aucune émotion, aucune attention particulière au moins. Mais on n'y voyoit rien, rien du tout. Ma contenance étoit bien la plus ingénue, je laissois tout aller, je persifflois quelquefois Schelling qui le prenoit en très bonne part, je disputois quelques fois un moment —

mais cela ne finissoit jamais glorieusement pour moi, parceque je sentois très vite que tout ce que je disois paroissoit faire des allusions, et alors je me sentois un peu mal à mon aise de si mal disputer. — Souvent quand j'étois bien de sang-froid je tâtois la conscience de Caroline, mais elle est couverte d'une grosse couche de vanité, d'arrogance — enfin l'existence de ces gens a quelque chose d'effrayant — il faudroit des détails infinis pour t'introduire dans tout ce que les regarde, je ne saurois les donner, suffit de dire qu'après les avoir observé, après avoir réfléchi sur eux de toutes les manières, on finit de ne prévoir une autre fin que de voir Schelling perdre l'esprit, on ne voit que la demence pour but de tant de facultés intellectuelles, occupées à des raisonnements si abstraits, combinées avec une arrogance surpassant toute imagination. Il méprise tout ce qui a été dit, pensé et découvert jusqu'ici. Il n'y a pas de grand homme qu'il ne méprise, il n'y pas de savant qu'il ne traite d'écolier. Je pourrois citer mille traits de cette arrogance inouie. Fourcroy [sic] est suivant lui un rabacheur, Frédéric II ein elender Mensch — Humboldt en revenant d'un voyage de 5 ans dans l'intérieur de l'Amérique méridionale, ayant vu des choses que personne ne voyoit devant lui, ayant fait des expériences où aucun pied d'homme n'avoit marché devant lui, est bien ridicule de courir le monde, tandis qu'un certain Steffens a vu tout cela apriori dans son cabinet d'étude — das kann man sich alles konstruiren est le terme technic. Il n'a pas lu Kant, mais il le bafoue, le foule aux pieds — den kann ich mir konstruiren — was der vor 30 Jahren faselte, kann ich mir alles vorstellen — or ce n'est pas vrai qu'il ne l'ait lu, mais c'est la coutume de la secte de mépriser. Abstraction faite de cette démence absolue, c'est un homme doux, sensible, simple. — Nous avons donc été le voir chez son père. — Ses parents sont des gens respectables par leur bonté, la manière dont nous fumes reçus nous prouvoit que

Caroline et Schelling les avoient tout à fait prévenu en notre faveur. Malheureusement que toute la famille fait son idole de ce fils et contribue par son amitié extrême à le confirmer dans l'illusion qui l'entoure. L'habitation du Prélat est tout à fait romantique: un corps de logis très spacieux et commode à côté d'un vieux couvent qui sert à présent aux commodités du ménage, une église simple et gaie à côté de laquelle il y a une petite chapelle que la légende date du temps de Louis le pieux, dont elle contient le sépulcre, mais qui est, même elle est de quelques siècles plus moderne, est des plus jolis monuments d'architecture gothique que j'ai vu. Derrière la maison un beau jardin, des beaux étangs mènent aux pieds d'une colline qu'on monte sur des vieux escaliers couverts de mousse, au sommet une chapelle dédiée au St. Walderich présente l'aspect le plus pittoresque. Elle est très antique et quoique souillée depuis des siècles par l'hérésie, les catholiques y vont encore en pélerinage, y apportent leurs hommages et le tribut de leur piété qui se monte encore a 50—100 fl. par an. Le gouvernement a défendu cette idolatrie, les vrais croyants n'osant plus mettre leur offrande dans le tronc [Armenbüchse] devant l'entrée où l'image du saint reposoit autrefois, plantoient leur argent dans le gazon devant le portique, plutôt que de manquer à ce devoir de dévotion. C'est surtout pour obtenir le bonheur de la maternité que les femmes s'y rendent. —

Der zuerst mitgetheilte große Brief ist nicht datirt; die Tochter hat später, aus der Erinnerung: Juli 1803 darauf geschrieben. Das ist denkbar. Der erste Besuch des damals noch nicht getrauten Schellingschen Paares — sie waren am 30. Mai in Murhard angekommen, vergl. Aus Schellings Leben, Leipzig 1869, I, 465 — in Stuttgart, wegen des Gastspiels der Unzelmann, fand zwischen dem 5. und 19. Juni statt (Karoline ed. Waitz II, 244, 246). Dann ging das am 26. Juni getraute Paar am 28. nach

Cannstatt, dicht bei Stuttgart, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde bis Anfang August; Ende August bis 3. September waren sie zum dritten Mal in Stuttgart. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß der Brief im Laufe des Juli, während des längsten Aufenthalts des Schellingschen Ehepaars in oder bei Stuttgart, geschrieben ist.

Leider gibt es über diesen Aufenthalt keinen Bericht der Caroline, nur über den ersten und zwar vom 19. Juni existirt eine Darstellung (Caroline II, 244—247); — vom 19. Juni bis 8. September sind keine Briefe von ihr vorhanden, — die im Thatsächlichen: Begegnung mit Huber im Theater, Aeußerung der Unzelmann, Besuch der Therese bei Caroline durchaus mit dem Vorstehenden übereinstimmt, in der Schilderung der Empfindungen natürlich von ihm abweicht.

Denn objektiv ist der oben abgedruckte Brief keineswegs. Er ist eine herbe Anklageschrift und eine Selbstverherrlichung. Die Schreiberin charakterisirt sich als die Reine, sittlich Hochstehende, die Geschilderte als Intriguantin, als Nebenbuhlerin, die mit unehrlichen Mitteln arbeite. Nur mehr Geist schreibt sie der Gegnerin zu, aber wenig Charakter. Vieles wird in das Gebiet des Unbeweisbaren gehören: so die Intriguen gegen Forster und Therese zu Göttingen, der geschlechtliche Umgang Carolinens mit Forster in Mainz. Diesen deutete auch Fr. Schlegel an, der bei Carolinens Entbindung besonders Hülfreiche, der sogar Forster für den Vater des Kindes hielt (s. Walzel, Briefe Fr. Schlegels an seinen Bruder A. W., Berlin 1890 S. 107). Auch andere zweifelten nicht an dieser Verbindung mit Forster (das. S. 166). Beweisen läßt sich keine der beiden Anklagen.

In den thatsächlichen Angaben ist Therese sehr genau. Wie ihr Bericht über die Begegnung 1803 mit den Berichten der Gegnerin übereinstimmt, so auch im Ganzen ihre sonstigen Behauptungen. Caroline war 20 Jahre alt, als sie Böhmer heirathete (15. Juni 1784), aber freilich (s. S. 87) dem 21. nahe, Therese aber bereits 20. Therese selbst heirathete wirklich (vgl.

a. a. O.) im folgenden Jahre (1785), kehrte aber nicht (s. S. 87) 3, sondern schon 2 Jahre später nach Göttingen zurück (1787); kurze Zeit später (4. Februar 1788) wurde Caroline Wittwe und kehrte ihrerseits nach Göttingen zurück. Diesem Aufenthalte gehören in der That die ersten Beziehungen zwischen ihr und Schlegel an, zwischen dem Tode ihres Gatten und ihrer Uebersiedelung nach Marburg liegen wirklich etwa 18 Monate. Zwischen der Fixirung in Marburg und der in Mainz (S. 88) verflossen genau 2½ Jahre, — auch diese Zeitangabe ist ungefähr richtig. Die Geschichte von Carolinens Flucht (S. 88 ff.) ist völlig richtig erzählt; die neuen Einzelheiten sind gewiß wahr. Der Name ihres Verführers (S. 89) lautet fast ganz so, wie in manchen Erwähnungen des eingeweihten Friedrich. (Vgl. bei Walzel die im Register unter Kranz angeführten Stellen; hoffentlich rührt nur von Friedrich und nicht von Caroline die Schamlosigkeit her, das uneheliche Kind nach dem Namen des Vaters zu nennen.) Das Kind war am 20. Mai 1795 todt (vgl. Walzel S. 216), wurde also 1½ Jahre, nicht 6 Monate alt (gegen S. 90). — Auch das ist richtig (S. 92), daß Schelling wirklich 11, sogar 11½ Jahre jünger als seine Gattin war.

Die übrigen von Therese genannten Personen bedürfen kaum der Erwähnung: ihr Onkel Blumenbach (S. 86) ist der hochberühmte vielseitige Naturforscher; Tatter (S. 87), der in Carolinens Briefen so oft und mit so großer Innigkeit genannte Freund, von dem Therese noch 1794 schrieb: „T. mußt Du verlernen“ (Caroline I, 241; übrigens ist dies der einzig erhaltene Brief der Korrespondenz beider Frauen); ihre Mutter, sowohl die Erwähnung S. 85 als S. 88, nicht die oben (S. 8 ff., 12 ff.) ausführlich geschilderte, sondern die Stiefmutter; die Freundin, von der es heißt (S. 88), sie sei ein Jahr (richtiger 8 Monate) vor Theresens Heirath gestorben, ist gewiß Auguste Schneider, die Freundin des Herzogs von Gotha (vgl. Uhde, H. A. O. Reichard S. 183 u. ob. S. 34, 36).

Die Beurtheilung der Romantiker, der Brüder Schlegel und Schelling (s. S. 92 ff.), wird nicht allgemein gebilligt werden.

Hier soll sie jedoch nicht diskutirt werden; sie hängt zu sehr mit Theresens allgemeinen literarischen Anschauungen zusammen, wird daher besser besprochen, wenn von der Stellung dieser merkwürdigen Frau zu der Literatur jener Zeit die Rede sein kann.

Dagegen soll eine psychologische, nicht literarische Frage aufgeworfen und deren Beantwortung versucht werden. Wie begreift sich, daß eine Mutter zu ihrer kaum 17jährigen Tochter so offen über deren Vater, dessen Neigung zu Frauen, dessen Liebesverhältniß zu einer bestimmten Frau außerhalb der Ehe spricht, daß sie überhaupt geschlechtliche Dinge, Carolinens Schwangerschaft, ihr Zusammenleben mit Schelling vor der Ehe so offen und ungenirt erörtert? Zur Beantwortung dieser Frage muß zunächst der Hinweis dienen, daß Therese Forster, die Tochter, in einem französisch redenden und denkenden Lande, in einer Zeit erzogen wurde, in der die gewaltigen sozialen Umwälzungen sich vollzogen, die bei den Einen Immoralität und Zügellosigkeit im Leben hervorriefen, bei den Andern Entfernung von Zimperlichkeit bewirkten. Sodann mag daran erinnert werden, daß Therese Huber als an einem wesentlichen Prinzip ihrer Erziehung an dem Satze festhielt, ihre Kinder früh selbständig und urtheilsfähig zu machen und ihnen das Natürliche nicht zu verschleiern und zu verhehlen.

Noch ein Anderes kommt hinzu. Ohne ganz bestimmte Tendenzen zu verfolgen, namentlich ohne bei jeder Zeile, die sie schrieb, eine Absicht zu haben, war Therese von dem Gedanken erfüllt, ihr Andenken der Nachwelt, besonders aber ihren Kindern rein zu überliefern. Sie wußte, daß von Manchen, mochten sie mit Recht oder Unrecht ergrimmt sein, üble Nachrede über sie zu erwarten war; um dieser im Voraus entgegenzutreten, wollte sie Materialien sammeln und durch Aktenstücke und eigene Darstellung die erwartete Ehrenkränkung vernichten. Zur Depositarin dieser Aktenstücke, zur berufenen Vertheidigerin, wenn es nöthig wäre, hatte sie aber ihre älteste Tochter Therese ausersehen (vergl. schon oben S. 58, dazu auch S. 50). Endlich aber ist die bis aufs

Aeußerste getriebene Wahrhaftigkeit, — ein Wahrheitssinn, wie er ihm sonst noch nicht vorgekommen, sagt Forster einmal — ein Grundzug ihres Wesens, zur Erklärung auch dieses Briefes zu erwähnen. Sie duldete keine Unklarheit und keine Lüge. Sie wollte ihren Kindern wahr erscheinen und verlangte auch, daß ihre Umgebung in reinem und klarem Lichte vor sie trete. Gewiß ist ein derartiges Experiment ein sehr gewagtes: sind Schüler und Lehrer schwach, so fallen beide solchem Versuche zum Opfer. Therese Huber und ihre Kinder haben das Experiment glänzend bestanden.

Das im Vorstehenden erörterte psychologische Moment tritt in dem zweiten Briefe zurück. Er lehrt uns einen bisher unbekannten Besuch des Huberschen Ehepaares in Murhard kennen und schildert sehr anmuthig Schellings Vaterhaus, dessen Umgebung und Bewohner. Dieser Besuch ist um so wichtiger, als er eine Annäherung der Jugendfreundinnen bekundet, wie sie aus den Berichten Carolinens und den sonstigen Aeußerungen Theresens nicht vermuthet werden konnte. Der Besuch in Murhard hat jedenfalls im August nach dem zweiten Aufenthalt des Schellingschen Ehepaares in Stuttgart stattgefunden. Die Charakteristik Schellings ist gewiß einseitig; seine große Ueberhebung jedoch, von der hier ein paar Proben gegeben werden, ist auch durch Andere bezeugt. Von Carolinens Fehltritt ist auch hier natürlich die Rede; bei dieser Gelegenheit (S. 95) wird eine dritte Göttingerin, zugleich auch eine Genossin der Mainzer Zeit, angeführt: Frau Liebeskind.

Auch auf diese muß kurz eingegangen werden. (Für einzelne der folgenden Angaben bin ich freundlichen Mittheilungen von F. Frensdorff dankbar verpflichtet; das Meiste entnehme ich ihren und Theresens Briefen, die in meinem Besitz sind.)

Sophie Dorothea Margarethe Wedekind ist in Göttingen am 22. Februar 1765 geboren, am 25. getauft worden, wie ich einer durch F. Frensdorff gütigst übermittelten Nachricht aus dem Kirchenbuche von St. Johannis entnehme, und 1853 gestorben. Ihr Vater, Rudolf Wedekind, 1718—78 (vgl.

Pütter, Göttinger Gelehrtengeschichte I, 191, II, 262) war 1761 an die Göttinger Stadtschule gekommen: wurde deren Direktor und blieb in dieser Stellung, auch nachdem er 1763 Pfarrer an der Marienkirche geworden war. 1773 gab er sein Schulamt auf und wurde Pfarrer der Albani-Kirche, vor deren Altar er begraben ist. (Vgl. Programm des Göttinger Gymnasiums 1896.) Er war ferner Senior der Deutschen Gesellschaft in Göttingen. (Vgl. über diese Paul Otto, München 1898.) Die Tochter, Sophie Dorothea, heirathete am 10. Juni 1781 den Musikdirektor Joh. Nic. Forkel (vgl. oben S. 19 ff.), der seit 1769 in Göttingen wirkte.

Die beiden Gatten, von denen die Braut 16¼ Jahr war, wurden, wie ich gleichfalls einer Mittheilung aus dem Kirchenbuche (s. o. S. 101) entnehme, mit Bewilligung des Pfarrers Wagemann von St. Johannis, privatim zu Mariengarten, einem Dorfe südlich von Göttingen, copulirt. Die junge Frau war alsbald, nach Goedeke VI 426, schriftstellerisch thätig, worüber sich Lichtenberg in einem Briefe (II, 94, 20. März 1785) folgendermaßen äußert: „Eine Gans unserer Stadt, die Frau Musikdirektor Forkel hat einen Roman in Leipzig drucken lassen."

Die Ehe mit Forkel wurde vermuthlich 1793 getrennt (S. 103), seitdem, auch später nochmals 1797/98, war Dorothea, die unter dem Namen „die Forkel" sehr bekannt war und in den Briefwechseln der Zeit oft, aber nicht eben rühmlich, genannt wird, als Uebersetzerin aus dem Französischen und Englischen thätig. (Genaueres bei Meusel Bd. 4. 10. 11). Zwei dieser Uebersetzungen von Payne und Volney wurden durch Vorreden G. Forsters eingeleitet. Denn auch Dorothea war, angezogen entweder durch ihre beiden Heimathsgenossinnen Caroline und Therese oder gelockt durch ihren Bruder, Georg Christian Gottlob Wedekind (1761—1851), der in Mainz als Arzt eine große Thätigkeit entfaltete, nach der rheinischen Stadt gekommen. Sie verkehrte, ebenso wie Caroline, sehr intim im Forsterschen Hause. Sie scheint in ihrer Zuneigung zu Forster eine arge

Konkurrentin Carolinens gewesen zu sein. Darauf deutet die herbe Satire, die „Mainzer Klubbisten zu Königstein“ hin, die ihre Angaben gewiß nicht aus der Luft gegriffen hat, sondern Manches aus genauer Kunde angibt, freilich auch Theresens sittliches Verhalten keineswegs schont.

Auch Therese muß schon damals mit Dorothea gut bekannt gewesen sein. Wahrscheinlich ist an sie das folgende Billet Theresens gerichtet, gewiß 1792, offenbar aus einem Landaufenthalt geschrieben, das die erregte Stimmung gut abspiegelt, in der sich die Schreiberin befand. Es lautet:

„Liebe F.! Wie geht's? Kommen Sie doch bald, ich kann diese Oede um mich nicht leiden. Links und rechts kommen die Leute ins Kindbett — der Wind saust, ich gehe einher und mein Haar fliegt wie ein Kometenschweif. Es ist so ossianisch wild. — Ich mag nicht schreiben, nicht lesen, nähen noch am ersten. Nun wir sehen uns diese Woche und in 12 Tagen komme ich dem Teufel zum Trotz nach Haus. Behalten Sie mich lieb.“

Aber auch ein anderes Zeugniß von der guten Bekanntschaft zwischen Therese und Dorothea ist erhalten. Es findet sich in der folgenden Stelle eines Briefes der Ersteren an ihren Freund, den Staatsrath P. Usteri, in Zürich (12. Juni 1808).

„Einen zweiten Brief erhielt ich von der jetzigen Oberjustizräthin Liebeskind, der ehemaligen Mad. Forkel, des Arzt Wedekinds Schwester, die mit der damaligen Mad. Böhmer, jetzigen Schelling, im Jahre 92 stets in meinem Hause war, dann mit der Böhmer im Jahre 93 auf dem Königstein gefangen saß, dann sich von ihrem Manne schied und jetzt an einen sehr angesehenen bayrischen Staatsbeamten verheirathet ist. Ein Weib von sehr seltenem Geiste. Sie war seit 92 vorigen Monat zum ersten Mal in Mainz. Welche Bilder der Vergangenheit vor ihr aufstiegen und sie in mir erregte, das können Sie ahnen. Sie frägt, sich im Erzählen selbst unterbrechend: haben wir denn ein Säculum verschlafen? — nirgend eine Spur der Vergangenheit. Von Marschall Kellermanns Loge, schreibt sie,

blickte sie an den Platz, wo ich saß; von Forster, Huber, Lucius, dem holländischen Residenten, Hinüber u. s. f. umgeben, allen unseren Bekannten — keiner ist mehr da, wenige leben. Kein bekanntes Gesicht, keine bekannte Stimme mehr."

Schon aus diesen Stellen geht hervor, daß der Verkehr zwischen Dorothea und ihren Genossinnen wieder aufgenommen war. Mit Caroline geschah es 1797, als Dorothea mit ihrem zweiten Mann Liebeskind und zwei Kindern von Königsberg durch Jena kam (Caroline I, 336); von 1804 wurde der Verkehr zwischen beiden Frauen lebhafter, der sich vielfach auf Therese bezog (a. a. O. II, 262 ff.).

Die Beziehung Theresens zu Frau Liebeskind wurde zunächst im Jahre 1803 bei einem Besuch erneuert, den Therese in Ansbach machte. Damals (Therese kehrte von der Begleitung ihres Schwiegervaters Huber nach Leipzig zurück) traf sich das Hubersche Ehepaar in Ansbach. Huber benutzte die Gelegenheit, sich Hardenberg vorzustellen, um durch seine Vermittelung irgend eine Anstellung zu erlangen. Therese freute sich über die Aufnahme, die sie in der Beamtenwelt und in den Kreisen der höheren Gesellschaft fand. Auch die Behandlung, die sie bei und von der alten Freundin erhielt, lobte sie sehr, nur tadelte sie deren Sucht, ein größeres Haus zu machen, als ihre Verhältnisse gestatteten und ihre Aeußerlichkeit, die darin bestand, durch kostbare Möbel und werthvolles Silber zu glänzen, während Betten, Küche und Wäsche sich in ärmlichem, beklagenswerthem Zustande befanden.

1805, da Therese mit der Biographie Hubers beschäftigt war und nach jemandem sich sehnte, dem sie das Manuskript zur Beurtheilung vorlesen könnte, schrieb sie an Reinhold: „In Ansbach lebt ein Weib, deren Kopf ich ehre, sie hat wenig Weibliches, aber sie liebte ihn," womit Niemand anders als Frau Liebeskind gemeint sein kann.

Ein zweites Zusammentreffen fand im Jahre 1810 in München statt, ein drittes 1814 in derselben Residenz. Damals

gewann Frau Liebeskind Theresens Sympathie dadurch, daß sie, wie jene schrieb, Luise, die mit E. von Herder unglücklich verheirathete Tochter mit Entzücken anschaute und mit mütterlicher Zärtlichkeit behandelte.

Ob seitdem schon eine regelmäßige Correspondenz stattfand, ist zweifelhaft. Erhalten sind die Briefe der Frau Liebeskind von 1818—1828. Sie sind in einer Handschrift geschrieben, die sehr schwer zu lesen ist, ja die gelegentlich jeder Mühe der Entzifferung spottet. Sie enthalten manche Reminiscenzen aus der gemeinsam verlebten Zeit. Sie beweisen, daß in dem letzten Lebensjahrzehnt ein herzliches Einvernehmen zwischen beiden Frauen stattfand, das durch Besuche Aimés und manche Mühewaltung bestärkt wurde, deren sich Frau Liebeskind für den jungen Doctor unterzog. Literarische gemeinsame Interessen traten hinzu: Frau Liebeskind schrieb für das Morgenblatt; auch ihr Sohn Fritz war ständiger Berichterstatter jener Zeitung von München aus. Auch von dem Gatten hat sich ein Brief an Therese erhalten, in dem diese als „Heilige" angeredet wird und von ihr gesagt wird, „daß unter allen emanzipirten Frauen sich keine so thätige Frau und geistreiche Dulderin findet, wie Sie." — Aus anderen Briefen der Frau Liebeskind geht übrigens hervor, daß sie in den letzten Jahren in Göttingen gewesen war, ihren früheren Gatten besucht hatte und mit ihm in einer freundlichen, brieflichen Verbindung stand (vgl. den oben S. 19 mitgetheilten Brief). Weder aus ihm noch aus anderen Zeugnissen geht bestimmt hervor, ob der dort erwähnte Karl ihr Sohn oder ein uneheliches Kind Forkels war.

Der zweite Gatte, Johann Heinrich Liebeskind (vergl. Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Bayreuth Bd. 5, 1801 S. 288), geboren 1768, kam 1790 als Hofmeister nach Göttingen. Er war auch musikalisch gebildet, Sohn eines Kammermusikus und verfaßte später musikalisch-theoretische Schriften. Er muß dann mit seiner späteren Frau in Mainz zusammengekommen sein und hat nach den ihm allgemein zugeschriebenen „Erinnerungen von

einer Reise" Straßburg 1795 in Königstein manche Beschwerlichkeiten erlitten und über die Erlebnisse seiner späteren Frau, aus eigenster Ansicht geschöpft. Wie nahe der Verfasser den betheiligten Kreisen stand und wie gut er unterrichtet war, zeigt der Umstand, daß er schon das bei Waitz, „Caroline" Bd. 1 S. 129. Anm. abgedruckte Schreiben des Königs von Preußen an den Dr. Michaelis über die Freilassung seiner Schwester mittheilte. Freilich ist das Datum falsch, 1792 statt 1793, auch kein Adressat angegeben; statt Wittwe Böhmer heißt es Wittwe N. Liebeskind versuchte dann erst in Riga, nachher in Königsberg sich zu fixiren, doch gelang ihm dies eben wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem politisch verdächtigen Wedekind nicht. 1797 wurde er Regierungsrath in Ansbach, 1801 Ober-Justizrath in Bamberg, 1823 Ober-Appellationsrath in München.

Die Begegnung beider Hauptrivalinnen hatte dagegen für Therese und Caroline keine weiteren Folgen. Es scheint nicht, daß irgend welche Verbindung zwischen den beiden so verschieden gearteten Frauen sich wieder knüpfte. Sie gehörten anderen Kreisen an, man könnte fast sagen: anderen Welten. Der Tod Hubers, des inniggeliebten und tiefbetrauerten Gatten — ein schwerer Schlag, nicht etwa bloß in seinen materiellen Folgen, ein tragisches Ereigniß, das manche schwer Versöhnliche, nur Körner und Schiller nicht, versöhnte, das der wirklich tief trauernden, wenn auch ihren wahrhaft gefühlten Schmerz zu redselig zu erkennen gebenden Gattin zahlreiche Freunde von nah und fern verschaffte, rührte Caroline nicht. Für diese Frau, deren Kenntnisse und Geistreichthum ebenso wohlwollend wie ihre sittliche Verworfenheit und Gemüthsform abstoßend wirken, konnte selbst Hubers Tod, obwohl sie dem Manne, dessen Geist sie schätzte, nahe gestanden hatte, kein Ende ihres Hasses bedeuten. Sie, deren ganzes Leben eine Lüge war, hatte die Kühnheit, Theresen der Lüge zu zeihen; sie, die es so meisterlich verstand, die Reklametrommel zu schlagen, hatte die Niedrigkeit der Gesinnung, sich einzubilden und Andere glauben zu machen, daß Therese die Artikel über ihren Gatten in der

„Eleganten Zeitung“ und im „Freymüthigen“ geschrieben habe. (Vergl. Caroline II, 264—267. Ueber den Nekrolog im „Freymüthigen“, den Therese etwa nach Jahresfrist kennen lernte, vergl. meine Ausführungen in Zeitschr. f. vgl. Litgesch. N. F. XII, S. 9 den Nekrolog in der „Eleganten“, den ich nicht kenne, hat wahrscheinlich Carus geschrieben; er enthielt, wie ich einem Briefe Haugs, Mai 1805, an Therese entnehme, Einzelnes über Hubers letzte Stunden, wohl noch Mittheilungen der Gattin und Pflegerin.)

Die Person ihrer Rivalin trat für Therese nach dieser letzten Begegnung völlig in den Hintergrund. In ihren Briefen wird der alten Genossin nur einmal Erwähnung gethan. Dies geschieht in einem Briefe an Mariette Hartmann [Original in der königl. Bibl. zu Stuttgart], Theresens intime Freundin in Stuttgart. Zur Erklärung des nachfolgenden Briefstücks braucht nur an Folgendes erinnert zu werden: Benjamin Constant, der vielgenannte französische Schriftsteller, ein alter Bekannter des Huberschen Ehepaars, dessen zahlreiche Briefe [in meinem Besitze] gelegentlich zu verwerthen sind, war der Frau von Staël [vergl. Aus Alt-Weimar S. 87] von Genf nach Weimar entgegengereist, um ihr den am 7. April 1804 erfolgten Tod ihres Vaters Necker mitzutheilen [vergl. Blennerhassett Staël III, 84 fg. 87, und den Brief Schlegels an Brinkmann, Euphorion Bd. IV] und reiste mit ihr und Schlegel, der ihr seit dem März angehörte, nach Zürich, wo sie im Mai ankamen. Auf dieser Reise machten sie in Ulm Halt [B. a. a. O. kennt den Aufenthalt in Ulm nicht]. Damals sprach Therese die berühmte Französin nicht; von einem späteren Besuch der Frau von Staël berichtete sie ihrer Tochter [24. Dez. 1807.] Bei der ersten Gelegenheit sah sie Schlegel wieder und berichtete so über ihn:

12. Mai 1804.

„Ich wollte Dir heute viel schreiben, aber der Besuch von Benjamin Constant, der gestern Abends um 9 Uhr ankam und

um 4 Uhr wieder abreiste, hielt mich die Stunden ab, wo ich sonst gekonnt hätte. Ich habe mich sehr gefreut, ihn wiederzusehen. Frau von Staël war auch hier, aber so tief betrübt über ihres Vaters Neckers plötzlichen Tod, daß sie nicht ausgehen wollte, und Huber, der sie zweimal sah, findet sie ganz verändert. Denke aber, wen sie als Gouverneur ihrer Kinder bei sich hatte? Madame Schellings vorigen Mann August Wilhelm Schlegel. Vielleicht erinnerst Du Dich, daß er und Huber als Schriftsteller sehr aneinander gerathen sind; als Menschen achteten sie sich, aber Gott sei Dank, daß Huber mit Vertrauen auch Achtung fordern kann, da des armen Schlegels bürgerliches Betragen auf diese nicht pochen darf. Unser Wiedersehen hatte daher etwas Schönes, wie es immer schön ist, wenn Menschen von Persönlichkeiten zu abstrahiren vermögen. Schlegel schien über die unbefangene Theilnahme, die wir ihm bezeugten, sehr gerührt. Aber mein Himmel, welch ein betrübtes, zerstörtes Geschöpf! So ein Leichnamsgesicht, so eine kranke Beweglichkeit, und dann ein Duft von Andromache (eines der stärksten Opiumpräparate) und dann so wüste Geschmäcke daneben, aber sonst hat sich der Mensch sehr ausgebildet, spricht sehr gut und fließend französisch, ist ungezwungen und hat von der Anmaßung, die Schelling so unerträglich macht, keine Spur. Er hat Caroline in Würzburg besucht — so sagte uns Benjamin, er sprach nicht von ihr, auch nicht von Schelling ... In der „Eleganten Zeitung" ist ein Artikel über Würzburg, der gewiß von der giftigen Feder der Frau Schelling ist. — Sieh doch, ob Du sie nicht erhalten kannst, ob Du ihren Ton nicht darin findest. Alle Welt ist darin gehechelt, nur Schelling nicht genannt ....

Zur Erklärung des letzten Passus genüge Folgendes:

Caroline war mit ihrem Gatten Schelling im Herbst 1803 nach Würzburg gekommen. Ihres Bleibens war dort nicht lange, nach der Verdrängung der Bayern durch die Oesterreicher waren auch die Tage der von den Ersteren berufenen Professoren

in der fränkischen Universitätsstadt gezählt. Aber in diesen wenigen Jahren 1803—1805 machte sie sich unliebsam bemerkbar. Sie hatte, in noch höherem Grade als ihr Gatte, beansprucht, eine führende Rolle in Würzburg zu spielen. Da diese weder amtlich noch persönlich ihr zugestanden wurde, so gerieth sie mit den Frauen zweier Kollegen ihres Mannes, die ihr auch noch wenigstens in der ersten Zeit bedenklich nahe wohnten, in heftige Fehde: mit Frau von Hoven, der leidenschaftlichen Gattin des Schiller von seinen Jünglingsjahren her nahestehenden Mediziners, und mit Frau Sophie Paulus, der tüchtigen, auch von Goethe geschätzten Frau des Theologen, der schon in Jena Schellings Kollege, schon damals aber nicht sein Gesinnungsgenosse gewesen war. Dieser Frauenkrieg (von dem nach den Quellen, außer Carolinens Briefen auch denen der Frau von Hoven an Charlotte von Schiller, Wegele ganz anmuthig erzählt hat, Vorträge und Abhandlungen, Leipzig 1898, S. 291ff.) war weit über die Grenzen Würzburgs bekannt; Therese hat gewiß von ihm direkt oder indirekt durch eine der Betheiligten selbst Kunde erhalten. — Mit Frau Hoven war sie, wie aus manchen brieflichen Zeugnissen ersichtlich ist, gut bekannt, auch die Männer, Hoven und Huber, hatten mannigfache Beziehungen, so daß der Letztere sich z. B. bemühte, dem Ersten durch Heyne eine Professur in Göttingen zu verschaffen.

Nach Carolinens Tod, deren von dem Mann verfaßte Grabschrift in einer Abschrift, wie es scheint, von der Hand der Frau Liebeskind, sich auch in Theresens Nachlaß befindet, faßte sie ihr Urtheil über die Nebenbuhlerin einmal in folgende Worte zusammen (An Reinhold, 14. Dezember 1809):

„Jetzt eben starb ein Weib — die arme Bürger, [von der sie früher ausführlich gehandelt hatte] ist gegen sie eine Vestalin — aber diese behielt die Außenseite einer Frau von Stande und imponirte bis an ihren Tod. Ich meine Schellings Frau, die vor ein paar Monaten starb. Eines der merkwürdigsten Geschöpfe — an Sinnlichkeit, Falschheit und Verstand — sie hatte

soviel Verstand, daß ich überzeugt bin, sie wäre endlich gut geworden — ja man sagt mir, das sei sogar in ihrem letzten Lebensjahre der Fall gewesen."

Das Urtheil mag Manchem nicht gefallen; ich sehe keinen Grund, es zu unterdrücken. Gegenüber dem Götzendienst, der mit Carolinen getrieben wird, mag das starke, wenn auch einseitige Wort ihrer sehr verkannten Nebenbuhlerin sich geltend machen.

---

1. Anhang. Huber und Schlegel.

Ein Moment, das in zwei Briefen Theresens hervortritt (bes. S. 91 und 108), verdient eine besondere Besprechung, nämlich das Verhältniß Hubers zu Schlegel und der Antheil Carolinens daran. (Außer den erwähnten und auch hier zu benutzenden Quellen kommt Hayms Buch, die Romantik, S. 726 und vorher Diltheys Aufsatz: „Ein Brief A. W. Schlegels an Huber", Preuß. Jahrb. 8, 1861, S. 225—235, in Betracht.) —

Huber hatte, nachdem A. W. Schlegel in Folge der günstigen Besprechung der von Nicolai gegen die Romantiker gerichteten Briefe von Adelheid B. mit der Jenaer Allg. Lit. Zeitg. gebrochen hatte, in dieser das Athenäum, die Lucinde und die Briefe über diesen Roman besprochen (Schütz II, 175 beweist Hubers Autorschaft wenigstens für die Lucinde-Recension, die über das Athenäum Carolinens Brief an Huber, Caroline I, 276ff.).

Vorher hatte Huber mit den Brüdern Schlegel ganz gut gestanden. Von seinen Briefen an das Brüderpaar und an die ihm besonders vertraute Caroline ist zwar bisher nur eine Probe bekannt (Caroline Bd. I S. 328), aber diese zeigt deutlich, daß von einem Uebelwollen zwischen diesen verschiedenen Menschen nicht die Rede war. Ein fernerer Beweis dafür ist der hier folgende durchaus freundschaftliche Brief Hubers an Schlegel

vom 17. August 1799, zu dessen Erklärung nur Weniges zu bemerken ist.

Huber war von der französischen Schweiz nach Stuttgart gezogen und hatte dort die Redaktion der Allgemeinen Zeitung übernommen. C. ist also Cotta, der Verleger jener Zeitung und B. = Böttiger, der eifrige Korrespondent des Blattes. Prinz Zerbino und „die verkehrte Welt" sind Werke Tiecks, die „Bambocciaden" eine von Bernhardi herausgegebene Sammlung. Von dem „Frühkind" Adele war schon oben S. 62 ff., 65 ausführlich die Rede. Luise ist die ältere Tochter, von deren Verheirathung mit Emil von Herder gleichfalls früher (S. 105) die Rede war. Die kleine ausgelassene Stelle handelt über die Verlobung von Theresens Schwester Marianne mit Professor Reuß in Göttingen. Der Brief lautet:

St. den 17. August 99.

Als ich Ihren Brief empfing, war ich Willens, in wenigen Tagen auf einige Stunden nach Tübingen zu gehen, und ich glaubte Ihre Absichten am besten zu erfüllen, wenn ich mit Bestellung der Einlage so lange wartete, um mich mit Cotta mündlich über den Inhalt unterhalten zu können. Das ist nun geschehen und die beiliegende Antwort, die er mir eben zuschickt, wird, wie ich hoffe, Ihnen recht sein, und die Unterhandlung auf gedeihlichen Weg bringen.

Ihr gütiger Wunsch, daß ich von den Furien der heutigen Politik bald wieder zu den Musen übergehen möchte, ist gar sehr auch der meinige. Zwar ist mir die politische Literatur einträglich genug, und der Kampf mit ihren Gefahren hat an sich Interesse; allein als Hausvater kann mir die Möglichkeit, bei dem Kampf endlich doch vielleicht den Kürzeren zu ziehen, nicht gleichgültig sein, und in die Länge verdirbt man sich dadurch für manches was besser und schöner ist. Doch darf keine dieser Rücksichten mich bewegen, nur auf Gerathewohl

von meiner jetzigen Beschäftigung abzugehen; ich muß also vor der Hand noch zuwarten.

Was Sie abhielt, so gegen B. zu schreiben, wie Sie vielleicht thun würden, wenn Sie ihn weniger kennten, begreife ich wohl. Für die A. Z. hat seine Polyhistorie indessen wirklich Nutzen — am wenigsten freilich in den Artikeln, welche deutsche literarische Verhältnisse betreffen, und die ich künftig sorgfältiger prüfen werde; aber andere Gegenstände, z. B. die englischen Miscellen, die Anzeigen von Erfindungen u. dgl. behandelt er doch immer so, daß C. schwerlich jemanden auftreiben würde, der das Fach so gut bearbeitete, und dann käme ich in den Fall, mir selbst noch mehr Arbeit aufzuladen.

Noch kam mir Lucinde nicht zu Gesicht. Prinz Zerbino und sie sollen mir aber nicht lange entgehen. Selbst vom Lesen hält mich die tägliche Arbeit der A. Z. nur zu sehr ab. Tiecks Volksmärchen kenne ich wohl und habe am gestiefelten Kater, wie auch am blonden Ekbert viel Freude gehabt — im Grunde an Allem, sofern Alles von ihm gleich originelle Simplizität und Reinheit bezeugt. Auch in der verkehrten Welt, in den Bambocciaden traf ich ihn neulich wieder an. . . .

Leben Sie beide wohl und vergnügt. Meine Frau grüßt herzlich. Das Frühkind Adele gedeiht allerliebst. Luise geht in die Strickschule, und ist die Ehrlichkeit selbst. H.

Trotz dieser anscheinenden Harmonie herrschte im Schlegelschen Kreise nicht völlige Sympathie für Huber. Schon 1793 hatte Friedrich an Wilhelm geschrieben [Walzel S. 84]: „Huber gefällt mir übrigens gar nicht sonderlich, und ich traue ihm nichts Gutes zu.“ In demselben Jahre spendete er Hubers Besprechung von Goethes Schriften viel Lob, mischte aber in das Lob manchen Tadel [a. a. O. 139 fg.] Allerdings dachte Friedrich daran, an den von Huber herausgegebenen Friedenspräliminarien mitzuarbeiten, that es aber nicht [das. S. 714 u. Anm.]. Als Huber nun seine Rezension über das Athenäum und die „Lucinde“

geschrieben hatte, [A. L. Z. 1799, IV, 473, 822] — Therese hatte ihm gerathen, sich schon, als er den Auftrag übernahm, an Schlegel zu wenden, — hielt er es für seine Pflicht, in einem übrigens nicht erhaltenen Briefe Schlegel Mittheilung davon zu machen. Aber nicht Schlegel, sondern Caroline antwortete [22. November, 24. mit einer Nachschrift vom 26. November 1799. Caroline I, 276 ff., 280 ff.]. Sie suchte in diesen Briefen Schlegels Standpunkt gegen die A. L. Z. und gegen Wieland darzulegen, machte Huber große Vorwürfe darüber, daß er die Rezension gegen Schlegel übernommen habe, bezweifelte seine Kenntniß des Alterthums, durchhechelte seine Stellung zu Böttiger und Kotzebue, seine pathetische Art, das graue Haupt des alten Wieland anzurufen und machte sich lustig darüber, daß er geglaubt habe, dem allgemeinen Unwillen Ausdruck geben zu müssen. Es ist ein förmlicher Absagebrief an den alten Genossen, auch an Therese, die freilich nur mit wenigen Worten erwähnt wird. Kaum einen Monat später trat A. W. Schlegel selbst in den Kampf ein. Noch am 16. Dezember [„Aus Schleiermachers Leben, Bd. III, S. 142] war es ungewiß, ob er antworten würde; er meinte zwar, Hubers Brief würde Schleiermacher amüsiren und höhnte, „daß die Leiter der A. L. Z. etwas nicht Gemeines von Huber erwarten, worüber Goethe sehr lachte." Kurz darauf entschloß sich Schlegel zur Antwort, die er nebst Hubers Brief am 6. Januar Schleiermacher übersandte [a. a. 634 f.]. In einem Brief vom 28. Dez. 1799 [mitgetheilt von Dilthey, Preuß. Jahrb. 8, 1861, S. 233 ff., dessen Einleitung im Obigen benutzt ist] behandelte er Huber sehr von oben herab. Er sah in seiner Rezension nur ein Echo der Gesinnungen des großen Haufens, erklärte, ihm nicht antworten zu können, da jene Rezension nichts Erwiderungswerthes enthalte, suchte den Vorwurf zu entkräften, daß die junge Schule ein Schutz- und Trutzbündniß zu gegenseitigem Lob abgeschlossen habe, wies seine Mahnung zurück, von dem verkehrten Wesen zu lassen, machte ihm höhnische Vorschläge, wie er seine Rezensionen einrichten sollte und brauchte

einmal den Satz: „Es ist wahr, bei dieser Gelegenheit ist es mir klar geworden, daß Sie von dem, worauf es uns bei unseren Bestrebungen ankommt, auch nicht die entfernteste Ahnung haben; allein man geht ja in diesem Leben mit so manchem Menschen um . . . .“

An den zuletzt erwähnten Ausdruck knüpfte Huber in seiner Antwort unmittelbar an. Diese, von der Haym S. 727 Anm. sagt, es sei eine Erwiderung, die manche Spitze des Schlegelschen Schreibens ganz geschickt auf diesen zurück wende, lautet wörtlich folgendermaßen:

Stuttgard, 9. Jan. 1800.

Ei nun, es gehen wohl mehr Leute schriftlich und mündlich mit einander um, die im Herzen von einander halten, was wir einer von dem andern zu halten uns nun laut erklärt haben! Daß Ihre Meinung von meiner Einfalt erst mit meinem lezten Briefe an Sie, und mit meiner Rezension ihren Anfang genommen hat, da Sie doch vorher weit Mehreres von mir gelesen und gehört hatten, soll mich keineswegs irre machen. Ich meines Theils halte Sie ebenso wenig wie mich selbst für einfältig. So z. B. ist Ihre Persiflage der Rezension des hyperb. Esels in ihrer Art allerliebst. Die Anmerkung über die leise Berührung dessen, was ich, in meinem Briefe an Sie für höchst schändlich erklärt hatte, konnten Sie sich indessen ersparen, da in dem Briefe an Sie manches auch ganz anders von mir qualifizirt wurde, als in der Rezension des Athenäums. Wenn die Rezension des kleinen Husaren endlich einmal erscheint und Ihnen den versprochenen Spaß macht, werden Sie finden, daß ich nicht leise berühre, was mir eine kräftigere Berührung zu fordern scheint. So wenig ich, nach Carolinens Urtheil und Wissen, von griechischer Sprache, von Philosophie und Poesie, kurz von Allem, worinn Ihr Meister seid, verstehe, so bin und bleibe ich nichtsdestoweniger überzeugt, daß die großen Dinge, auf welche es Euch bei allen Euren Bestrebungen

ankommt, wenn sie würklich groß, und so groß sind, daß ich nicht die entfernteste Ahndung davon habe, unmöglich durch den kleinen Husaren, durch die Fragmente, den Blütenstaub, den literarischen Reichsanzeiger, die harte, schwerfällige, äußerst ungöthische Poesie der Uebersezungen aus dem Griechischen, u. s. w. befördert werden können — ja, daß selbst das Beste, was Ihr treibt, Eure feinen Kritiken von Lafontaine und andern, Eure geniesbarsten Aufsäze im Athenäum, noch gar sehr weit von Beförderung großer Dinge entfernt ist.

Ich bleibe doch dabei: es kommt vielleicht eine Zeit, wo Sie finden werden, daß tolle oder preziöse Floskeln, harte Verse, ausschließliche Prätensionen im Bewundern und Herabsezen u. dgl. m., eine weit ärgere und pedantischere Pedanterei ausmachen, als die Pedanterei der Billigkeit. Uebrigens sind Sie in Ihrem jezigen Wesen ganz konsequent, indem Sie diese meine Pedanterei, und den daraus erwachsenden, tragischen Ton meines ersten Briefs persifliren. Diese Ihre Konsequenz habe ich als sehr wahrscheinlich angenommen, wie ich ihn schrieb; nunmehr ist mir's ganz recht, die Sache von meiner Seite, wie Sie von der Ihrigen au comique zu nehmen.

Das (sic) meine freie und unbefangene Meinung über das Athenäum, die Lucinde, u. s. w., mit dem gegenwärtigen ungeheuren Streit der Finsterniß mit dem Licht, des Despotismus mit der Freiheit, des Schlendrians mit der Vernunft, was er mit Bonaparte und Paul, mit Sièyes und Pitt zu schaffen hat, bin ich ganz at a loss zu errathen. Euer Styl, Eure Verse, Eure Gedanken sind neu, kräftig, fließend, natürlich, klar, oder sie sind es nicht: dabei dünkt mich Aristokratismus und Demokratismus nicht das Mindeste zu thun zu haben, außer wie etwa Collot d'Herbois die Lyoner als zu mitraillirende Aristokraten ansah, weil sie ihn auf dem Theater ausgepfiffen hatten. Die Lyoner waren würklich arge Aristokraten und so mag es unter Euern Gegnern manchen Feind, oder doch zweideutigen Freund des Lichts und der Freiheit geben; das aber, womit sie bei

Euch zu thun haben, hat mit dem Licht und der Freiheit nicht mehr zu schaffen, als Collots Spiel auf der Bühne. All mein billiges Rezensiren, all Eure erzdeutsche Ueberdeutschheit wird für das Glück und die Vervollkommnung der künftigen Geschlechter von sehr geringem Gewicht sein.

Ich bin zu galant, um zu sagen, daß ein Brief von einer Dame des Zurückschickens an seinen Eigenthümer nicht werth ist; ich bin zu aufrichtig, um das Zurückschicken ausdrücklich zu fordern: ich wiederhole also blos, was ich auf den Fall, daß ihn Caroline nicht etwa lieber wieder hätte, geschrieben habe.

Leben Sie recht wohl.

L. F. Huber.

11. Jan.

Ich schrieb Ihnen Obiges in erster Stimmung nach Empfang Ihres Briefes, eilte aber nicht es abzuschicken, da es nichts Pressantes war. Eben aber schickt mir Cotta einen Brief von Ihnen nebst einer Erklärung Ihres Bruders. Dies ist etwas zu Ernsthaftes, als daß ich säumen möchte Ihnen eine Abschrift von meiner Erklärung zu schicken, die ich in diesem Augenblik an Cotta sende, mit der Bitte, beide bald möglichst in einer Beilage abdruken zu lassen. Der Ton unserer sonstigen Verhältnisse gehört hieher nicht; ich nehme auch nicht den Schatten einer Möglichkeit an, daß Sie oder Ihr Bruder an der Wahrheit eines einzigen Worts meiner Erklärung zweifeln ... könnten. Als ich die Anzeige in der Beilage las, war mir die materielle Möglichkeit eines Mißverständnisses einen Augenblick widrig eingefallen, noch stärker aber die moralische Unmöglichkeit. Lieb ist mir's, daß nach Ihres Bruders Erklärung Falk unschuldig ist; sie scheint auf Reinhard zu gehen, der mir nicht eingefallen war — doch zu solch einer Erz Infamie hätte ich Falk für zu gut gehalten."

„Mein lezter Brief war kaum fort, als ich mich besann, eine alberne Verwechselung gemacht zu haben, indem ich Ihres

Bruders Aeußerungen über den elenden Pasquillanten auf den Falsifizirten, Reinhard in Göttingen, statt des Falsarius, Jenisch in Berlin, deutete. Es dünkt mich nöthig, Ihnen gleichsam zur Nachschrift hiermit zu melden, daß ich meines Irrthums inne geworden bin.

16. Jan. 1800. L. F. Huber."

Auch die Mittheilung dieses Briefes oder richtiger dieser Briefe, denn das Stück vom 16. Januar ist keine zweite Nachschrift, sondern ein selbständig abgegangenes Schreiben, soll nicht mit einem langen Kommentar beschwert werden; es mag genügen, auf die beiden Erklärungen hinzuweisen, von denen in dem Briefe gesprochen wird.

Seine Erklärung deutete Friedrich an in einem Briefe an Schleiermacher, 16. Januar 1800 (Aus Schleiermachers Leben III, S. 149). Die Erklärung steht in der dritten Beilage der „Allgemeinen Zeitung" 1800, die mit der Nummer vom 26. Januar ausgegeben wurde. Sie ist vom 31. Dezember 1799 datirt und lautet so:

„Die Beilage der „Allgemeinen Zeitung" vom 15. Dezember 1799 enthält die Ankündigung der Diogenes-Laterne und einen Auszug aus Nr. XI derselben, der ein grobes Pasquill gegen mich enthält. Da ein rechtlicher Mann unmöglich wissentlich die Hand zur Verbreitung solcher Niederträchtigkeiten bieten kann, so hat der Redakteur der „Allgem. Zeitung" das Inserat vermuthlich vor dem Drucke nicht durchgelesen. Ich fordere ihn hierdurch auf, dies zu erklären, und sich wegen der mir unwissentlich zugefügten Beleidigung zu entschuldigen, widrigenfalls er sich der Theilnahme an dem elendesten und ehrlosesten Pasquill schuldig machen würde, dessen mir wohlbekannter Verfasser keineswegs, wie vorgegeben wird, ein beliebter Roman- und Reiseschriftsteller ist, sondern ein schon einmal als Falsarius vor dem Publikum be-

schimpfter Gelehrter, der seiner gerichtlichen Bestrafung diesmal nicht entgehen wird."

Die unmittelbar folgende Gegenerklärung, nicht unterzeichnet, datirt Stuttgart, 10. Januar 1800, sicher von Huber herrührend, lautet so:

„Allerdings hat der Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" die Ankündigung von Diogenes-Laterne erst aus der Beilage vom 15. Dezember kennen gelernt und erklärt hierauf sehr gern, daß er von der Stelle, über welche Herr Friedrich Schlegel sich beschwert, nicht anders urtheilt als jede durch dieselbe beleidigte Person, wie er sie denn schon, in der angekündigten Schrift selbst, mit dem Unwillen gelesen hatte, welchen sie bei jedem rechtlichen Menschen erregen muß. Zugleich aber muß der Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" erklären, daß er wegen des Abdrucks jener Buchhändleranzeige in der Beilage vom 15. Dezember gegen niemanden zu der mindesten Entschuldigung verbunden ist, indem die Inserate dieser Art von seinem Redaktionsgeschäft ganz unabhängig sind, stets ohne sein Wissen, und zwar nicht zu Stuttgart, sondern zu Tübingen gedruckt werden und er sie nie, weder vor dem Druck noch während desselben, zu sehen bekommt, auch auf irgend eine hierin auszuübende Art von Kritik, da die Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung" in Ansehung solcher Inserate nur als gewöhnliches Intelligenz-Blatt zu betrachten sind, nach wie vor Verzicht thut. Wäre dies der Fall nicht, hätte er auf irgend eine Weise mit diesem Theile der Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung" etwas zu thun, hätte also jene Anzeige auch nur den allermindesten Zusammenhang mit seinem Redaktionsgeschäft haben können, so würde er zu deren Bekanntmachung so gewiß nicht die Hand geboten haben, daß er wirklich eher von Herrn Friedrich Schlegel wegen der Voraussetzung auch nur einer Möglichkeit seiner Theilnahme Entschuldigung zu fordern berechtigt wäre."

Ob Friedrich Schlegel schon diese Erklärung in Händen hatte, als er am 16. Januar an Schleiermacher schrieb (vgl. ob. S. 117): „darüber bin ich dem Redakteur zu Leibe gegangen und habe endlich nachgegeben zu klagen", steht dahin. Jedenfalls konnte sich diese Klage nur gegen Jenisch, den Verfasser der Diogenes-Laterne, nicht aber gegen Huber richten.

Mit diesen Erklärungen war das öffentliche Geplänkel der ehemaligen Freunde miteinander noch nicht ganz zu Ende. Friedrich Schlegel nämlich ergriff nochmals das Wort in folgendem Distichon, das er in Rambachs Zeitschrift „Chronos" 1801. I, 273ff. veröffentlichte und das er im Februar desselben Jahres an seinen Bruder schickte (Walzel 460):

> Huber, mein Freund, sei billig und laß Dich in Spiritus setzen,
> Denn auch die Nachwelt ist werth, daß sie den Kritiker schaut.

Anhang II. Du Vau über Schlegel bei Frau v. Staël.

Da in einem der Briefe Theresens von dem Eintritt Schlegels bei Frau von Staël die Rede ist, so mag sich ein Bericht über die Stellung Schlegels im Hofstaat der genannten Frau anschließen. Er ist nicht gerade gutartig, gibt aber ein sehr lebendiges Bild und rührt von einem durchaus Eingeweihten her. Daß er an Böttiger gerichtet ist, den für die Schlegel nicht gerade eingenommenen Gelehrten, braucht uns nicht irre zu machen; jedenfalls verliert er durch diesen Umstand nichts an seiner Glaubwürdigkeit.

Der Schreiber des folgenden Briefes ist August du Vau (15. Januar 1771—8. Januar 1831). Er verdiente gerade in Deutschland bekannter zu werden, als er wirklich ist. Die

wenigen hier folgenden Notizen sind der „Nouvelle Biographie universelle" Paris 1855, Bd. 12, entnommen. Er war in Tours geboren und gebildet und lebte mehrere Jahre in einem Dorfe Westfalens, um das Deutsche gründlich zu erlernen. Bei der Annäherung der Franzosen floh er, begab sich nach Sachsen und wurde bei Mounier in Weimar Professor an der von dem genannten Franzosen gegründeten Lehranstalt. 1802 ging er nach Frankreich zurück, verließ es aber wieder, um einen vornehmen Franzosen auf dessen Studienreise nach Deutschland zu begleiten. In Deutschland veröffentlichte er eine deutsch geschriebene Schrift über die in seiner Heimath empfangenen Eindrücke u. d. T.: „Wie fand ich mein Vaterland wieder?" Leipzig 1803. Erst 1805 kehrte er definitiv nach Frankreich zurück, lebte zuerst auf dem Lande, wurde dann nach Paris berufen und erhielt eine Stelle als Vorsteher des Uebersetzer-Departements am kaiserlichen Hofe, die er später mit dem General-Sekretariat der königlichen Bauten vertauschte. Er hatte schwere Schicksale zu erleiden; sein eigener Tod wurde vielleicht beschleunigt durch den Verlust seiner Frau und den Tod seines Neffen, den er wie einen Sohn betrachtete. Außer der angeführten deutschen Schrift verfertigte er Uebersetzungen deutscher Arbeiten, der neuen „Göttergespräche" Wielands und der Schrift Hufelands, „Kunst, das Leben zu verlängern." Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Botanik und hinterließ Manuskripte eines botanisch-biographischen Lexicons. Er war einer der Hauptmitarbeiter der schon genannten „Biographie Universelle", für die er sehr viele botanische Artikel, aber auch einzelne sehr ausführliche über deutsche Literatur schrieb, unter denen die über Schiller und Wieland, die er beide persönlich kannte, wohl die wichtigsten sind. (Die beiden letzteren in Separatdrucken auch in der großherzoglichen Bibliothek in Weimar; dort ist auch die Uebersetzung Wielands und die oben angeführte deutsche Schrift.) Ueber die Biographie Wielands gebe ich mit freundlicher Erlaubniß des Verfassers folgende Darlegung B. Seufferts:

„Aug. Du Van's Notice sur la vie et les ouvrages de Chr.-M. Wieland in der Biographie universelle umfaßt 40 SS. Du Vau hat dazu die Ausgabe l. H. der W.'schen Werke selbstständig benutzt, auch die Vorreden berücksichtigt. Außerdem hat er die damals gesammelten Briefe W.'s (2 Bde. hrsg. von L. Wieland, 4 Bde. hersg. von H. Geßner, Briefe an de la Roche hrsg. von Horn) eingesehen, sowie die 1. Ausgabe der Biographie Grubers. Daß er persönlich mit Wieland in Verkehr gestanden hat, wird nirgends auffällig.

„Du Vau hat ein liebevolles Verständniß für den Dichter und betont seine Eigenart. Er sieht richtig, daß er vor allem als Formkünstler geschätzt werden muß und behandelt darum seine Metrik und seinen Stil besonders, wobei er sich aber des Unzureichenden seiner Ausführungen bewußt bleibt. Doch auch den Inhalt der Werke theilt er knapp mit. Es liegt ihm daran, seinen Landsleuten den Schriftsteller Wieland in seinen verschiedenen Thätigkeiten zu zeigen; das Biographische und der menschliche Charakter treten dagegen weit zurück. Die Reihenfolge der Besprechung der Werke ist nicht durchaus chronologisch gehalten, es sind sachliche Gruppen gebildet, und dadurch kommt die Einsicht in die Entwickelung des Dichters und Schriftstellers etwas zu Schaden. Irrthümer finden sich wenige, die Aufzählung der Schriften ist ziemlich vollständig, das Urtheil im Ganzen sicher, im Lob oft zutreffender begründet als im Tadel, der dann und wann durch Moral befangen ist.

„Erfreulich wirkt, daß der Verf. eine gute übersichtliche Kenntniß und eine entschiedene Werthschätzung der deutschen Literatur besitzt und W.'s Schaffen mit ihrer Entwicklung von Hagedorn und Haller an in beständige Beziehung bringt. Man würde Wlds. Abhängigkeit von den Franzosen breiter behandelt erwarten, als selbst da geschieht, wo die französischen Quellen bloß liegen. Selbstverständlich sind die Schriften W.'s über die französische Revolution hervorgehoben, aber nicht über das Maß ihrer wirklichen Bedeutung.

„Die Darstellungsweise ist bündig, Du Van hilft sich nicht mit Phrasen über Lücken seines Wissens hinweg, er will mehr objektiv als originell sein."

Du Vans Schrift: „Wie fand ich mein Vaterland wieder?" Leipzig 1803, dem Geheimrath Griesbach in Jena gewidmet, ist für einen Franzosen gut genug geschrieben. Freilich kommen manche Eigenthümlichkeiten vor, die den Ausländer verrathen, falsche Plurale, „Departementer, die Präfekte" oder französische statt deutsche Endungen, „die Chaussés," oder „die Barrières", auch mancherlei Satzbildungen, die nicht richtig sind, die aber im Einzelnen nicht aufgezählt zu werden brauchen, oder Gallicismen, wie z. B. „sie fühlen es auf halbes Wort" oder „ich habe 250 Meilen im Lande gemacht" und Aehnliches.

Der Verfasser, der zehn und ein halbes Jahr von Frankreich, elf Jahre und sieben Monate von seiner Mutter entfernt war, zeigt sich als guten Franzosen, der gerecht urtheilen will. Ohne die Greuel der Revolution zu vertheidigen, sucht er sie aus der Erregung der Gemüther zu erklären und hält sie für unbedeutender als die in Rom. Auch ein erbitterter Gegner des ancien régime ist er nicht, und ist bemüht, an einzelnen Beispielen die Güte der Adligen zu zeigen. Er gibt ebenso eine Vertheidigung der Emigrirten wie der Bauern, an deren angeborene Güte er glaubt und der Vertreter der niederen Stände, von deren Treue er viele Züge erzählt. Besonders lebhaft rühmt er das Engelhafte im Thun vieler Frauen und ist vornehmlich bestrebt, den Vorwurf der Veränderlichkeit, außer etwa in Sachen der Mode, von den Franzosen abzuwehren. Im Ganzen sucht er objektiv zu sein, doch überwiegt das Lob: heftiger Tadel wird nur einzelnen Jakobinern und der Einrichtung der Krankenhäuser zu Theil. Da der Verfasser lange in Deutschland lebte und für Deutschland schrieb, so ist es natürlich, daß er deutsche Schriftsteller mehrfach erwähnt und auf deutsche Zustände eingeht. Einmal wird Wieland genannt, S. 9. Es wird beklagt, daß es für Dezenz und Konvenienz keine deutschen Wörter gibt,

S. 45; es wird gefragt, S. 90: „Wie würde es Deutschland gehen, wenn der revolutionäre Geist sich so rastlos thätig zeigte als damals in Frankreich?" Sehr merkwürdig ist die lange Auseinandersetzung über Deutschland und die französische Revolution, S. 56 bis 58, wo die Begeisterung für die Erhebung konstatirt und der Grund dafür, daß die Thaten nicht den Gesinnungen entsprachen, in der Güte der Staatsverwaltung gesehen wird. Besonders charakteristisch ist auch eine zweite längere Anmerkung S. 174 fg., in der stark gegen die Sucht der Deutschen, in ihrer Umgangs- und Schriftsprache Anleihen bei den Franzosen zu machen, losgezogen wird. Am Schlusse der Anmerkung heißt es: „Er wurde touchirt von der Attention," sagte einst ein sehr respektabler Gelehrter zu mir."

Der Brief Du Vaus über Schlegel, der zu dieser Abschweifung Veranlassung gab, lautet so:

26. Nov. 1804.

Constant ist mir auch beinahe zuvorgekommen und will mir von Paris aus schreiben. Ich habe einen sehr interessanten Mittag bei ihm mit W. A. und Simonde (sic) gehabt. C. ist ein Mann, der sehr viel weiß und mit äußerst viel Schärfe und Genauigkeit spricht; er hat beaucoup de piquant. Mich wundert, daß die Weimaraner so wenig von ihm sprachen. Ich habe sehr viele drollige Einfälle von ihm gehört, unter andern: über Tisch sprachen wir von Sphinxen, und Schlegel sagte im Griechisch sey sie immer weiblich: Oh, c'est drôle; comme ça c'est toujours féminin de père en fils! Dann: que Bonaparte n'avait rien à craindre de la fièvre jaune puisqu'il allait être oint par le saint père.

Von Röderer hat Bonaparte gesagt: il n'est pas dangereux dans la prospérité und Const. c'est un homme précieux, il vole toujours au secours d'un vainqueur. Ersteres tiefer gedacht, letzteres pikanter . . .

Endlich von Schlegeln. Die St. fragte mich, was man in Deutschland davon gehalten hätte? Und ich antwortete geradezu, man habe und ich auch halb und halb kaum gedacht, daß es von Dauer seyn könnte; doch, wäre es, daß es beyden sehr nützlich seyn müßte. — Sie, trotz ihren vielen Kenntnissen (was ich sagen mußte, und mit gutem Gewissen konnte) würde doch viel Nutzen aus S.s Belesenheit ziehen. Er hingegen würde aus seinen Zänkereien herausgezogen werden und mehr Geschmack gewinnen u. s. w. — Sie scheint große Achtung für seine Kenntnisse zu haben, und sagt, jetzt weiß sie qu'elle ne sait que lire. Sie hat ihn auch lieb, und er muß sich überhaupt recht wohl befinden. Er spricht im Ganzen wenig, aber mit Bestimmtheit und Feinheit. — Doch impar congressus sobald er aus seiner Gelehrsamkeit herausgeht. Er ist nicht gewandt genug — vielleicht trägt auch die Sprache etwas dazu bei, wie wohl er im Ganzen gut spricht. — Da stopft sie ihm gleich das Maul zu — ces jeunes allemands, cette nouvelle école — ça vous a des idées etc. — mais, mon cher Schlegel, vous dites des bêtises ah ça! finissez, vous ête ridicule — mais je m'abandonne — oh! vous ne paraîssez pas à votre avantage, quand vous vous abandonnez. Alles halb im Scherz, halb mit gewissen Zärtlichkeiten begleitet. — Sie sagte, la 1e chose que j'ai exigé (amicalement) de lui, c'est le sacrifice de ses polémiques, et sous ce rapport je crois avoir rendu service à l'Allemagne — wahr genug.

Er scheint seine Ideen nicht aufgegeben und unterdrückt zu haben, — nach einem Streite über die Juden, die er stets ausgeschlossen wissen wollte, ob seine Schwägerin gleich Jüdin ist — nachdem Constant drollig eingefallen war: sans avoir entendu ce que dit Schlegel je proteste contre tout ce qu'il a dit sur les juifs — und die St. cette nouvelle école u. s. w., sagte diese ohngefähr: Er wird doch nach und nach still: „Ce n'est que quand je voudrai être martyr que je recommencerai,“ versetzte er.

Mit seinem Bruder war scheint es nichts anzufangen. Von diesem sagte mir Blacan [?] mit drolliger Jovialität: pour celui-ci depuis que nous l'avons un peu formé, Madame de St. par des raisonnements, moi par des plaisanteries, C. par des aigreurs et des sarcasmes nous pourrons le présenter. Er bleibt wahrscheinlich immer, wenigstens lange bei ihr. — Ich stehe gut mit ihm und weil er nie etwas sagt, was mich aus meiner Ruhe reißen kann — ich meine über meine Freunde, so ist alles recht gut.

So stehen die Sachen, mein Freund. . .

D. 3. Dezemb. Ich muß Ihnen noch einiges von der St. schreiben. Gestern Abend erzählte sie, eine Bekannte hätte eine große Angst gezeigt: Mon Dieu! Vous-avez confié vos fils à un Athée! — qui donc? — Mr. Schlegel. Oh, je puis vous consoler, il est superstitieux, il est absurde, mais pour athée tout s'en faut. Au contraire il penche vers le Catholicisme, il dit des bêtises quand il parle de réligion etc. mais pour athée — oh non, etc. — et plus je parlais des absurdités de S. [?] et plus cette brave femme me répondait: oh, mon Dieu, que j'en suis bien aise. Das alles erzählte sie in sehr launigem Tone, S. lächelte, sprach von ihrem Caractère d'iniquité.

Von den in vorstehendem Briefe erwähnten Persönlichkeiten bedarf keine einer weitern Erklärung. Statt Blacan ist vielleicht Blacas zu lesen, der Günstling und erste Minister Ludwigs XVIII. — Der Brief ist außer für die Schilderung Schlegels auch ein wichtiges Dokument für das Treiben bei Frau von Staël in Coppet 1804, wofür die Darstellung der Lady Blennerhassett III, 94 ff. gerade etwas dürftig ist.

3. Briefe von Dorothea an A. W. Schlegel mit Antworten des Letzteren.

1818—1835.

Während in den vorstehenden Mittheilungen und Betrachtungen die Namen von drei Mitgliedern der Familie Schlegel, Aug. Wilhelm, seiner Gattin Caroline und seinem Bruder Friedrich ziemlich häufig genannt werden mußten, wurde die Frau des Letzteren, Dorothea, geborene Mendelssohn, nur einmal flüchtig erwähnt (o. S. 124). Sie war keine so glänzende Erscheinung wie ihre Schwägerin Caroline, obwohl auch sie Geist, Wissen, richtiges Urtheil und Witz besaß. Aber sie war sympathischer als jene. Sie war reiner, wenn sie auch, wie die meisten bemerkenswerthen Frauen aus der Zeit der Romantik ihren Fehltritt beging, sie war vor allem unendlich wahrer. Trotzdem hat sich ihr die öffentliche Aufmerksamkeit viel weniger zugeneigt als ihrer Schwägerin. Diese Theilnahmlosigkeit ist gewiß in erster Linie in ihrer geistigen Inferiorität dieser gegenüber begründet, zum Theil liegt sie auch darin, daß Dorothea ihres jüdischen Ursprungs wegen wie in ihrem Leben, so nach ihrem Tode Manchen mißliebig war und daß sie durch ihren eifervollen Katholizismus in Kreise gerieth, die in Deutschland meistens dem allgemeinen großen literarischen Interesse entfremdet sind. Daher sind auch ihre Briefe, zumal sie bei einem katholischen Verleger erschienen, nicht sehr verbreitet. Diese Briefe, die mit dem Jahre 1817 abschließen, erschienen vor

18 Jahren; eine baldige Fortsetzung steht, wie ich auf Erkundigungen bei der Verlagshandlung erfuhr, nicht in naher Aussicht. Daher veröffentliche ich, theils um das Andenken an die nicht genügend gewürdigte Frau zu beleben, theils um weitere Beiträge zur Charakteristik A. W. Schlegels zu geben, diese Briefe.

Der Briefwechsel Dorotheas mit ihrem Schwager, August Wilhelm, war kein lebhafter. Aus den Jahren 1811—17 stammen nur sechs Briefe; aus derselben Zeit sind 17 Friedrichs an den Bruder erhalten. Der Inhalt von Dorotheas, theils aus Wien, theils aus Frankfurt geschriebenen Briefen war ein vielseitiger. Sie handeln über die traurigen, literarischen Zustände in Wien, enthalten Empfehlungen von Reisenden, besprechen Literarisches, Persönlichkeiten und Werke, Körner, Werner, Fouqué, Goethes „Dichtung und Wahrheit," II. Theil, geben Familiennachrichten und beschäftigen sich mit August Wilhelms Bräutigamsschau. Aus dieser seiner Neigung zu Nina (vgl. Dorothea II, 138, 363, 396) gemeint ist Anna Schiffenhuber-Hartl, gewöhnlich Nina genannt, wurde nichts, sie heirathete den später so berühmt gewordenen Maler Friedrich Overbeck (vgl. Howitt-Binder, Overbeck, Freiburg 1886, Bd. I 427 ff.). Oft genug theilte sie Familiennachrichten mit und ging auf Wilhelms Schicksale ein. Sie schickte ihm, freilich verspätet, einen Trostbrief nach dem Tode der Frau von Staël, suchte ihn zu überreden, seine Gegnerschaft gegen die deutsche Bundesversammlung aufzugeben und sprach mehrfach die Mahnung aus, er möge nicht mehr französisch, sondern deutsch schreiben. Zeigt sich schon in einigen, zuletzt erwähnten Punkten, daß sie nur das Echo von Friedrichs Gesinnungen war, so war sie auch sonst hauptsächlich bemüht, von ihrem Gatten zu sprechen, beklagte dessen Zurücksetzung hinter Adam Müller, gab Nachrichten von seinen Vorlesungen und dem von ihm herausgegebenen Deutschen Museum, gab ihrer innigen Verehrung für ihn und seine Thätigkeit Ausdruck und war hauptsächlich in echt weib-

licher Weise bemüht, drohende Zwistigkeiten im Keime zu ersticken, Wilhelm von der Liebe Friedrichs zu überzeugen, des letzteren Unpünktlichkeit im Briefschreiben zu entschuldigen. Auch in dem Briefwechsel der Brüder sind große Lücken, z. B. vom Oktober 1813 bis August 1815, Oktober 1815 bis Juli 1816. Solche Lücken abgerechnet, ist etwa aus jedem Vierteljahr ein Brief erhalten, in denen viel freundschaftliche Ausdrücke vorkommen, Politisches, Persönliches, Indifferentes behandelt wird, vielfach auch Wilhelms literarische Pläne und seine Hoffnungen, einen Ruf an eine deutsche, besonders preußische Universität zu erhalten, dargelegt werden. Friedrich betonte die Gemeinsamkeit ihrer Bestrebungen und hoffte (Februar 1818): „wir wollen nach einer Reihe von Jahren recht groß und herrlich auf Deutschland einwirken.“ Kurze Zeit vor dem Briefe, aus dem die eben angeführte Stelle entnommen ist, ist der erste Brief Dorotheas geschrieben.

Dorothea v. Schlegel an A. W. Schlegel.

Den 3. Januar 1818.

Geliebter Bruder!

Der Herr Hofrath Mutzenbecher aus Oldenburg, der hier durch nach Paris reißt, wünscht sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, und hat den Friedrich ersucht, ihm einen Brief für Sie mitzugeben; ich will, wenn Sie es erlauben, dieses Versprechen in seinen Namen erfüllen, da es ihm grade jetzt ganz unmöglich ist zu schreiben; er hat ein Geschäfft, das ihn sehr hinnimmt. Er grüßt Sie herzlich und brüderlich, und schreibt Ihnen gewiß sehr bald. Wir sind beyde Ihnen recht sehr dankbar für Ihre brüderliche, gefühlvolle Theilnahme, die uns sehr wohl thut; Ihr und der Schwester Henriette ihr Brief sind die einzigen angenehmen, die wir bey dieser Gelegenheit erhielten. — Seyn Sie aber nicht besorgt um uns, bester Wilhelm! Die Abberufung ist jetzt wieder bis zum Frühjahr verschoben und

wer weiß, wie sich bis dahin noch alles wendet. Auf keinen Fall müssen Sie diese Abberufung für eine disgrâce oder Unglück halten, sie ist uns bloß unlieb wegen der vielen Unkosten, Mühe und Zeitverlustes, des Hin- und Herziehens und neuen Einrichtens, und weil unsere Lage hier im Ganzen angenehm und wir gern in diesen Provinzen des Rheins leben mögen; sonst aber könnte eine solche Abberufung eher eine Beförderung zur Folge haben, auf keinen Fall aber bekömmt man weniger Gehalt, obgleich andere Emolumente wohl wegfallen könnten, die hier ganz angenehm sind. Friedrich steht mit seinen Chefs in Wien aufs Beste, Sie dürfen also ohne Sorge um ihn seyn. Für Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Römerzug danke ich Ihnen herzlich. Sie könnten mir manche nützliche Notiz geben über Rom und die Reise hin; noch ist natürlich meine Reise wieder aufs Ungewisse aufgeschoben; aber zur gehörigen Zeit werde ich Sie um Briefe dorthin und um Notizen bitten. Vielleicht sprechen wir uns noch hier, auf Ihrer Durchreise nach Berlin. Wir würden uns doch sehr freuen, wenn Sie hin kämen, und es Ihnen nach Ihrem redlichen, dennoch deutschen Herzen dort gut ginge! Von Ihrem häuslichen Leben, wenigstens von Ihren Plänen dazu, erwarten wir, daß Sie uns noch manches mittheilen werden. Ich bin in größter Eile, die Stube voller Besuche und alle Hände voll zu thun. Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch zum Jahrswechsel. Nächstens schreibe ich Ihnen gewiß mehr und ordentlicher. Leben Sie wohl.

Ihre Schwester Dorothea v. S.

Der in dem Brief genannte Mutzenbecher ist jedenfalls der A. D. B. Bd. 23 S. 120 fg. geschilderte Johann Friedrich M. (1781—1855), der sich als Politiker und Verwaltungsbeamter um sein Land große Verdienste erwarb. Die übrigen in dem Schreiben erwähnten Angelegenheiten, die Abberufung Friedrichs, der am Bundestage eine Stellung einnahm, nach Wien, und die von

Dorothea zum Besuche ihrer Söhne unternommene Reise nach Italien, sind aus den Briefen Friedrichs an seinen Bruder genugsam bekannt. Aus Italien ist kein Brief Dorotheas erhalten; daß sie einen solchen geschrieben hat, geht aus folgendem Briefstück Wilhelms an Sophie Paulus hervor, 11. September 1818 [Reichlin-Meldegg, Bd. II, S. 202 fg.]. „Dorothea schickt aus Genzano viele Glückwünsche und wünscht mir alle Lebensfreude bis in die späteste Jugend."

Diese Heirathsangelegenheit Wilhelms, die bekanntlich sehr übel ablief, ferner das mehrfache Zusammentreffen der Brüder, endlich die finanziellen Angelegenheiten bildeten häufig vorkommende Gegenstände der brieflichen Auseinandersetzungen Friedrichs.

In den bösen Heirathsgeschichten benahm sich Friedrich ebenso liebevoll, wie verständig. Die Rathschläge, die er seinem Bruder für die Behandlung der schönen, für den Bruder gänzlich unpassenden Frau gab, waren gut gemeint, wurden aber leider von Wilhelm nicht befolgt. Freilich konnte auch Friedrich nicht auf den Wunsch des alternden jungen Ehemannes eingehen, durch persönliche Rücksprache mit der jungen Frau und deren Mutter die Ehedifferenzen zu lösen.

In Heidelberg war er zweimal gewesen, im Juli 1818 [vergl. Walzel 601, 629] sodann im Herbst desselben Jahres [a. a. O. 617 fg.], als er von Frankfurt nach Wien zurückreiste. Auch hatte im Frühling des genannten Jahres ein länger dauerndes, wie es scheint, ungestörtes herzliches Zusammensein der beiden Brüder in Frankfurt stattgefunden. Bei diesem Zusammensein, in dem auch größere Reisen und ausgedehnte gemeinsame Arbeiten besprochen worden sein müssen, die in den folgenden Briefen häufig erwähnt werden, mögen auch die finanziellen Nöthe Friedrichs zur Sprache gekommen sein. Auch in den Briefen der Folgezeit redete Friedrich oft davon und bedankte sich für die nach mehrfachen Bitten eingetretene Hülfe des Bruders.

Bis 1820 ging der Briefwechsel der Brüder ziemlich regelmäßig und ganz liebevoll weiter. Dann trat eine große Pause bis zum 26. April 1823, dann wieder eine bis zum 27. April 1825 ein. Auch weiter folgten die Briefe in großen Abständen: 3. Juni 1826, 1. November 1827. Diese Briefe machen im Ganzen den Eindruck von Aeußerungen eines guten Kameraden; Zärtlichkeitsausdrücke fehlten nicht; besonders verschwenderisch war Friedrich im Lobe der literarischen Arbeiten seines Bruders.

Mit dem zuletzt erwähnten Briefe beginnt die traurigste Epoche der Korrespondenz; in ihr zeigt sich Wilhelm von der unerfreulichsten Seite. Er muß zuerst im März, dann wieder im September 1827 Friedrich aufgefordert haben, für die Familie des in ärmlichen Verhältnissen verstorbenen Bruders Moritz [geb. 26. September 1756, gest. 29. Januar 1826], eines geschickten und seiner Zeit gerühmten Predigers, etwas zu thun und außerdem die ihm, Friedrich, im Jahre 1818 geliehene Summe wiederzugeben. Zu einer freundlichen Mahnung hatte er gewiß volles Recht; nur die Art, wie er es that, war niedrig, insbesondere deswegen, weil er die Natur und die Verhältnisse Friedrichs kannte. Dieser bat wegen seiner derangirten Verhältnisse um Stundung. Wilhelm wollte diese Darlegung nicht verstehen, gab [26. Dezember 1827, Walzel 652 ff.] diesem seinem Unglauben entschiedenen Ausdruck und kündigte zugleich, um die Verlegenheit des überschuldeten Bruders noch zu vergrößern, diesem wegen seiner späteren Schriften offene und versteckte Fehde, mit seinem Namen und ohne diesen an, indem er zugleich vorgab, zu solchem Kampfe in einer Aeußerung des kürzlich verstorbenen Bruders einen Antrieb zu finden. Friedrich antwortete am 21. Januar 1828, bedauerte, augenblicklich durchaus nichts zahlen zu können, und bat den Bruder dringend, vom literarischen Streite abzustehen. Darauf berichtete Wilhelm am 31. März, daß seine Schrift schon im Druck sei und meldete sich von neuem am 15. Juni wie ein ungeduldiger, hartherziger Gläubiger.

Am 5. Juli 1828 erwiderte Friedrich, daß er nicht vor dem nächsten Monat seine Zahlungen beginnen könne, daß er aber hoffe, in drei Raten die schuldige Summe abzutragen. Dieses Versprechen erfüllte Friedrich allerdings nicht; er blieb seiner Unart treu, die Dorothea früher einmal dem Schwager gegenüber also charakterisirt hatte, „er macht es mit der Zeit wie mit dem Gelde und kommt daher auch immer mit beiden nicht aus."

Auf diese Vertröstung Friedrichs erfolgte eine neue noch heftigere Mahnung des lieblosen Bruders [19. September]. Er brauche das Geld sehr nothwendig. „Ich bin fest entschlossen, auf eine oder andere Art wieder zu meinem Eigenthum zu gelangen." Nach einer solchen, einem Bruder gegenüber unerhörten Art der Forderung theilte er, als wenn gar nichts vorangegangen wäre, eine ganze Reihe persönlicher und literarischer Berichte mit, und hatte die Unverfrorenheit, folgenden Schluß hinzuzufügen [Walzel 661]. „Meine kritischen Schriften werden an Deine Adresse besorgt, wie wohl ich immer denke, dergleichen Dinge interessiren Dich nicht mehr. — Deine Vorlesungen habe ich beinahe bis zu Ende gelesen: ich verspare alles darüber auf die öffentliche Erörterung; diese möchte für Dich das Piquante verlieren, wenn ich hier vorgriffe.

Lebe recht wohl, und schreibe bald wieder. A. W. S."

Dies sind die letzten Worte, die Wilhelm an Friedrich richtete, ja der Schluß des Briefwechsels der Beiden überhaupt. Auf eine solche Provokation antwortete Friedrich nicht mehr. Wäre er nicht so unordentlich und leichtsinnig gewesen und hätte er die ganze Unwürdigkeit seines Bruders gekannt, so würde er allerdings alles haben zusammenraffen müssen, einen so ungeduldigen Mahner, der zufällig auch sein Bruder und dazu noch sein literarischer Gegner war, zu befriedigen. Er that es aber nicht. Der edle Gläubiger bestand auf seinem Schein und wandte sich, da er von seinem Opfer nichts mehr hörte, an dessen Gattin.

Von der Art dieses Schrittes würden wir nicht genügend unterrichtet sein, wenn Wilhelm nicht zu seiner Erbärmlichkeit noch die Pedanterie gefügt hätte, das Konzept dieses Briefes fein säuberlich bei seinen Papieren aufzubewahren. Dieser Brief lautet so:

Bonn d. 17. Nov. 28.

Verzeihen Sie, werthgeschätzte Frau Schwägerin, daß ich so frei bin, mich in einer Angelegenheit an Sie zu wenden, da ich von meinem Bruder Friedrich keine Antwort erhalte. Ich habe seit zehn Jahren 350 Fl. Rh. oder 200 Thl. an ihn zu fordern. Er hat vor Jahren seine Verpflichtung anerkannt, und nur Aufschub begehrt, welcher ihm denn auch über alles Maß hinaus gewährt worden ist. Ich mahnte ihn von neuem gleich nach meiner Zurückkunft aus Berlin, im Sommer des vorigen Jahres. Seitdem sind nun wieder 15 Monate verflossen: ich denke, eine hinreichende Frist, um eine solche Summe herbeizuschaffen. Am 5. Juli kündigte er mir die Zahlung in drei Terminen an, bemerkte aber „sie könne in keinem Fall vor dem nächsten Monate erfolgen." Er hat doch seine Worte nicht so auf Schrauben stellen wollen, daß dies heißen sollte: weder vor dem Monat August, noch während des Monats August, noch nach dem Monat August sei er gesonnen zu zahlen?

Erinnern Sie ihn daran, daß ich ihn zweimal in seinem Leben durch Aufopferung meines Erwerbs und meiner Ersparnisse aus der größten Noth gerettet habe. Das erstemal war gleich nach dem Tode meines seligen Vaters, da er sich in Leipzig in Schulden gestürzt hatte. Die seligen Geschwister in Dresden handelten sehr brüderlich an ihm, sie nahmen ihn auf geraume Zeit unentgeltlich ins Haus, aber die Bezahlung der Schulden konnten sie freilich nicht erschwingen. Ich sandte, was mir irgend zu erübrigen möglich war, überließ ihm das Honorar für ein aus dem Holländischen übersetztes Buch, bis es mir ge-

lang von einem reichen Holländischen Kapitalisten 2000 Fl. Holl. aufzunehmen, die ich der Schwester auf einmal für ihn übermachte. Wie die Lage während der letzten Zeit in Cöln war, wissen Sie selbst. Ich gab ihm von Wien aus Anweisungen auf 2000 Gulden nach dem Konventions-Fuß in Papier, welches damals im Frühling 1808, die Hälfte des Metallwerthes betrug. Beides zusammen macht über 2000 Thl., welche ich ihm geschenkt habe. Das kleine Darlehn, das ich zurück begehre, wurde ihm gemacht, da er schon seit Jahren ein eben so ansehnliches Gehalt genoß, als ich seitdem. Es ist eine Ehrenschuld: denn so muß jedes freie Darlehn betrachtet werden, wobei kein Vortheil, kein Ersatz für eigne Benutzung des Kapitals ausbedungen, und keine gerichtliche Sicherung vorbehalten wird. Und um eine Ehrenschuld, werthe Frau Schwägerin, lassen sich Leute, die etwas auf ihre sittliche Würde halten, nicht gern zweimal mahnen: man hat nichts dringenderes zu thun, als ihr Genüge zu leisten.

Friedrich wird seinem Bruder, der ihm in Zeiten der Noth so treulich beigestanden hat, [statt „der" bis „hat" hatte ursprünglich gestanden „seinem Wohlthäter, dem er alles verdankt, wozu er in der Welt gelangt ist"] das im Vertrauen auf seine Redlichkeit dargeliehene Eigenthum nicht vorenthalten wollen; jetzt da er im Wohlstande ist, bei einer verständigen Oekonomie unter der Leitung einer so vortrefflichen Hausfrau wie Sie, unfehlbar im Wohlstande seyn muß, da er ein einträgliches Amt und dabei völlig freie Muße hat, — keine Kinder zu versorgen — keine gesellschaftliche Nöthigung zum Aufwande. Ich verlange, denke ich, nichts außerordentliches: ich wünsche bloß eine Handhabung der ganz gewöhnlichen Rechtlichkeit von ihm an mir selbst zu erfahren. Bisher habe ich kein anderes Mittel als vertrauliche Erinnerungen versucht. Er möge meine Geduld nicht erschöpfen; er könnte mich zu Schritten treiben, die ihm unangenehm seyn würden. Denn ich bin nun einmal entschlossen,

auf eine oder die andere Weise wieder zu dem Meinigen zu gelangen.

Leben Sie recht wohl. Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster
A. W. v. Schlegel.

Ich bitte Sie, die Nichte Auguste von mir zu grüßen. Warum schreibt sie mir nicht, da sie doch weiß, daß ich an ihrem Schicksal aufrichtigen Antheil nehme?

In der Sache hatte Wilhelm gewiß Recht. Aber der Ton war ebenso verwerflich, wie die literarische Kampfart, deren er sich gleichzeitig gegen den Bruder bediente. Auch die Ironie gegen die Schwägerin, eine kränkliche und unter den Verhältnissen schwer leidende Frau — denn anders als ironisch kann die über sie handelnde Stelle des vorstehenden Briefes nicht aufgefaßt werden — ist höchst unzart. Dorothea war eine gute Hausfrau, aber gegen Friedrichs Sorglosigkeit in Geldsachen war einmal nicht aufzukommen. Das wußte Wilhelm ebenso genau wie Dorothea, und er mußte sich im Jahre 1818 völlig klar darüber sein, daß ein dem Bruder gemachtes Darlehen ebensowenig zurückgezahlt würde, wie die früheren Schenkungen, die ein in Geldsachen empfindlicherer Mensch als Friedrich Schlegel gleichfalls wieder zu erstatten versucht haben würde, um eben nicht Wilhelm verpflichtet zu bleiben.

Die Antwort Dorotheas, die ziemlich umgehend erfolgt sein muß, lautet folgendermaßen:

Wien, den 3. Dezember 1828.

Hochgeehrter Herr Schwager!

Nachdem ich seit so langer Zeit kein Schreiben mehr von Ihnen erhalten, war es mir so überraschend als angenehm, Ihre Handschrift, an mich gerichtet, zu erkennen. Wäre nur auch der Inhalt dieses Briefes eben so angenehm gewesen!

Friedrich befindet sich seit einigen Wochen, in Angelegenheiten der Nichte Buttlar und in ihrer Begleitung zu Dresden, wo die Geschäffte ihn bis zu Anfang des künftigen Monats festhalten werden. Sobald er zurückgekommen, werde ich, soviel an mir liegt, Sorge tragen, daß er Ihnen sogleich antwortet, und sobald als immer möglich, Ihre rechtmäßige Forderung befriedigt wird. Ich würde es auf der Stelle selbst zu thun übernehmen in Betracht, daß Sie wahrscheinlich das Geld dringend brauchen, und vielleicht selbst in augenblicklicher Verlegenheit seyn mögen, wodurch Sie zu der Unannehmlichkeit gezwungen sind, so dringend zu werden — allein, ich habe während Friedrichs Abwesenheit nur gerade so viel in Cassa, als ich nothwendig bedarf, und kann über eine so bedeutende Summe nicht disponiren. Ihre Beschwerde, daß Friedrich Ihnen nicht geantwortet, muß mich sehr befremden, indem ich sehr gewiß bin, daß er Ihnen geschrieben und sich noch eine kurze Frist erbeten hatte. Wenn Sie aber, wie es scheint, fürchten zu müssen glauben, als dächte Friedrich gar nicht daran, sich seiner Verpflichtung gegen Sie zu entledigen, so thun Sie ihm Unrecht, da dieses vielmehr eine seiner größten Sorgen ist und er noch vor seiner Abreise davon gesprochen hat, Ihnen eine Summe als ein a compte zuzusenden; wie es nun kömmt, daß dieß nicht geschehen ist, weiß ich jetzt nicht.

Daß Friedrich, als jüngster Sohn seiner Eltern, ohne die liebevolle Unterstützung seiner Geschwister nicht existiren, viel weniger seine so kostspieligen Studien hätte vollenden können, dieses ist ein Andenken, welches auf alle Zeiten in seinem Herzen mit dankbarster Anerkennung fortlebt, welches er wiederhohlt auch Andern mit großer Rührung erzählt, und bedarf gewiß diese Wohlthat keiner Erinnerung, die Ihrem Zartgefühl sehr schwer fallen mußte. Diese letzte neue Schuld, von welcher jetzt die Rede, ist nicht allein eine Ehrenschuld, sondern eine Schuld der brüderlichen Liebe und Friedrich ist weit entfernt, sie zu verleugnen oder länger auf sich lasten zu lassen, als die höchste

Nothwendigkeit es unumgänglich macht. Haben Sie gefälligst noch eine kleine Geduld, es soll in kurzer Zeit die Schuld getilgt seyn. Allerdings ist Fr. Gehalt ansehnlich, geht aber, ungeachtet der sehr einfachen Lebensweise, bey zunehmenden Bedürfnissen der Jahre, und den Erfordernissen der Gesundheit, und einer anständigen Einrichtung in der großen Stadt, dennoch rein auf. Die Summen, welche er seit zwey Jahren durch den Buchhandel und den (sic) Vorlesungen erwarb, reichten nur eben hin, um einen Anfang zu machen, seine Verpflichtungen aus früherer Zeit gegen Buchhändler und an Fremden zu decken, die er gezwungen war einzugehen, als er weder einen großen Gehalt, noch Einkünfte anderer Art besaß und diese Zeit hat länger gedauert, als die jetzige einträglichere dauert. Obschon Friedrich stets darauf bedacht war, Ihnen seine Schuld zu zahlen, so hatte er freilich nicht geglaubt, daß diese zu den Ersten gehören müsse, die er abzutragen hat. Wenn er in seiner Thätigkeit so fort fährt, als in diesen zwey letzten Jahren der Fall war, so hoffe ich zu Gott, der ihm seine Kraft und Gesundheit erhalten möge, daß er bald alle seine früheren Schulden getilgt, und sein Leben geordnet haben wird. Die Reise nach Dresden ist ein Opfer, welches unserer lieben Auguste zu bringen Noth that. Trotz allen Mahnungen und wiederhohlten Schreiben erhielt sie aus Dresden niemals eine Aufklärung über ihre Erbschaft, die in den Händen der Advokaten steckt; sie konnte weder den Stand der ganzen Angelegenheit noch etwas Bestimmtes über ihre etwanigen Einkünfte zur Bestreitung der Erziehungskosten der Kinder erhalten; mit vieler Mühe erhielt sie nur, ohne alle weitere Berechnung, einigemal eine Summe als Vorschuß, die sie kaum anzunehmen sich getraute aus Besorgniß, daß sie den ihr zukommenden Interessen des Kapitals nicht angemessen seyn und diese ungewissen Vorschüsse einst das ganze Kapital verschlingen möchten. Alle Sachverständigen hier riethen zu einer persönlichen Einschreitung; und da Buttlars Begleitung nicht wünschenswerth war, viel eher schädlich hätte einwirken können,

und die arme Frau bey ihrer großen körperlichen Schwäche und der wohl auch meist daher entspringenden Zaghaftigkeit es nicht wagen konnte, ein solches Geschäft allein mit gutem Erfolg zu unternehmen, so blieb kein anderer Rath, als daß Friedrich sie hin begleitete, um ihre Bekümmerniß, so viel an ihn lag, zu erleichtern und ihre trauernde Seele aufzurichten. Wirklich soll alles auch recht gut dort gehen und durch angesehene Freunde, welche Friedrich ihr zu erwerben so glücklich war, wird er es dahin gebracht haben, daß ihr Prozeß beschleunigt, und sie wenigstens in ein gutes Vernehmen mit dem Vormund ihrer Kinder kommt und auch eine endliche Berechnung über den wahren Stand ihrer Angelegenheit zu erhalten hofft.

Unterdessen ist Friedrich aufgefordert worden, dort die Zeit seines Aufenthalts zu Vorlesungen zu benutzen; und wirklich hat er vor dem gebildetern Theil des Publikums schon zu lesen angefangen. Er hat mir noch nicht geschrieben, welches der Inhalt dieser Vorlesungen seyn wird, wahrscheinlich aber wird es Philosophie der Sprachen sein. Es sind bloß gesellschaftliche Vorträge, die ihm kein Honorar eintragen, doch bleibt ihm dann die Herausgabe derselben, wo es ihm dann gewiß gelingen wird, seine Schuld bey Ihnen sogleich abzutragen. Die Kinder der Nichte sind unterdessen bei dem Vater zurückgeblieben, wenigstens Marianne, die älteste; Adelheid, die jüngste, die seit einiger Zeit kränkelt und sehr leidend ist, habe ich während der Abwesenheit der Mutter zu mir genommen, um sie zu pflegen und so muß freilich Eins dem Andern zu Hülfe kommen, und ein jeder thun, was er kann, wenn er auch nicht immer thut, was er sollte.

So viel mir bekannt ist, hat Auguste Ihnen zuletzt geschrieben, Ihnen für das Geschenk Ihrer kleinen Schrift „Berichtigung" ꝛc. zu danken; sollte sie seitdem Ihnen wieder eine Antwort schuldig geworden seyn, so entschuldigen Sie die arme Frau mit gütiger Nachsicht; sie ist mit Geschäften und Arbeiten aller Art so überhäuft, daß sie nicht viel zum Schreiben kommt,

und ohnehin wissen Sie wohl, wie ungern die Künstler schreiben mögen.

Leben Sie wohl, Gott erhalte Sie, ich bitte, uns in Ihrer brüderlichen Gewogenheit empfohlen sein zu lassen. Mit unveränderter Gesinnung und Hochachtung

Ihre Schwägerin

Dorothea v. Schlegel,
geb. Mendelsohn.

Die in den beiden vorstehenden Briefen erwähnte Auguste Buttlar war eine Schwestertochter der Brüder Schlegel, eine geborene Ernst. Sie war seit 1816, mehr der Leidenschaft des Mannes sich ergebend, als der eigenen Neigung folgend, verheirathet mit dem Freiherrn v. Buttlar, einem sächsischen Edelmann, der zuerst in preußischen, dann in russischen Diensten gestanden hatte und als Oberst seinen Abschied erhalten hatte. Sie verlor ihre Eltern 1826, als sie gerade mit ihrem Manne, dem sie mehrere Kinder geboren hatte, eine Reise nach Italien machen wollte. Vorher war sie längere Zeit in Wien gewesen, wo sie sich durch Stundengeben und Anfertigen von Bildern Ruf und Lebensunterhalt erwarb. Dort lebte sie wieder seit November 1827, um wiederum durch Ausübung ihrer Kunst sich die Mittel zu ihrer Existenz zu verschaffen, da, wie aus unserem Briefe hervorgeht, die Erbschaft ihrer Eltern noch immer nicht regulirt war. Wilhelm war mit ihren Entschlüssen und mit der Einrichtung ihres Lebens wenig zufrieden.

Das ganze Schreiben Dorotheas ist eine sehr würdige Erklärung. Sie glorifizirte Friedrich nicht und wurde gegen den Schwager nicht so grob, wie sie hätte werden können. Aber die Art, wie sie ihn ironisirt, daß man doch die gegen einen Bruder kontrahirte Schuld nicht als die dringendste aufzufassen brauche, wie sie auf ihres Mannes hülfreiche Art gegen die Nichte und deren Kinder — als Gegenbild gegen Wilhelms Hartherzigkeit

hinweist, drückt ihre Gesinnung völlig aus. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Dorothea in ihrer schonenden Weise dem in Dresden weilenden Gatten von dem erhaltenen Briefe und ihrer darauf erfolgten Antwort Mittheilung gemacht hat. Die Angelegenheit selbst zu erledigen, hatte Friedrich weder Kraft noch Zeit; durch einen unerwarteten Tod wurde er allen Sorgen entrückt. Von seinem Tod gibt folgendes gedruckte Blatt Kunde.

28. Jänner 1829.

Dorothea von Schlegel, geborene Mendelssohn, gibt hiemit geziemende Nachricht von dem höchst betrübenden Ableben ihres innigstgeliebten Gatten, des k. k. Legationsrathes Friedrich von Schlegel, Ritter des päpstlichen Christus-Ordens, Ehren-Mitgliedes der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien u. s. w., welcher, nachdem er noch am vorhergehenden Morgen bei vollkommener Gesundheit die heil. Sacramente empfangen hatte, in der Nacht vom 11. auf den 12. Jänner 1829, nach wiederholten Schlaganfällen, zu Dresden, wo er in Familien-Angelegenheiten sich aufhielt, im 57. Lebensjahre, selig im Herrn entschlafen ist.

Das Seelenamt für den Verstorbenen wird den 21. Jänner um 10 Uhr Vormittags in der Kirche zu Maria am Gestade gehalten, die heil. Seelenmessen aber in verschiedenen Kirchen gelesen werden.

Dieses Blatt lag dem folgenden Briefe bei. Die in ihm enthaltene rührende Todtenklage ist ein gleich ehrenvolles Zeugniß für den Verstorbenen, wie für die Ueberlebende. Der Bruder Karl, — der damals Aelteste der Geschwister — von dem in diesem Briefe gesprochen wird, ist Johann Karl Fürchtegott Schlegel, geboren 2. Jänner 1758, gestorben 13. November 1831. Er war Consistorialsekretär und Rath in Hannover und als juristischer, geschichtlicher und kirchengeschichtlicher Schriftsteller mannigfach thätig. Leider ist von dem Nachlasse dieses Bruders

Karl nichts bekannt; auch der Brief Dorotheas an ihn, der wichtige Daten über Friedrich enthalten haben muß, ist bisher nicht gedruckt. Der Brief, in dem Dorothea nach dem Tode des geliebten Mannes sich an dessen Bruder wandte, lautet so:

Wien, 28ten Januar 1829.

Geliebter Bruder Wilhelm!

Was hat sich nicht alles zugetragen seit ich Ihr letztes Schreiben an mich beantwortet habe! Konnte wirklich mein Herz noch schwerer, meine Seele noch trauriger werden als sie damals schon war! Was sind alle unsre Plane, unsre Vorsätze! wie oft sagte ich das schon, aber mit einem solchen Bewußtseyn wie jetzt freilich noch niemals. Ich habe soeben an den Bruder Karl nach Hannover geschrieben, ihm so viele details über dieses traurige Eräugniß mitgetheilt, als ich selber habe, denn noch immer wissen wir nichts weiter als was Amalia Tieck hierher geschrieben, die uns die erste Trauerpost schickte, von Augusten haben wir durchaus gar nichts erfahren, als daß sie das entsetzliche überleben konnte. Was hat diese arme schwache Frau nicht auf sich laden müssen, wohl nicht zu verwundern, wenn sie sich zum ordentlichen Schreiben nicht entschließen kann. Wir erwarten sie nun nächstens wieder zurück, und wir wissen noch nicht, ob sie in ihren Angelegenheiten etwas wird ausgerichtet haben. Mußte dieses Unternehmen so entsetzlich endigen! Ich habe den Bruder Karl gebeten, Ihnen alles nöthige mitzutheilen, Sie fordern gewiß nicht von mir, daß ich noch einmal wiederhohle, was ich ihm zu schreiben nothwendig fand, und was auch Sie mitbetrifft. Das Schreiben wird mir überhaupt noch schwer und ich bitte um Ihre Nachsicht.

Sie werden aus meinem Briefe an den Bruder Karl ersehen, wie alles steht und wozu ich mich erbieten kann; Ihnen versichere ich noch besonders, daß ich vorzüglich darauf Bedacht seyn werde, Friedrichs Schuld an Ihnen vor allen andern zu

zahlen; der allmächtige Gott wird mir in diesem Vorhaben beystehen, nur bitte ich um Ihre Nachsicht und Geduld. Ihrer edlen, reich begabten Seele traue ich es zu, daß, was Sie immer gegen Ihren Bruder zu klagen gehabt haben mögen, oder was Sie immer für Ursachen zu haben glaubten mit ihm zu hadern, sein Tod alles verändert, alles verwischt haben wird, und die Liebe über alles irrdische den Sieg davon wird getragen haben.

Leben Sie wohl, mein theurer Bruder, Gott erhalte Sie in guter Gesundheit und sende Ihnen Trost in diesem trauervollen Eräugniß, so wie er auch mich in dieser Betrübniß stärkt und Muth giebt zu tragen was er mir aufzulegen für gut findet. Ich habe eine schöne Reihe von Jahren an der Seite des vortrefflichen Mannes durch Gottes Güte sehr schön, sehr reich an innern Gütern verlebt, ich darf nicht klagen, daß Gott mir nahm, was er mir geliehen. Freilich dachte ich nicht daran, daß ich es seyn würde, die ihn überlebte! Sein heiliger Wille geschehe!

Ihre trauernde Schwester

Dorothea Wittwe v. Schlegel.

Obgleich auf dem Original des vorstehenden Briefes kein Vermerk steht, daß er von dem Empfänger beantwortet wurde, so geht doch aus dem gleich mitzutheilenden Schreiben vom 18. März hervor, daß Wilhelm ihn am 8. Februar, wahrscheinlich mit den üblichen Trosteswowrten, beantwortet hat. Daß diese Antwort sehr kühl gewesen, kann man schon aus der bisherigen Art von Wilhelms Benehmen schließen. Doch geht auch Dorotheas Mißvergnügen über das Schreiben ihres Schwagers aus der lebhaften Weise hervor, mit der sie ihr Dankgefühl für den wirklich trostreichen Brief des schon genannten Bruders Karl aussprach, und aus den direkten Vorwürfen, die sie gegen Wilhelm richtete. Dorothea bedurfte, da sie kinderlos geblieben war, einer Verzichtleistung der Geschwister und bei deren Ableben der Neffen und Nichten der Dahingeschiedenen; sie hielt es daher für ihre Pflicht, auch Wilhelm um die Ausstellung eines solchen

Scheines zu bitten. Dagegen bekundete es ihr richtiges Gefühl, daß sie das jetzt von Wilhelm gemachte Anerbieten, die Schuld Friedrichs zu streichen, nicht mehr annahm, und sie konnte den kleinen Hohn nicht unterdrücken, sie wolle die von Wilhelm für einen wohlthätigen Zweck bestimmte Summe diesem nicht rauben. In Wilhelms Brief muß aber noch ein Satz gestanden haben, der für die jammervolle Gesinnung dieses kleinlichen Menschen höchst kennzeichnend ist. Der hinterlassenen Wittwe gegenüber muß er dem todten Bruder einen Vorwurf daraus gemacht haben, daß er ihm auf die Schrift „Berichtigung einiger Mißdeutungen“ von A. W. v. Schlegel, Berlin 1828, nicht geantwortet habe. Zum Verständniß des folgenden Briefes muß nur Einzelnes bemerkt werden, weil im Allgemeinen auf Minors Analyse der Schrift (Zeitschrift für österr. Gymnasien, 1887, S. 742 ff.) verwiesen werden kann. Die Schrift richtet sich gegen die Insinuation eines französischen Blattes, Wilhelm sei Katholik geworden, und gegen einige haltlose Vorwürfe, die Voß gegen ihn erhoben hatte. Mit dem Bruder beschäftigte sich, freilich ohne ihn zu nennen, das ausführliche Nachwort, das im Wesentlichen den vom Protestantismus zum Katholizismus Uebertretenden galt und die folgende Stelle, S. 53, die am Schlusse einer Betrachtung über eine frühere Rezension von Friedrichs Gedichten steht:

„Kann mir zugemuthet werden, gegen meinen Bruder, mit dem ich so lange in inniger Gemeinschaft und Verbrüderung der Geister wissenschaftlich und litterarisch gewirkt, mich ausdrücklich und öffentlich zu erklären? Ich sollte nicht meynen, wiewohl ich mir das Recht dazu vorbehalte. Wenn seitdem, nicht bloß über die Religion, sondern auch über viele andere Gegenstände unsere Ansichten und Meynungen sich noch viel weiter, ja unvereinbar getrennt hätten: ist es nicht genug, wenn ich fortfahre zu lehren und zu schreiben, was mir nach der redlichsten Prüfung für Wahrheit gilt?“

Besonders wichtig ist in dem gleich folgenden Briefe die ausdrückliche Erklärung Dorotheas, daß sie auf Wilhelms Geheiß

seine sämmtlichen Briefe an Friedrich verbrannt habe, so daß diese höchst merkwürdigen Aktenstücke definitiv verloren gegeben werden müssen. Die am Schluß ausführlich erörterte Familienangelegenheit vermag ich nicht zu erklären, trotzdem theile ich sie mit, weil auch in dieser Darstellung das Bestreben der Schreiberin hervortritt, ihre, namentlich aber des verstorbenen Gatten Handlungsweise zu rechtfertigen.

Der Brief lautet:

Wien 18. März 29.

Theurer Schwager Wilhelm!

Ich war eine Zeit lang unwohl, und durch ein Augenübel am Schreiben verhindert; ich bin auch noch jetzt nicht völlig davon befreyt, doch will ich wenigstens anfangen Ihnen zu antworten, wenn auch nur wenige Zeilen für heute. Sie versichern mich in Ihrem letzten Briefe vom 8. Febr. fortwährend brüderlichen Antheil an mein ferneres Schicksal zu nehmen, und so wird es Ihnen lieb seyn zu erfahren, daß ich durch die Gnade S. M. des Kaysers die Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von 500 Fl. C. M. erhalten habe, die mir hinreichen wird, um bey meinen Söhnen zu leben, so lange es Gottes Willen ist; auch meine Geschwister in Berlin sind mehr dieser Meynung, als daß sie mir riethen nach Berlin zu kommen. Im Falle, wo eine größere Ausgabe nothwendig würde, bei Krankheiten u. s. w. haben meine Brüder mir die liebevolle Versicherung gegeben mich nicht zu verlassen; und so werde ich wohl gegen den Herbst mich auf den Weg nach Rom machen. Für jetzt habe ich noch vollauf hier zu ordnen und zu thun, und die Sommermonate denke ich irgend eine vorbereitende Kur zu unternehmen um mich zu erhohlen und zu stärken, da ich freilich die letzte Zeit her sehr angegriffen worden bin. — Von dem theuern Bruder Karl habe ich einen (sic) überaus liebevollen, meiner wunden Seele sehr troströiches Schreiben erhalten, wofür ich ihm nicht dankbar genug

seyn kann; nebst den brüderlichsten Antheil an meinen Schmerz und dem Ausdruck des Mitgefühls, trägt dieser Brief auch noch die unverkennbarsten Zeichen der Trauer um den eignen Schmerz durch den Verlust seines lieben Bruders und das ist was mir besonders wohl that, und — was ich in Ihrem Briefe vermißte! doch — vielleicht wollten Sie auch nur mich mit Ihrem eignen Sie selbst betreffenden Gefühl verschonen; auf jeden Fall habe ich keinen Grund mit Ihnen darüber zu rechten, und muß es Ihrem Gefühl allein überlassen. Der gute Bruder Karl verzichtet in seinem Briefe, auf den Nachlaß des Verstorbenen, zu meinen Gunsten, und erwartet, daß auch Sie lieber Wilhelm, um alle Weitläufigkeiten zu vermeiden, verzichten werden, da ohnehin der Verkauf der Bibliothek und der wenigen Effekten kaum hinreichen wird, um die Forderungen und Unkosten zu decken; an einer eigentlichen Erbschaft ist gar nicht zu denken. Da aber diese Verzichtleistung der nächsten Erben nothwendig gerichtlich seyn muß, um legal zu seyn, so habe ich heute dem Bruder Karl geschrieben, daß er die Güte habe ein solches gerichtliches Instrument aufzusetzen, wodurch die Verzichtleistung zu meinen Gunsten geschieht, und dieses Instrument von Ihnen sowohl als auch von den Erben und Kindern des seeligen Bruders Moritz unterzeichnen lasse, und mir baldmöglichst zukommen lasse; denn ich sehne mich unbeschreiblich darnach, mit allen diesen gerichtlichen Behörden hier, auseinander gesetzt und in Ruhe zu seyn. Sollten diese nothwendigen Formalitäten den lieben Brüdern Unkosten verursachen, so bin ich erbötig sie sogleich zu erstatten, wegen der Unruhe und der Störung aber, bitte ich sehr um liebevolle Nachsicht und Entschuldigung. Herzlich danke ich Ihnen für Ihr genereuses Erbieten mir die Schuld von Ihren Bruder zu erlassen! Sie erlauben aber wohl, daß ich dieses Ihr Geschenk nur zum Theil anzunehmen mich entschließen kann — nämlich nur in so fern, daß ich diese Schuld, die den armen Friedrich so unsäglich gekränkt und gedrückt hatte, nicht gleich jetzt, und nicht aus eignen Mitteln zahle, welches bey

meiner Lage unmöglich wäre; sondern daß der Erlös des Drucks der letzten Vorlesung in Dresden bestimmt sey, Ihre Schuld sowohl, als noch andere Schulden zu tilgen. Ich werde Sorge tragen, auch wenn ich abwesend seyn sollte, daß diese Schuld abgetragen wird, lieber Wilhelm; und Sie werden gewiß es mir nicht verweigern, da ich es mir zur Pflicht mache, um so mehr, da ich aus einigen Aeußerungen in Ihrem letzten Briefe über diesen Gegenstand zu verstehen glaube, daß Sie das Geld zu einem wohlthätigen Zweck bestimmt hatten; es würde mich schmerzen, wenn ich einen solchen verhindern wollte. Das Verzeichniß der Bibliothek wird so eben gemacht, es werden wohl 3 bis 400 Bände sein, so viel man ungefähr berechnen kann vor der Hand. Das Verzeichniß wird gedruckt und Ihnen mit nächster bester Gelegenheit zugesendet werden. Zwei Bände in Folio, mit Sanuskritt-Manuscript von Friedrichs Hand, die Ihnen wohl aus früherer Zeit noch bekannt seyn werden, kommen nicht mit in das Verzeichniß. Sollten diese Handschriften als ein Andenken an die Bemühungen des Verstorbenen einen Werth für Sie haben, und Sie dieselben in Ihrer eignen Bibliothek einen Platz vergönnen wollen, so werde ich Sorge tragen, daß Sie Ihnen durch Buchhändler zukommen. Sollten sie Ihnen aber unbequem seyn, so werde ich sie einer öffentlichen Lehranstalt oder Bibliothek hier in Wien zum Geschenk machen. Hierüber erbitte ich mir recht bald Ihre Bestimmung wissen zu lassen. Wie wollten Sie daß Friedrich auf Ihre Schrift: Berichtigung ꝛc. ꝛc. — hätte antworten sollen? öffentlich doch wohl nicht; Einen Theil des Publikums hätte es vielleicht gute Unterhaltung gewährt, die Brüder, die so lange vereint waren, auf öffentlichem Kampfplatze feindlich gegeneinander streiten zu sehen; Friedrich hatte aber auch ein Publikum, diesem wäre dies Schauspiel ein Greuel gewesen, und ihm selbst war es vollends gar nicht denkbar. Sie wissen ja auch, daß er nie feindliche Angriffe beantwortet hat; sollte er gegen Sie damit anfangen? auch hatte er Ihnen ja auf Ihren Absagebrief geantwortet; und

daß dieser Brief Ihre Absicht, Ihren Vorsatz ihn anzugreifen nicht abändern machte, ist ein großer Beweis, nicht allein wie Ihr Herz von den Bruder abwendig gemacht, sondern wie Sie eigentlich ganz und gar sich verändert haben in allen Gedanken und Empfindungen. Man erkennt Sie nicht mehr darin. Wie sehr ich auch Friedrich anlag von jenen Brief an Sie eine Abschrift zu nehmen; nie wollte er es zugestehen; ich kann mir keinen Grund zu seiner Weigerung denken, als daß er nie wieder durch etwas erinnert seyn wollte, wie sehr Sie ihn kränkten; er hielt Sie ohne Zweifel für versöhnt, das Erscheinen jener Schrift belehrte ihn vom Gegentheil, was hätte er Ihnen nun noch antworten sollen? — Alles was sich von Ihren Briefen an Ihren Bruder vorgefunden, habe ich Ihrem Verlangen gemäß, vernichtet. Es war wahrlich kein Freudenfeuer für mich, das werden Sie mir wohl glauben! Aus einigen Epochen hätte ich wohl gern die Briefe aufbewahren mögen, als Zeugnisse, daß Ihre Unzufriedenheit mit Friedrich, von Ihnen selbst ausgehend, sich weder mit seinem religieusen, noch mit seinem politischen Glaubensbekenntnisse und consequenten Handeln angefangen, und daß fremde Ansichten hier vielmehr die Ihrigen hingerissen haben müssen. Jedoch wozu das Alles jetzt? es ist Alles vernichtet.

21. — Recht gerührt hat mich die Aeußerung in Ihrem Briefe „daß Sie gewünscht hätten ihn noch einmal recht offen und von Herz zu Herz zu sprechen, obgleich Sie fürchten es würde nichts genützt haben", — denn ganz genau und Wort für Wort hat er mehremal dasselbe zu mir gesagt. — Schwerlich wohl sind ihm die „Angriffe aus England" zu Gesicht gekommen und was Sie unter den „hemmenden Umständen" verstehen, welche in Deutschland ähnliche Angriffe verhindern, verstehe ich nicht; er hat dergleichen niemals gelesen, viel weniger beantwortet, wo immer es erscheinen mochte. Hätte er in diesem Feder Ballspiel mitspielen mögen, so würde es ihm ein Leichtes gewesen seyn eine Hand zu finden die den Ball zurückwirft, selbst in dem Lande, aus welchem er ihm zugeworfen ward. Aber was ist

das Alles? Für seinen Ruhm lieber Bruder Wilhelm, dafür lassen Sie uns unbesorgt seyn; der ist zu wohl begründet — zu hoch, und zu tief, als daß irgend ein Wind der bewegten Partheymeynung ihn erschüttern könnte! — —

Jetzt noch einige Worte zur Beantwortung die Minna-Sophia-Huntersche Angelegenheit betreffend. Das sind ja alles recht besondre Geschichten, die mir sehr leid thun; auch den armen Hunter bedaure ich, er ist gar kein übler Mensch; wir mochten ihn hier alle sehr gern leiden, und Sophie hätte gewiß mit ihm zufrieden seyn können, wenn sie einer ordinären Vernunft gemäßen Aufführung fähig wäre; eine kleine Anlage zur Unordnung im Oberstübchen zeigte sich gleich Anfangs bey ihr, als wir sie kennen lernten; sie war jedoch in den ersten drey Monathen recht gut hier; sie lebte ruhig mit uns, und in den Kreisen unsrer Bekannten beschäftigte sich auch ziemlich regelmäßig, gab mir ihre ganze Baarschaft in Verwahrung, von welcher nach Abzug ihres Kostgeldes, immer etwas blieb um ihre rückständigen Schulden in Dresden zu tilgen und obgleich sie manchmal durch Lächerlichkeiten Veranlassung zu Witz und Spott gab, so hatten wir doch keine gegründete Ursache uns zu beklagen. Sie schrieb auch sehr oft ihrem angenommenen Vater, und erhielt Briefe von ihm, und wir glaubten alles wäre so ziemlich in der Ordnung. Alles war aber wie umgedreht, als sie, ich weiß noch nicht durch wen, Bekanntschaft mit einigen Engländern machte, unter denen der arme Sir David. Anfangs hielt sich die Sache noch so ziemlich in den Gränzen einer ordinären Courmacherey, englisch lesen und schreiben ꝛc. Wir giengen auf ein paar Monathe aufs Land, hier fieng dann die Sache an, seine so bestimmte Gestalt zu gewinnen, ohne daß wir im Stande waren auf den Grund ihrer lügenhaften Umtriebe zu kommen, daß wir froh waren, als sie uns verließ, ohne daß sie uns eigentlich in ihr ganzes Geheimniß blicken ließ; nähmlich daß sie schon mit Hunter eine Zusammenkunft verabredet habe. Uns hatt sie blos gesagt sie wolle nach Italien reisen. Als sie uns in der Folge

schrieb daß sie mit ihm, und verheyrathet sei, hielten wir es für ein sehr glückliches Eräugniß, insbesondere als wir sie in England, in der Familie selbst etablirt wußten, hielten wir ihre Zukunft für gesichert, und Friedrich schrieb in diesem Sinne an die Familie in Hannover. Was Sie damit meynen daß Friedr. dem Bruder die Augen über sie hätte öffnen sollen, verstehe ich nicht. War denn etwa die verrückte Verkehrtheit dieser Person ein Geheimniß für ihre Erzieher? War die sich uns nicht zu verbergende Bemerkung, daß sie ohne Grundsätze, ohne Bildung und ohne alles sittliche Gefühl, überhaupt, ohne alles was man Erziehung nennt, aufgewachsen sey, etwas, worauf man den armen Bruder aufmerksam zu machen habe? Sollten wir, ihn zu kränken und zu betrüben für unsern Beruf halten? besonders da sie Anfangs wirklich sich ganz gut betrug und zuletzt uns beschwor, ihre Verirrungen nur dem Vater (wie sie ihn nennt) nicht anzuzeigen, weil eine solche neue Nachricht über sie, sein Tod seyn würde sollten wir riskiren dies für eine übertriebene Aeußerung zu halten? Sie war uns überhaupt auf keine Weise von der Familie zur Aufsicht anvertraut, sondern sie kam uns sehr willkürlich und aus eignen Willen ins Haus; sie war alt genug um auf sich selber acht zu geben, wir nicht jung genug dieses Amt übernehmen zu wollen und wir hielten den Bruder Karl und die Schwägerin nicht im Geringsten über ihre Ziehtochter getäuscht oder verblendet, da man sie nur zu leicht richtig beurtheilen konnte. Was kann denn also das seyn weshalb Sie Fried. über diese arme Verwirrte Person gerechtfertigt sehen möchten, da es wohl schwerlich etwas giebt wessen man ihn in Hinsicht ihrer anklagen könnte als seine sich immer, und bei allen Gelegenheiten sich gleich bleibende Gutmüthigkeit, die ihm nicht erlaubte etwas Arges anzunehmen, und sein Haß gegen Wiedersagerey. Genug davon. Leben Sie wohl und glücklich! Dieß der herzliche Wunsch

Ihrer Schwester Dorothea S.

Am 7. April, wie Wilhelm auf dem vorstehenden Briefe notirte, schickte er die Verzichtleistungs-Acte; am 25. April dankte Dorothea in einem kurzen, hier nicht veröffentlichten Billette dafür, theilte mit, daß sie nach Erledigung der juristischen Formalitäten den Druck des Kataloges der hinterlassenen Bücher ihres Gatten betreiben werde und daß sie seine indischen Manuskripte der kaiserlichen Bibliothek in Wien angeboten habe.

Dorothea, die in Geldsachen unendlich viel feinfühliger war als Friedrich, und die im Gegensatz zu dessen Unordnung zu ihrem obersten Prinzip Ordnung und Pünktlichkeit gemacht hatte, kündigte nach dem inzwischen erfolgten Verkauf von Friedrichs Bibliothek dem Schwager an, daß die ihm schuldige Summe für ihn bereit liege. Eine andere Angabe des folgenden Briefes kann nicht ganz genau sein. Die Vorlesungen nämlich, welche Friedrich in Dresden hielt, und die sich allerdings von den zu Wien in den Jahren 27 und 28 gehaltenen unterschieden, wurden damals nicht gedruckt. Sie erschienen erst unter dem Titel: „Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes geschrieben und vorgetragen in Dresden im Dezember 1828 und in den ersten Tagen des Januar 1829“, in dem letzten Band der 1846 von Feuchtersleben edirten zweiten Gesammt-Ausgabe von Schlegels Werken. Dorothea muß daher entweder nicht recht unterrichtet gewesen sein oder statt der Dresdener die zuletzt in Wien gehaltenen 18 Vorlesungen über Philosophie der Geschichte gemeint haben, die 1829 in zwei Bänden in Wien herauskamen. Der Brief selbst, der auch über den Druck dieser Vorlesungen handelt, lautet:

Wien, 5. Dezember 29.

Geehrter Schwager!

Es wird nun ungefähr ein Jahr seyn, daß ich von Ihnen ein Schreiben erhielt, worin Sie mich aufforderten, Ihren seeligen Bruder dahin zu vermögen, daß er die Ihnen schuldige Summe

von 350 Gulden zurückzahlen sollte. Ich suchte in meiner Antwort ihn zu entschuldigen, und bat Sie um einen neuen Aufschub, wohl wissend, daß der gute Friedrich zu der Zeit noch nicht zu zahlen im Stande war, so sehnlichst er auch wohl wünschen mochte, seinen Bruder nicht länger unter der Zahl seiner Gläubiger zu wissen. Auch ich war nicht im Besitz einer solchen Summe, so wie ich es Ihnen damals bekannte, und Sie um Nachsicht ersuchte.

Nach dem schmerzlichen Fall, der mich so ganz unerwartet betroffen, schrieb ich Ihnen nochmals und erwähnte jener Schuld mit dem Erbieten, sie sogleich abzutragen, sobald ich mich dazu im Stande sehen würde. Hierauf machten Sie, werther Herr Bruder, in Ihrer gütigen Antwort mir das Anerbieten, mir die Schuld zu erlassen, welches gütige Geschenk ich, obgleich ich es nicht annehmen zu können glaubte, dennoch dankbar zu erkennen nie aufhören werde.

Jetzt bin ich nun durch den Verkauf der Bibliothek Ihres seeligen Bruders, sowie durch den Druck der zuletzt von ihm in Dresden gehaltenen Vorlesungen im Stande gesetzt worden, viele seiner hie und da in früher Zeit gemachten Schulden zu zahlen, einige Rückstände bey Buchhändlern hoffe ich mit Gottes Hülfe bei einer andern Gelegenheit ebenfalls zu berichtigen. Was nun den Ihnen zukommenden Posten betrifft, so liegt die Summe für Sie in Bereitschaft, und ich bitte Sie, mir entweder hier in Wien, oder auch in Bonn jemand zu nennen, der dieselbe für Sie übernimmt, ohne Banquier-Unkosten zu verursachen. Ich bitte auch mir anzuzeigen, ob die Summe in Conventionsgeld, oder in Rheinische Gulden verstanden ist; d. h. in 20 oder in 24 f. Fuß. Sollten Sie mein Herr Bruder, etwas schriftliches im Betreff dieser Schuld von dem seeligen Friedrich besitzen, so ersuche ich Sie, dieses zugleich einzuschicken, damit es zugleich mit der Uebersendung des Betrags vertilgt werde.

Hoffend, daß diese Zeilen Sie in bester Gesundheit antreffen, schließe ich meine Wünsche zum neuen Jahre für Sie

an, daß Sie noch viele Jahre eines vollkommenen Wohlseyns sich zu erfreuen haben mögen.

Dorothea verwittwete
von Schlegel.

Sobald ich Gelegenheit finde, werde ich Sorge tragen, Ihnen ein Exemplar der letzten Vorlesungen zu übersenden.

Auch der vorstehende Brief wurde sehr bald und zwar am 23. Dezember von Wilhelm beantwortet. Diese Antwort liegt mir durch die freundliche Vermittelung meines Kollegen, des Herrn Dr. M. Spahn vor, der mit einer Biographie von Dorotheas Sohn beschäftigt ist. Wilhelms Gedanken über eine Sammlung von Friedrichs Jugendschriften [vergl. seine an Tieck geschickte Darlegung, Briefe an Tieck, Bd. III, S. 299 ff.] setzte er darin nicht auseinander, dagegen enthält dieser Brief einen neuen Zug von Wilhelms unedler Handlungsweise.

Zu Bonn nämlich lebte als Kollege Wilhelms der katholische Philosoph, zugleich Professor in der medizinischen Fakultät, Karl Joseph Hieronymus Windischmann (geb. 24. August 1775, gestorben 22. April 1839). Er war, trotz seines streng katholischen Standpunktes, mit Wilhelm gut bekannt und hatte gerade damals manche wissenschaftliche Berührungspunkte mit ihm, da er zu jener Zeit die ersten Bände seines Werkes, „Die Grundlagen der Philosophie im Morgenlande" erscheinen ließ, welche China und Indien behandelten. Daß er Friedrich sehr hoch hielt, geht daraus hervor, daß er dessen hinterlassene Schriften bearbeitete [vergl. oben S. 150 und unten S. 159 ff.]. Friedrichs Bekanntschaft mit ihm ist vom Jahre 1818 an sicher bezeugt; am 18. August des genannten Jahres schrieb Friedrich dem Bruder, daß Windischmann ihn [Wilhelm] sehr verehre.

Die wenigen Briefe Friedrichs an Windischmann, die bisher bekannt sind [Archiv f. Lit. Gesch. Bd. 15, S. 435—442 a. d. J. 1818—23] und die mannigfachen Erwähnungen in Friedrichs Briefen an Wilhelm — Windischmann wurde durch den Ersteren

dem Letzteren zugeführt [Walzel S. 614] — bezeugen die Innigkeit, die zwischen beiden Freunden herrschte. Aus der erstgenannten Korrespondenz geht ferner hervor, daß Friedrich im Sommer 1818 einige Wochen bei Windischmann zubrachte und ihm damals von seinen Bedrängnissen sprach; es ist daher sehr wahrscheinlich, daß Windischmann damals dem Freunde finanziell beigestanden hat. Von einer solchen Forderung Windischmanns beeilte sich Wilhelm der schwerbedrängten Wittwe Mittheilung zu machen. Er schrieb: „Die Sache war mir längst bekannt. Ich habe aber jetzt mit meinem Freunde gesprochen und melde Ihnen dies nicht ohne seine vorläufige Einwilligung. Jedoch will er nicht beschwerlich fallen noch irgend Jemand in den Weg treten."

Im Weiteren erklärte sich Wilhelm bereit, gegen Windischmann zurückzutreten, damit dieser zuerst befriedigt würde. Dies Verfahren muß man unedel nennen, denn ein reicher Mann, wie August Wilhelm Schlegel war, mußte, zumal er ja, freilich zu spät, auf seine Bezahlung verzichtet hatte, stillschweigend das ihm übersandte Geld zur Begleichung von Windischmanns Forderung benutzen, da es sich ja hierbei um eine verhältnißmäßig kleine, nicht einmal die Hälfte der von Wilhelm geforderten Summe handelte. Der Brief Dorotheens, in dem diese Angelegenheit erörtert wird, lautet:

Wien 9. Januar 1830
Alser Vorstadt, Floriani Gasse No. 96.

Verehrter Herr Schwager!

Anliegend erfolgt ein Wechsel von 291 fl. 40 kr. Konventionsmünze, welche im Rheinischen 24 fl. Fuß 350 Gulden betragen. Er ist auf Ihren Namen ausgestellt, und auf Sicht zahlbar, so daß es keines weitern endossements bedarf, um sogleich und ohne alles Hinderniß ausgezahlt zu werden. Das Aviso ist von dem Banquier bereits an die Herren Metzler in Frankfurt abgesendet worden.

Ganz unerwartet allerdings kömmt mir des vortrefflichen Freundes Windischmann seine gerechte Forderung! Lebenslang bleibe ich ihm verpflichtet für seine zarte Schonung des Freundes; diese selbst mag auch aber wohl Ursache seyn, daß er, nach so vielen Jahren, diese Schuld endlich völlig vergessen haben mag. Wie herzlich gern ich auch diese Schuld so gleich tilgen möchte, so muß ich doch gestehen, daß ich für jetzt ganz außer Stande bin es zu thun, weil noch vor wenigen Wochen eine andere Forderung der Hermannischen Buchhandlung in Frankfurth an mich ergangen ist, von 170 fl. Konventionsgeld, in welcher ich, da sie sich bey den Landrechten zur gesetzten Zeit nicht gemeldet hatte, allerdings eben so wenig eine Ahndung gehabt hatte, als von der bey Windischmann. Ich habe die Hermannische Forderung berichtet, damit ist es aber auch für jetzt mit meinem Zahlungsvermögen zu Ende! — Es bleibt mir nichts übrig, als dem Antrag gemäß, welchen Sie die Güte hatten mir in Ihrem letzten Schreiben zu machen, die Zahlung Ihrer Schuld dringendern Anforderungen nachstehen zu lassen, dankbar anzunehmen, und Sie zu bitten, daß Sie von der überschickten Summe, dem guten Windischmann in meinem Namen die schuldigen 150 f. zuzustellen, die übrigen 200 f. aber einstweilen als ein a compte annehmen, bis ich im Stande seyn werde das Fehlende zu ersetzen, welches ich am sichersten durch die Fortsetzung der Herausgabe der *sämmtlichen Werke*, zu bewerkstelligen hoffe, über welche ich mit Herrn Reimer in Unterhandlung getreten bin, dessen definitive Antwort auf unsere billigsten Anträge, ich täglich erwarte. Nebst Cotta, der eine *sehr beträchtliche* Forderung hat, soll dann gleich auch der Ihnen zukommende Rest berücksichtigt werden, wenn ich nicht schon etwa früher auf irgend eine Art mich dazu im Stande gesetzt sehe. — Alle meine Kräfte will ich dazu verwenden, so viel als immer möglich die Verpflichtungen zu lösen, die den seeligen Friedrich unglücklicher Weise so drückend belasteten! Es ist dabey weiter nichts so verdienstliches, wenn ich mich jetzt der Sorge und dem Kummer

nicht entziehe, welche er so lange allein getragen, immer nur darauf bedacht ihn von mir entfernt und geheim zu halten, aus zu vieler zärtlichen Schonung, während er selber sich immer mehr und tiefer hinein verwickelte. So viel an mir liegt, soll kein Gedanke zu seiner Unehre, kein Flecken auf seinem Andenken haften; Ruhe und Frieden seiner liebevollen Seele. . . . . .

Daß Philipp einen Ruf nach Frankfurth erhalten hat, ist nun gewiß, er wird die Reise dahin wohl in den Sommermonathen antreten; einige angefangene Arbeiten al fresco müssen erst noch in Rom vollendet, die Niederkunft seiner Frau abgewartet werden u. s. w. Ob ich nun erst nach Rom reisen, und von dort aus die Familie begleitend wieder nach Deutschland zurückkehre? ob ich von hier aus gleich nach Frankfurth reise? ob ich wohl überhaupt noch dazu gelange eine Reise zu unternehmen das hängt begreiflicher Weise von gar manchen günstigen Umständen ab. Wie sehnlichst ich es wünsche mich mit meiner Familie zu vereinigen, dem geliebten Rheinstrom noch ein Lebewohl zuzurufen, und an seinen lieben Ufern Sie noch einmal und dann noch mehrere werthe Personen dort wieder zu sehen, und mich dann noch mancher guten Stunde zu erinnern, das weiß Gott, sowie er es auch allein weiß, ob mir die Erfüllung dieser Wünsche wird gestattet seyn. Leben Sie recht wohl, und leben Sie noch recht lange, und lassen Sie mich Ihrem brüderlichen Wohlwollen empfohlen seyn.

Dorothea Wittwe von Schlegel.

Ich bitte Sie mich dem lieben Windischmann zu empfehlen und anderen Freunden. Buchholtz seine Adresse ist: Freyherr von Buchholtz K. K. Hofsekretair. Unter den Tuchlauben beym blauen Igel 1 Stock.

13ten. Der Brief ward am vorigen Posttag versäumt und geht erst heute ab.

Glücklicherweise ist mit dem vorstehenden Briefe die Behandlung der leidigen Geldangelegenheiten zu Ende. Eine im Druck ausgelassene Stelle, etwa in der Mitte des eben abgedruckten Briefes, handelt über Schlegelsche Nichten und Neffen und bietet nichts allgemein Interessantes dar. Der in dem Briefe genannte Freiherr von Buchholtz war ein Bekannter des Schlegelschen Hauses, der mit Dorothea gemeinsam die Rückreise aus Italien gemacht hatte. Er war Friedrich sehr ergeben und widmete ihm einen von Dorothea in ihrem Briefe an L. Tieck, Januar 1830 gerühmten Nekrolog, der in Hormayrs Neuem Archiv für Geschichte und Staatenkunde, 1829, No. 21 und 22 zum Abdruck gelangte. Auf den vorstehenden Brief antwortete Wilhelm ziemlich bald, am 27. Januar 1830. (Der Brief ist mir gleichfalls von Dr. Spahn mitgetheilt.) Er sendete darin Windischmanns und seine Quittung, äußerte sich ausführlich über seine Verwandten und schrieb über Friedrich und den Plan, dessen Schriften herauszugeben, Folgendes.

„Möge Ihnen das verdienstliche Werk, das Sie übernommen haben, nur nicht allzu schwer fallen! Freilich hätte der selige Friedrich Ihnen in Absicht auf seine ökonomische Lage nichts verheimlichen sollen, vielleicht hätte er denn auch den Entschluß gefaßt, in manchen Stücken andre Gewöhnungen anzunehmen, und dieß hätte für seine Heiterkeit, Regsamkeit, und Erhaltung der Gesundheit vortheilhaft gewirkt. Aber so ist es nun einmal: der Grad unserer Selbstbeherrschung, und die fortwährend ausgeübte Macht des Willens bestimmt großentheils unser Schicksal.

Es freut mich, daß Sie Hoffnung haben, die Sammlung der Werke Friedrichs vollends zu Stande zu bringen. Wird Reimer auch den Verlag der früher erschienenen Bände an sich kaufen? Wie stark war die Auflage, und wie viel ist davon abgesetzt? — Wie ist es mit der Schrift über die Sprache und älteste Weisheit der Indier? Sie ist vortrefflich angelegt und mit einfacher Würde geschrieben. Sie bedürfte einer neuen Be-

arbeitung, gar nicht wegen irgend einer früheren Versäumniß, sondern weil sich in dem seit den verflossenen zwanzig Jahren der wissenschaftliche Schauplatz hier ganz verändert hat. Die Sprachkunde hat Riesenschritte gethan, und es ist unendlich viel unbekanntes ans Licht gefördert worden. Ich habe ihm mehrmals darüber geschrieben und immer bedauert, daß er nicht zu diesen Studien zurückkehrte. Was ihm damals in Paris unsägliche Anstrengung kostete, und ihm doch nur einen geringen Erwerb von Kenntnissen eintrug, das wurde ihm jetzt, sozusagen, entgegengebracht, und er durfte es sich nur zueignen.

Manche Aeußerungen Schillers über Friedrich in dem Briefwechsel mit Goethe haben mich sehr verdrossen, und ich bin gesonnen, irgend eine Genugthuung dafür zu nehmen. Goethe'n ist dabei nichts vorzurücken, als daß er diese Dinge hat drucken lassen. Aber Friedrich ist meines Erachtens in seinen späteren Aeußerungen auch zuweilen ungerecht gegen ihn gewesen. — Ich habe hierüber an Tieck geschrieben.

Friedrich wird doch die witzigen Einfälle aus seiner Jugendzeit, sofern sie bloß litterarische Dinge betreffen, nicht verdammt haben. Warum sollte man sie also zu Grunde gehen lassen? Ich erinnere mich unter andern eines ungemein witzigen Briefes über die Xenia. Dieser wäre eine vortreffliche Erwiderung auf Schillers Feindseligkeiten. Wenn ich nur das von Reichardt herausgegebene „Deutschland" auftreiben kann, worin der Aufsatz zuerst gedruckt war." —

Ueber Schlegels Briefe an Tieck und seine durch den Goethe-Schillerschen Briefwechsel erregte Stimmung vgl. Goethe-Jahrbuch Bd. 19, S. 107. Es scheint nicht, daß Dorothea unmittelbar auf die Sache einging.

In ihrem Leben trat nun ein wichtiges Ereigniß ein: ihre schon im vorigen Briefe angedeutete Uebersiedelung nach Frankfurt a. M. zu ihrem Sohne Philipp Veit (September 1830).

Aus dem im Folgenden mitgetheilten Briefe scheint allerdings hervorzugehen, daß eine so lange Pause, wie sie zwischen

den beiden Briefen ist, nämlich von dreidreiviertel Jahren wirklich in dieser Korrespondenz nicht existirt hat. Die Rheinreise, von der in dem Schreiben gesprochen wird, war jedenfalls eine von Frankfurt aus unternommene. Die Verhandlung mit Windischmann, von der ausführlich die Rede ist, hatte Erfolg, freilich nicht unmittelbar, sondern erst nach ein paar Jahren. 1836/37 erschienen nämlich, von dem Genannten herausgegeben, Schlegels „philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804—1806 nebst Fragmenten vorzüglich philosophisch-theologischen Inhalts aus dem Nachlaß des Verewigten“. —

Marianne Saaling, von der gleichfalls in dem Brief die Rede ist, war eine der vielen geistreichen Berliner Jüdinnen um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie war viel jünger als Dorothea, etwa 1786 geboren, also noch ein Kind, als Dorothea sich freiwillig von den Berliner Verhältnissen trennte. Sie war eine Schwester der Gattin des Professors Heyse, des bekannten Sprachforschers, also die Tante von Paul Heyse. In den Briefwechseln der Rahel und anderer Zeitgenossen kommt sie häufig vor (vgl. u. a. Walzel 609, Dorothea II, 68, Hensel, Familie Mendelssohn I, 124 ff.). Mit Dorothea muß sie in brieflicher Verbindung gestanden haben; vielleicht war sie persönlich mit ihr durch eine andere in Wien lebende Schwester, Frau von Frohberg, bekannt geworden. Ihr schrieb sie auch wenige Monate nach unserem Briefe über das damals zwischen ihr und Varnhagen bestehende Verhältniß, dem dieser eine ausführliche Betrachtung in dem 43. Abschnitt der „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ gewidmet hat. Es kam zwischen Varnhagen und Marianne, die sich seit fast einem Menschenalter kannten und immer ein Interesse für einander gehabt hatten, im Mai 1834 zu einem Verlöbniß, das aber nach vielen gegenseitigen Mißverständnissen, in denen der unlösliche Widerspruch zweier selbständiger und eigenwilliger Persönlichkeiten zum Ausdruck kam, gelöst werden mußte. Marianne Saaling verdiente, in ihrer ganzen Persönlichkeit Gegenstand einer besonderen

Schilderung zu werden. Der Brief, in dem auch von Mariannens Besuch bei August Wilhelm Schlegel und einem Zusammentreffen der Genannten mit Dorothea gesprochen wird, lautet:

Frankfurth a. M., 30. Oct. 33.

Mein verehrter Bruder Wilhelm!

Meine jetzige Unterhandlungen mit Freund Windischmann gewähren mir die ersehnte Veranlassung mich Ihnen wenigstens schriftlich zu nähern, da mirs auf der Rheinreise im August nicht vergönnt war Sie zu besuchen, welches mir doch in mehr als einer Hinsicht so sehr wichtig gewesen wäre. Ich war auf dieser ganzen Reise sehr abhängig von meiner Gesellschaft, in deren Plan ein Aufenthalt in Bonn nicht lag; wenn ich nun mich nicht trennen, und die herrschende Mißstimmung nicht vergrößern wollte, so mußte ich meine Absichten unterordnen. Schriftlich läßt sich diese Verkettung von unangenehmen Dingen nicht leicht auseinandersetzen: sollte ich aber noch die Freude haben Sie wieder zu sehen wovon ich mich im künftigen Frühjahr nicht werde zurückhalten lassen, so Gott will, dann werde ich Ihnen diese Reise-Schicksale erzählen; sie werden Ihnen einen neuen Beweiß abgeben, wie wir uns zu trösten suchen müssen wann es im Leben in der Welt nicht nach unsern Wünschen gehen will da wir diese nicht einmal auf einer Lustreise immer erfüllt sehen. Nicht wenig wurde mein Verdruß Sie nicht besucht zu haben, durch die Erzählung meiner Freundin Marianne Saaling erhöht, die bey Ihnen war zu derselben Zeit, die mir von Ihrer liebenswürdigen Aufnahme, und von den angenehmen Stunden in Ihrem Hause verlebt, so viel erzählte, daß mein ganzer Neid davon erregt wurde.

Jene oben erwähnten Verhandlungen mit Freund Windischmann betreffen ein Unternehmen, wozu ich in Ihrer Nähe vielleicht den Muth gefunden hätte Sie mündlich einzuladen: Dies war mir nicht beschieden, und so besuchte ich Windischmann in Wiesbaden, der mir nun mit seinem freundlichen Erbieten zu

Hülfe kam, vorläufig erst Ihre Stimmung darüber zu erfahren, um keine Fehlbitte bei Ihnen zu thun, die Sie und mich unangenehm berührt haben würde. Windischmann hat mir nun darüber die ermunterndsten Berichte ertheilt, indem er Ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit zur Theilnahme an die Herausgabe des Nachlasses Ihres lieben Bruders mich versichern ließ, und so darf ich es nun um so sicherer wagen, Sie um diese Theilnahme zu bitten. Sie werden gewiß bereits durch Windischmann erfahren haben, worin eigentlich dieser Nachlaß besteht, daß es theils früher gehaltene philosophische Vorlesungen, theils Fragmente verschiedenen Inhalts sind. Was sonst noch zerstreut, bey verschiedenen Anlässen oder Zeitblättern bereits in früherer Zeit gedruckt ist, was sich eignen möchte wieder aufgenommen zu werden, das weiß Niemand so gut als Sie, der Sie ja früher mit allen seinen Arbeiten bekannt waren. Es sind leider Jahre darüber hingegangen, bevor die Umstände sich günstig zu diesem Unternehmen gestalten wollten, was aber gerade jetzt etwas mehr der Fall ist, bey der neu sich regenden Theilnahme für spekulative Gegenstände.

Windischmann wird ferner Ihnen mitgetheilt haben, zu welchem Antheil an der Anordnung er sich erbietet. Aber wie kann je nur irgend etwas geordnetes, gediegenes zu Stande kommen damit, wenn Sie theurer Bruder nicht Ihre Mitwirkung schenken? und diese ist es nun, um welche ich Sie bitte — und schon habe ich die Aussicht, daß Ihre alles Vergängliche überlebende, und besiegende Bruder Liebe, mir sie versagt. Daß Ihre eigene Arbeiten, Ihre vielfach in Anspruch genommene Thätigkeit ein Hinderniß sein möchte, fürchte ich nicht sehr; weiß ich es doch, wie gern und zugleich mit welcher Gewandtheit und Leichtigkeit (wie nicht leicht ein anderer Deutscher), Sie mit den verschiedensten, fernliegendsten Ideen und Gegenständen sich beschäftigen mögen. Alle Theologische und Philosoph: Hefte und Papiere sind in Windischmanns Händen, was von Historischen, Litterarischen und poetischen Fragmenten und Heften da ist hat

Prof. Steingaß hier (ein früherer Schüler Friedrichs) der seine Mitwirkung zum historischen Theil verheißen hat, so wie Prof. Book in Marburg (oder Kassel, ich weiß nicht mehr recht) den philologischen Theil.

Alles dieses theurer Wilhelm sind aber nur vorläufige Besprechungen gewesen. Wenn Sie mit Ihrer Sorge, Ihrer Theilnahme die Sache unternehmen, in Vereinigung mit Freund Windischmann, so ist Ihnen alles übergeben, mit ehrfurchtsvollem Vertrauen.

Welch eine Last wird meiner Seele abgenommen seyn, wenn ich diese Sache in Ihre Hände gelegt habe! und welch einen Glanz wird durch Ihre Mitwirkung und Ihren Namen das Werk gewinnen. Es wird ein Monument der brüderlichen Liebe und Vereinigung für alle Zeiten! — Mit dieser tröstenden Hoffnung, und in Erwartung einer zustimmenden Beantwortung und Erfüllung meiner Bitte verharre ich mit wahrhafter schwesterlichen Anhänglichkeit

Ihre Dorothea v. Schlegel.

A. W. Schlegels Antwort vom 17. Jan. 1835 ist mir gleichfalls durch Herrn Dr. M. Spahn zur Verfügung gestellt worden. Der größere Theil dieses Briefes enthält Familiennachrichten über Schlegels Neffen und Nichten, die ich nicht mit abdrucken lasse. Der Anfang des Briefes folgt hier, nur sind leider die „beiliegenden Blätter,“ die das eigentlich Wichtige des Briefes ausgemacht haben, nicht erhalten. Auch die dem Kollegen Windischmann mitgetheilten Gedanken über die Art der Ausgabe der Jugend-Aufsätze des Bruders, liegen unserm Briefe nicht bei.

Mit den „Ritterromanen,“ von deren Wiederaufnahme August Wilhelm abräth, ist jedenfalls der siebente Band der sämmtlichen Werke gemeint.

In Friedrich Schlegels sämmtlichen Werken [Wien 1823

Band 8, S. 283—385] steht Versuch einer metrischen Uebersetzung aus Racine: Erster Akt des Bajazet.

Die Hauptstellen des Briefes lauten:

Bonn d. 17ten Januar 1835.

Theuerste Frau Schwester!

Ich will nicht versuchen, die lange Verzögerung meiner Antwort zu entschuldigen. Nur so viel erlauben Sie mir zu sagen, daß meine Amtsgeschäfte, meine Studien und die unternommenen gelehrten Werke mir nur wenig Zeit und Kräfte zum Briefwechsel übrig lassen, und, wie natürlich, je länger um so weniger, daher gerathe ich immer in die gleiche Schuld, und beraube mich dadurch des Vergnügens, öfter von abwesenden weit entfernten Freunden willkommene Nachrichten, oder Mittheilungen von auswärtigen Gelehrten zu empfangen; ja ich versäume oft meine eignen Angelegenheiten. Wenn man nun eine geraume Zeit hat verstreichen lassen, so fällt es um so schwerer einen Entschluß zu fassen, weil man einem so lange erwarteten Briefe doch gern einigen Gehalt geben möchte. Dies war hier ganz besonders der Fall, da Sie mir einen Auftrag ertheilt hatten. Die gewünschte Nachweisung der zerstreuten Schriften meines verewigten Bruders Friedrich finden Sie nebst meinen Bemerkungen, so genau ich sie zu geben vermochte, auf den beiliegenden Blättern. Hr. Windischmann theilte mir vor einiger Zeit eine Anzahl ungedruckter Hefte mit, woher ich Veranlassung nahm, ihm meine unmaßgeblichen Gedanken über die Verfahrungsweise bei dem handschriftlichen Nachlasse ausführlich und schriftlich vorzulegen. Ich habe den Entwurf dieses Aufsatzes so wie der beifolgenden Notiz aufbewahrt.

Es ist zu bedauern, daß die Sammlung der sämmtlichen Werke durch zufällige Umstände unterbrochen worden, und daß ihr auch jetzt noch Hindernisse im Wege stehen. Meines Erachtens würde die Ergänzung oder, falls dieses möglich wird,

eine ganz neue compactere Ausgabe, das ersprießlichste für Friedrichs Ruhm seyn. Die früheren Schriften, welche noch nicht in der Sammlung stehen, sind für den größten Theil des Publicum völlig neu, weil die Zeitschriften, wo sie zuerst standen, längst aus dem Umlaufe verschwunden sind. Die Vorliebe für die erste Periode müssen Sie mir nun schon zu Gute halten. Bei einer neuen Ausgabe würde ich rathen, die Ritterromane und den Act des Bajazet auszulassen: Uebersetzungen gehören, wie mich dünkt, nicht in eine Sammlung originaler Schriften.

Es hat mir sehr leid gethan, bei Ihrer zweimaligen Durchreise mich Ihres Besuches nicht erfreuen zu können; ich erfuhr aber sehr bald durch Frau Windischmann die zufällige Ursache. Vielleicht fügt es sich ein anders mal besser, da jetzt in der schönen Jahreszeit die Reise von Frankfurt hierher fast nur eine Spazierfahrt zu Wasser ist. Ich würde mich glücklich schätzen, Sie in meinem Hause zu empfangen, und Ihnen den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen."

Dorothea antwortete sehr bald auf dieses Schreiben. Die in ihrem früheren Schreiben, oben S. 161, erwähnten Gelehrten Steingaß und Bock (?) sind in den mir zugänglichen biographischen und bibliographischen Handbüchern nicht zu finden.

Der Bruder, von dessen Ableben gesprochen wird, ist der oben S. 140 erwähnte Bruder Karl. — Die Prinzessin Auguste, als Gönnerin von Schlegels Nichte angeführt, ist jedenfalls eine sächsische Prinzessin. — Mit der Zeitschrift „Deutschland" kann nur die von Reichardt 1796 herausgegebene gemeint sein. In dieser hatte Schlegel eine ziemliche Anzahl Rezensionen über Schillers Musen-Almanach, die Horen, Herders Briefe zur Humanität, auch selbständige Arbeiten über Republikanismus, Goethe, homerische Poesie und den deutschen Orpheus veröffentlicht, die jetzt alle in der von Minor herausgegebenen Sammlung von Schlegels Jugendschriften abgedruckt sind. — Frau Tieck, die Gattin des Dichters Ludwig T., der es damals besser ging, lebte nicht mehr lange. Sie starb am 11. Februar 1837.

Mit Tieck stand Dorothea zur Zeit ihrer Wittwenschaft nicht in regelmäßiger Verbindung; nur ein einziger schöner Brief vom 16. März 1829 ist gedruckt von Holtei, Briefe an Tieck, Bd. III, S. 347 ff. Sie sprach darin den Wunsch aus, einen Abguß von der Todtenmaske Friedrichs zu besitzen und den ferneren, daß Tieck Friedrichs Biograph werden möge und sagte über ein solches biographisches Denkmal manch tief gedachtes Wort.

Der letzte Brief Dorotheens (ebenso wie alle übrigen, getreu nach dem Original), in dem sie von allen diesen Persönlichkeiten spricht und in ihrer versöhnlichen Art das Verhältniß zu Wilhelm zu liebevollem Abschluß bringt, hat folgenden Wortlaut:

Frankfurth a. M. 18. Febr. 35.

Theurer Herr Bruder!

Erlauben Sie mir Ihnen für Ihr verehrtes, eben so Innhaltreiches als wohlwollendes Schreiben meinen innigsten Dank auszudrücken. Sie haben mich sehr damit erfreut, um so mehr noch, da ich von Ihnen vergessen worden zu seyn befürchten mußte. Die Hoffnung, welche Sie mir geben, sich des Theils über Indien bei der Herausgabe der Schriften des seeligen Friedrichs annehmen zu wollen, so wie die welche Sie mir nicht nehmen, auch den literarischen und poetischen Theil derselben, Ihre Mitwirkung zukommen zu lassen, hat mich, wie Sie wohl leicht denken werden, mit großem Trost erfüllt. Ich kann nicht zu einer innern Seelen Ruhe gelangen, bis ich diese Angelegenheit gesichert weiß, und Niemand ist mir zur Seite dem ich sie anvertrauen möchte als Ihnen, geehrter Bruder Wilhelm! Haben Sie auch eine Vorliebe für das, welches Sie die erste Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit nennen, so besitzen Sie zu viel Vorurtheilsfreye Erkenntniß des Geistes, um nicht auch die spätere Periode gehörig zu würdigen. — Alle Ihre Bemerkungen über jede einzelne jener Schriften sind äußerst schätzbar und lehrreich. Allerdings müßten die Uebersetzungen, und manches

Andre, bey einer neuen Ausgabe wegbleiben; ich war gleich Anfangs gegen die Aufnahme derselben. Alle diese, oder ähnliche Fehlgriffe entstanden meistens in der Verlegenheit, wenn der Verleger Manuscript verlangte, und er keines geordnet hatte; (doch dieses lieber Wilhelm, nur im engsten Vertrauen, wie in der Beichte.) Vollkommen Recht haben Sie, daß die ganze Angelegenheit weit schicklicher und angemessener gewesen wäre, wenn die ersten 10 Bände wieder neu aufgelegt und das übrige als Fortsetzung, ergänzend beygefügt würde. Wie sehr war es meine Absicht und mein Wunsch; ich fand keinen Buchhändler der sich mit dem Herausgeber in Wien darüber verstehen wollte. Dieser selbst lebt nicht mehr; sein Compagnon, Namens Schmiedl, der die Auflage an sich gebracht hat, ist nur Antiquar, also nicht befugt ein Werk herauszugeben. Ich habe diesen Mann mehr als einmal erinnern lassen, mir den Bestand der noch vorräthigen Exemplare anzugeben; er hat es bis jetzt zwar immer versprochen, aber noch nicht gethan. Der Buchhändler in Bonn, welcher jetzt zwey Bände, welche Windischmann herausgiebt, drucken läßt, könnte gewiß am wirksamsten mit jenen Mann in Wien übereinkommen, aber er will durch diese zwey Bände sich erst des Gelingens einer größern Unternehmung vergewissern. Es gelang mir nicht meine entgegengesetzte Ansicht dieser Angelegenheit geltend zu machen, auch interessirte sich Niemand sonst dafür. Und wer kann dies auch so eingreifend als Sie? — Alles kömmt jetzt auf den Absatz an, welchen diese beyden philosophischen Bände finden werden, wobey freylich auch viel auf den thätigen Eifer des Buchhändlers ankömmt. Die Ankündigung von Windischmann, sind außer denen, welche ich erhielt, noch nirgend gesehen worden; ich bat Herrn Windischmann mir noch mehrere zukommen zu lassen, um sie zu verbreiten, ich habe noch keine wieder erhalten, auch sonst in keinem Blatt davon Erwähnung gesehen. — Sollte nicht etwa der Buchhändler Reimer in Berlin, nicht ein Exemplar jener Zeitschrift Deutschland, besitzen, oder nachweisen können, und wären Sie selbst

nicht etwa in Verbindung mit ihm, um darüber bey ihm nachzufragen?

O mein Theurer Bruder, wie interessant ist mir jede Ihrer Bemerkungen; wie lichtvoll Ihre Anordnung und Eintheilung aller jener Schriften so verschiedenen Inhalts, die gewiß, wie Sie sagen, vielen der jüngern Zeitgenossen unbekannt geblieben, während sie bey den ältern völlig in Vergessenheit mögen gerathen seyn! Welch ein Gewinn wenn Sie selbst sich dieser Herausgabe unterziehen wollten! Doch ich wage keine Bitte mehr in dieser Sache, die ich der göttlichen Vorsehung empfehle. — Verbindlichsten Dank sage ich Ihnen für die mir so liebevoll mitgetheilten Familien Nachrichten, von denen die meisten mir schon früher bekannt wurden; daß aber die Wittwe des seeligen Bruder Karl noch am Leben sey, war mir überraschend. Die Nachricht vom Ableben des theuren Bruders erhielt ich durch eine Reisende, die von Hannover hier zurückkam, mit dem Zusatze, die Wittwe sey gleich nach dem Ableben ihres Gemahls gestorben, das kleine Mädchen dem Vater zurückgegeben. Dieser unwahre Bericht war mit so vielen glaubwürdigen Umständen begleitet, erzählt worden, daß ich mir die Unwahrheit desselben nicht beykommen ließ, im Gegentheil erklärte ich mir daraus den Umstand, daß die Wittwe mir den Tod des Gemahls nicht habe anzeigen lassen; die Nachricht seines Todes erhielt ich geraume Zeit nachher und durch zufälligen Bericht. Auch die Buttlar, der ich es klagte, hatte eben so wenig von der Schwägerin eine Anzeige erhalten, sie erfuhr die Trauer Botschaft erst durch mich. Mir war der Bruder Karl noch besonders durch seine liebevolle, wahrhaft brüderliche Theilnahme, nach Friedrichs Hintritt, sehr, sehr lieb und werth geworden, wie sehr schmerzte mich die Nachricht seines Ablebens. Diesen edlen, reichbegabten Stamm abnehmen zu sehen, ist mir ein Gegenstand recht tiefer Traurigkeit. Ist denn in der That unter den Enkeln des seel. Bruder Moritz Keines das den herrlichen Namen erbt? und warum meynen Sie, daß sein Sohn keine Hoffnung zur Nachkommen-

schaft giebt? ist er verehlicht und seine Ehe kinderlos? Wie könnte es aber geschehen, daß in keinem öffentlichen Blatt der Tod des seeligen Bruder Karl erwähnt, und nirgend ein Nekrolog von ihm erschienen ist, da es doch sonst in vielen gelehrten Journalen nicht an Nachrichten der Art fehlt! Karl war ja selbst als Schriftsteller nicht unbekannt, und schon der Name berechtigte ihn zu einer öffentlichen Erwähnung.

Von der guten Buttlar habe ich ziemlich oft Nachricht; wir stehen im Briefwechsel miteinander, dann auch durch Tiecks und durch mehrere gemeinschaftliche Bekannte. Ich versäume keine Gelegenheit ihr so oft ich es möglich machen kann irgend eine kleine Freude zu machen. Sie ist so bescheiden, und so dankbar genügsam, daß auch das kleinste schon dazu hinreicht; die Arme muß sich ihr Leben recht sauer werden lassen; das mindeste Zeichen der Liebe und Erinnerung erheitert ihre so trübe Existenz. Princessin Auguste hat ihre Tochter ins Fräulein-Stift aufgenommen, wo sie bis zu ihrem achtzehnten Jahre unterrichtet und erhalten wird. Eine große Wohlthat für die Tochter wie für die Mutter, die dadurch veranlaßt wird in Dresden zu leben, während Buttlar, der nicht dort leben mag, von dort entfernt ist und sie dadurch Ruhe vor ihm hat. Es ist eine Wohlthat der Princessin, aber auch das Einzige was für die Einzige Tochter, eines so treuen lang gedienten Dieners geschah! — Gelingt es mir so mache ich künftigen Sommer die Rheinreise auf bequemer eingerichtete Weise, und dann würde ich Sie gewiß beym Worte halten mich bey sich aufzunehmen, wenn ich nicht befürchten müßte Ihnen eine zu große Last aufzubürden. Eine bejahrte Frau kann nichts mehr zur geselligen Annehmlichkeit beytragen. Wie schön wäre es, wenn Sie unterdessen uns hier einmal besuchen wollten. Ein so schönes zierliches Haus, wie das Ihrige mir beschrieben wird, können die armen Mahlers Leute freylich nicht anbieten, aber doch ein ruhiges, geräumiges Zimmer, und zur Unterhaltung fünf hübsche lustige Kinder, die Ihnen vorstellen zu dürfen, ich mich sehr freuen würde. Philipp

läßt sich Ihrem wohlwollenden Andenken bestens empfehlen, so wie seine Frau — eine recht angenehme, unbefangene Römerin — mir angelegentlich aufträgt sie ihnen unbekannter Weise zu empfehlen.

Leben Sie wohl, geliebter Wilhelm. Gott erhalte Sie gesund und heiteren Muthes.

Ihre Ihnen herzlich ergebene Schwester

Dorothea Schlegel.

Von Tiecks ältesten Tochter Dorothea habe ich dieser Tage die Nachricht erhalten daß es mit der Frau Tieck besser geht, und sie wieder einige Hoffnung haben, sie genesen zu sehen.

Auf einen derartigen Brief einer alternden, in der Sorge um die Vergangenheit, um den Ruhm ihres verewigten Gatten sich verzehrenden Frau zu antworten, hatte Schlegel, der es noch immer mit der Gegenwart und mit jungen Frauen hielt, keine Zeit. Auf dem eben abgedruckten Briefe Dorotheas ist kein derartiger Vermerk zu lesen, der selten fehlt, wenn wirklich eine Antwort ertheilt worden. Es scheint nicht, daß Wilhelm sich bei der Vorbereitung zur zweiten Original-Ausgabe von Friedrich Schlegels sämmtlichen Werken, 15 Bände, Wien 1846, irgendwie betheiligt hat. Die Ausgabe, die sich ziemlich eng an die erste von Friedrich selbst gesammelte und stark umgestaltete, anschloß, sich von jener hauptsächlich durch die Aufnahme der verschiedenen Wiener und der Dresdener Vorlesungen der Jahre 1827—1829 unterschied, hatte Feuchtersleben zum Herausgeber.

So schließen die Briefe von Dorothea mit einem unerwiderten Klang. Wilhelm, der den Bruder in seinen letzten Lebensjahren tödtlich beleidigte, er, der der Schwägerin in ihrer Einsamkeit und Noth durchaus nicht wie ein Bruder beistand, zumal wie Einer, der schwere Kränkungen gut zu machen hatte, verhielt sich theilnahmlos und unthätig, als es galt, dem Verstorbenen ein Ehren-Denkmal zu errichten. Er war nur mit sich, mit seinen

kleinlichen Händeln, mit der Befriedigung seiner an Wahnsinn streifenden Eitelkeit beschäftigt. Er hatte sich zwar nicht gescheut, der Welt das unerbauliche Schauspiel eines Bruderzwistes zu geben, aber er dachte zu niedrig, um dem Publikum die Früchte des gemeinsamen Strebens, des Zusammenarbeitens mit seinem Bruder, die Erzeugnisse einer merkwürdigen literarischen Epoche anzulegen. Vielleicht hielt ihn die Scham zurück. Er hatte allerdings in dem Konzept eines Briefes (vgl. oben S. 134) — beim Abschreiben kam ihm die Besinnung wieder, und er änderte die Stelle — das gänzlich unwahre Wort gebraucht, daß er Friedrichs Wohlthäter sei, dem dieser Alles verdanke, wozu er in der Welt gelangt sei; als er auf Grund der Briefe der Schwägerin nun die gemeinsamen Jugendarbeiten durchsah, kam ihm wohl die richtigere Erkenntniß, daß das Verhältniß gerade umgekehrt gewesen.

Geld konnte er, der immer Haushälterische, schenken; Geist hatte Friedrich gespendet. Dem unwahren Worte Wilhelms, daß Friedrich ihm Alles verdanke, steht das wahre Wort Minors entgegen, daß Wilhelm Friedrichs geistiger Schuldner zeitlebens geblieben ist. Während Friedrich zwar leichtsinnig, aber dankbar die materielle ja auch geistige und wissenschaftliche Förderung durch den Bruder anerkannte, that Wilhelm Alles, um die Zeitgenossen über den wahren Sachverhalt zu täuschen und sie glauben zu machen, daß er wie der Längerlebende auch der an Geist Ueberragendere und Kräftigere gewesen sei. Der Mensch, der sich 1819 als physischer Schwächling gezeigt, bewies seit 1828 in ärgster Weise seine geistige und moralische Unmännlichkeit.

4. Ungedruckte Dichtungen von Karoline von Günderrode.

Auf die unglückliche Dichterin machte ich 1894 in einer selbständigen Schrift, 1896 in der ersten Sammlung „Dichter und Frauen“ aufmerksam. Seitdem hat mich der Gedanke einer Sammlung der Poesien der talentvollen, früh vollendeten Frau vielfach beschäftigt; doch fand ich bei keinem Buchhändler das nöthige Entgegenkommen. Da nun eine Zusammenstellung des Lebenswerkes der Karoline, in der Gedrucktes zu Ungedrucktem hinzugefügt werden müßte, noch lange auf sich warten lassen kann, gebe ich im Nachstehenden Unbekanntes in zwei Abtheilungen. Dem Abdrucke habe ich nur wenige Bemerkungen voranzuschicken, in denen ich mich absichtlich der Beurtheilung des Nachstehenden völlig enthalte.

Die erste Abtheilung ist dem in meinen Händen befindlichen literarischen Nachlaß der Karoline entnommen. Dieser Nachlaß ist völlig ungeordnet, ich möchte sagen, unberührt, in meine Hände gekommen. Von Karolinens Hand sind zahlreiche Fragmente, Auszüge aus Büchern, Aufsätze der verschiedensten Art erhalten. Einen wesentlichen Theil machen Gedichte aus. Diese sind entweder auf einzelne Blätter geschrieben — Karoline wählte, wahrscheinlich zur Schonung ihrer Augen, häufig dunkelgrünes Papier — oder in einem Hefte zusammengestellt, das sich aber in trauriger Verfassung befindet. Von den in der

Sammlung hier abgedruckten, von Götz 1857 wiederholten Gedichten befinden sich keineswegs alle in der Handschrift. Vorhanden sind: „Darthula, ein apoklyptisches Fragment," „Nora," „Musa," „Die Liebe," „Wandel und Treue," „Der Trauernde und die Elfen," „Cilia an Edgar," „Wunsch," „Der Adept". Von den zwölf anderen, bei Götz vereinigten Gedichten, sind keine Urschriften vorhanden. Die mir vorliegenden, schriftlichen Fassungen bieten zum Theil sehr erhebliche Varianten gegenüber dem gedruckten Texte dar, die in einer vollständig kritischen Ausgabe selbstverständlich benutzt werden müßten.

Die in meinem Besitze befindlichen Handschriften sind sicherlich nicht das Druckmanuskript gewesen. Ob einzelne Lieder aber spätere Bearbeitungen darbieten oder verworfene Lesarten enthalten, vermag ich einstweilen nicht zu entscheiden.

Die bisher ungedruckten Gedichte werden hier so veröffentlicht, daß zuerst die jenem Hefte entnommenen in der Ordnung des Heftes gedruckt sind, dann die Gedichte folgen, die auf einzelnen Blättern stehen.

Ich gebe die Texte buchstäblich so, wie sie sich in meinem Manuskript finden, mit allen, namentlich metrischen Unregelmäßigkeiten; besonders schlecht ist das Gedicht in hexametrischer Form, in welchem häufig Hexameter statt der Pentameter stehen und einzelne sogenannte Hexameter sieben Füße haben. — Das prosaische Stück, „Die Träume" ist autobiographisch wichtig: es sind gewiß keine Dichtungen, sondern wirkliche Träume, in deren letztem wohl Creuzer und Savigny gemeint sind.

Die zweite Abtheilung bildet den Rest des Büchleins „Melete". Auch darüber mögen wenige Worte genügen. In Erwin Rhodes Buch „Friedrich Creuzer und Karoline von Günderrode", Heidelberg 1896, ist eine Anzahl Gedichte und Prosastücke aus dem Büchlein „Melete" mitgetheilt. Es sollte, von Creuzer besorgt, 1806 in Heidelberg erscheinen. Nur vier gedruckte und ein fünfter handschriftlicher Bogen haben sich, wie es scheint, in einem einzigen Exemplare (siehe hinten,

literarische Notiz) erhalten. Aus diesem Bogen ist bei Rhode, S. 124—142 Wesentliches mitgetheilt; doch scheint es mir geboten, das Büchlein vollständig kennen zu lernen. Da nun die Wiederholung des an leicht erreichbarer Stelle Gedruckten nicht räthlich schien, so veröffentliche ich hier nur das bei Rhode nicht Gedruckte. Nur von einem einzigen Gedichte dieses Büchleins besitze ich eine eigenhändige Abschrift der Karoline, nämlich von dem ersten Sonett „Adonis Tod" (Rhode, S. 125). Die Handschrift bietet dem Buche gegenüber sehr geringe Varianten. Zeile zwei heißt es: „Des wilden Thieres Wuth" statt: „Des Thieres wilde Wuth." Zeile 6 heißt es offenbar verschrieben: „Dunkler Gluth" statt dunklen.

Die ungedruckten Stücke, deren Originale sich in meinem Besitz befinden, lauten:

Brutus.

Der Freiheit ward' einst Cäsar hingeschlachtet,
In seines Ruhmes, seines Lebens Fülle.
Und Brutus schreitet zu dem hohen Ziele,
Das zu erfassen er so sehnlich trachtet;
Doch bald wird es von Dunkel ihm umnachtet,
Es schwankt sein Glück in solchem kühnen Spiele,
Doch ringt er muthig noch nach seinem Ziele
Bis zu dem Tode, den er stolz verachtet.

Denn freudiger — als einst in Cäsars Seite
Senkt Brutus Dolch in Brutus Busen sich
Und sterbend erst wird Freiheit seine Beute.
So opferte der Freiheit seinem Gotte
Ein wahrer Priester, Brutus selber, sich,
Doch vor ihn stirbt, der lebt in seinem Gotte.

Der Dom zu Cölln.

Ein Fragment.

Fünffach wölbt sich die Dekke auf Gruppen gothischer Säulen,
Höher hebt sich der Chor, stolzer getragen empor,
Schön ist das Innre geziert mit Erzen und Marmor und Teppchen
Und ein purpurner Tag bricht durch die farbigen Fenster. —
Aber dort, wo die Dunkelheit dichter sich webt durch die Säulen,
Hauchet ein Modergeruch dumpf aus der Tiefe herauf,
Alda schlafen die Helden der Kirche im hüllenden Sarge
Und ihr Bildniß ruht drauf, sie falten die Hände zum Beten,
Und ihr starrender Blick hat sich zum Himmel gewend.
Staunend seh ich sie an, mir ist, als müßten sie reden,
Aber sie starren noch fort, wie sie es Jahrhunderte thaten
Und mich schauert so tief, daß also stumm sind die Toden.
Doch da hebt sich Gesang, und Orgeltöne, sie schweben
Feiernd die Dome hinauf, wo glänzende Heilige beten
Und es wandten die Töne sich und in Fittiche der Engel
Und umrauschen melodisch wogend die heiligen Bilder.
Und zum Himmel verkläret sich alles — Musik, und Farben, und Formen,
Aus dem entzückten Auge verschwinden die Gräber, die Toden,
Und den stummen Grüften entsteiget ein freudiges Jauchzen. —
Ja ich habe die Auferstehung gesehen im Auge des Geistes.
Und das Leben der Kunst, es führte die Seele zum Himmel.
Dichtkunst! Du Seele der Künste, Du die sie alle gebohren,
Du beseelest das Grab, steigest zum Himmel empor.

Die Töne.

Ihr tiefen Seelen, die im Stoff gefangen,
Nach Lebensodem, nach Befreiung ringt;
Wer löset eure Bande dem Verlangen,
Das gern melodisch aus der Stummheit dringt.
Wer Töne öffnet eurer Kerker Riegel?
Und wer entfesselt eure Aetherflügel?

—

Einst, da Gewalt den Wiederstand berührt,
Zersprang der Töne alte Kerkernacht;
Im weiten Raume hier und da verirret
Entflohen sie, der Stummheit nun erwacht,
Und sie durchwandelten den blauen Bogen
Und jauchzten in den Sturm der wilden Wogen.
Sie schlüpften flüsternd durch der Bäume Wipfel
Und hauchten aus der Nachtigallen Brust,
Mit muthigen Strömen stürzten sie vom Gipfel
Der Felsen sich in wilder Freiheitslust.
Sie rauschten an der Menschenohr vorüber,
Er zog sie in sein innerstes hinüber.

—

Und da er unterm Herzen sie getragen,
Heißt er sie wandlen auf der Lüfte Pfad
Und allen den verwandten Seelen sagen,
Wie liebend sie sein Geist gepfleget hat.
Harmonisch schweben sie aus ihrer Wiege
Und wandlen fort und tragen Menschenzüge.

Hochroth.

Du innig Roth,
Bis an den Tod
Soll meine Lieb Dir
gleichen,
Soll nimmer bleichen,
Bis an den Tod,
Du glühend Roth,
Soll sie Dir gleichen.

Träume.

Mein Freund war seit mehreren Tagen in einer benachbarten Stadt, da träumte mir, er habe Nachricht bekommen, die ihn nöthige, nach Afrika zu reißen; ich weinte heftig darüber. Den folgenden Tag kam er, um Abschied zu nehmen, weil er nach Italien reißen mußte. Ich hatte nie vorher daran gedacht, noch davon wißen können.

Ich hatte zwei Schwestern, die älteste liebte ich vorzüglich, weil sie mit mir eine große Aehnlichkeit der Gesinnung hatte; ich war seit mehreren Wochen von ihr entfernt und dachte oft mit Sehnsucht und Liebe an sie, da träumte mir einst, diese beide Schwestern seyn gestorben. Ich war sehr traurig darüber. Da erschienen mir ihre Geister in dem Hofe eines alten Hauses, in dem wir einen großen Theil unserer Jugend verlebt hatten. Sie traten beide aus einer dunkeln Kammer, vor der ich immer einen gewißen Schauer gehabt hatte. Es war Nacht, eine feuchte Herbst-Luft wehte und reichlicher Regen fiel herab. Meine ältere Schwester nahte mir, und sprach: Eine ewige kalte Nothwendigkeit regiert die Welt, kein freundlich liebend Wesen. Ich erwachte. Es träumte mir noch mehrmals, sie sei gestorben, obgleich sie sehr gesund war. Nach zwei Jahren erfülte sich der Traum, beyde starben kurz nacheinander.

Ich hielt mich auf dem Lande bey einer Freundin auf, diese machte Anstalten zu einer Reise nach Italien, mir war es ein beständiger Schmerz, daß ich nicht Theil an dieser Reise nehmen solte, da meine Freunde mir doch oft Hoffnung dazu gemacht hatten, welches schon mehrmals unangenehme Erörterungen veranlast hatte. Nun träumte mir, ich wolte meine Freunde verlaßen und sei deswegen beschäftigt, meinen Koffer zu packen; da trat mein Freund ins Zimmer und sprach sehr unfreundlich über meinen Anspruch an diese Reise, ja er begegnete mir so hart, daß ich in ein lautes Weinen ausbrach; Ich erwachte darüber und weinte wirklich so heftig, daß ich mir vergeblich vorstellte, es sei doch nur ein Traum gewesen; um mich zu beruhigen, stand ich auf, und trat ans Fenster. Der Tag war eben angebrochen, es regnete sehr gelind, die Luft war lau, die Apfelblüthen dufteten lieblich, und in dem nahen Wald schlug der Kuckuck mit einförmlichen melengolischen (sic) Tönen. Dies beruhigte mich, ich ging wieder zu Bette und entschlief. Den folgenden Morgen hatte ich eine sonderbare Empfindung, es war mir als habe der Traum etwas, das sonst hart in mir gewesen, in Wehmuth zerschmelzt. Wunderbar erfüllte sich der Traum; ich erlebte sehr bald eine äußerst unangenehme Szene mit meinen Freunden und gerade da ich meine Sachen packte um sie zu verlaßen, nur daß nicht die Italienische Reise, sondern eine nach Würtzburg der Grund davon war.

Der Knabe und das Vergismeinnicht.

Der Knabe.

O Blümelein Vergismeinnicht!
Entzieh dich meinem Auge nicht.
Ihr, Veilchen! Nelken! Rosen!
Auf euch verweilt der Sonne Licht,
Als wollt es mit euch kosen;
Doch wenn die Sonne tiefer sinkt,
Wenn Nacht die Farben all verschlingt,
Da reden süße Düfte
Von eurem stillen Leben mir
Und die vertrauten Lüfte
Die bringen eure Grüße mir.
Doch ach! Vergismeinnicht, von Dir
Bringt nichts, bringt nichts mir Kunde.
Sag, Blümlein, lebst dem Aug Du nur?
Flieht mit den Farben jede Spur
Mir hin von Deinem Leben?
Hast keine Stimm, die zu mir spricht
Wenn Schatten Dich umgeben?

Vergismeinnicht.

Die Stimme, ach Süßer! die hab ich nicht.
Doch trag ich den Namen Vergismeinnicht,
Der, wenn ich auch schweige, dem Herzen spricht.

Einstens lebt ich süßes Leben,
denn mir war, als sey ich plötzlich
nur ein duftiges Gewölke.
Über mir war nichts zu schauen
als ein tiefes blaues Meer
und ich schiffte auf den Woogen
dieses Meeres leicht umher.
Lustig in des Himmels Lüften
gaukelt ich den ganzen Tag,
lagerte dann froh und gaukelnd
hin mich um den Rand der Erde,
als sie sich der Sonne Armen
dampfend und voll Gluth entriß,
sich zu baden in nächtlicher Kühle,
sich zu erlaben im Abendwind.
Da umarmte mich die Sonne,
von des Scheidens Weh ergriffen,
und die schönen hellen Strahlen
liebten all und küßten mich.
Farbige Lichter
stiegen hernieder,
hüpfend und spielend,
wiegend auf Lüften
duftige Glieder.
Ihre Gewande
Purpur und Golden
und wie des Feuers
tiefere Gluthen.
Aber sie wurden
blässer und blässer,
bleicher die Wangen,
sterbend die Augen.
Plötzlich verschwanden

mir die Gespielen,
und als ich traurend
nach ihnen blickte,
sah ich den großen
eilenden Schatten,
der sie verfolgte,
sie zu erhaschen.
Tief noch im Westen
sah ich den goldnen
Saum der Gewänder.
Da erhub ich kleine Schwingen,
flatterte bald hie bald dort hin,
freute mich des leichten Lebens,
ruhend in dem klaren Aether.
Sah jetzt in dem heilig tiefen
unnennbaren Raum der Himmel
wunderseltsame Gebilde
und Gestalten sich bewegen.
Ewige Götter
saßen auf Thronen
glänzender Sterne,
schauten einander
seelig und lächlend.
Tönende Schilde,
klingende Speere
huben gewaltige,
streitende Helden;
Vor ihnen flohen
gewaltige Thiere,
andre umwanden
in breiten Ringen
Erde und Himmel,
selbst sich verfolgend
ewig im Kreise.

Blühend voll Anmuth
unter den Rohen
stand eine Jungfrau,
Alle beherrschend.
Liebliche Kinder
spielten in mitten
giftigen Schlangen. —
Hin zu den Kindern
wollt ich nun flattern,
mit ihnen spielen
und auch der Jungfrau
Sohle dan küssen.
Und es hielt ein tiefes Sehnen
in mir selber mich gefangen.
Und mir war, als hab ich einstens
mich von einem süßen Leibe
los gerissen, und nun blute
erst die Wunde alter Schmerzen.
Und ich wandte mich zur Erde,
wie sie süß im trunknen Schlafe
sich im Arm des Himmels wiegte.
Leis erklungen nun die Sterne,
nicht die schöne Braut zu weken,
und des Himmels Lüfte spielten
leise um die zarte Brust.
Da ward mir, als sey ich entsprungen
dem innersten Leben der Mutter,
und habe getaumelt
in den Räumen des Aethers,
ein irrendes Kind.
Ich mußte weinen,
rinnend in Trähnen
sank ich hinab zu dem
Schooße der Mutter.

Farbige Kelche
duftender Blumen
faßten die Thränen,
und ich durchdrang sie.
Alle die Kelche,
rieselte Abwärts
hin durch die Blumen,
tiefer und tiefer,
bis zu dem Schooße
hin, der verhülleten
Quelle des Lebens.

Verschiedene Offenbarungen des Göttlichen.

Zum Menschen schwebte sonst der Geist des Herrn hernieder,
Mit Menschen wandelt er nach Menschensitte
Und er erhörte frommer Beter Bitte.
Zu Mose sprach der Geist: errette Deine Brüder.
Propheten schauten ihn in seiner Himmel Pracht.
Zu Samuel sprach er in heil'ger Träume Nacht.
So hat im Alterthum sich Gott geoffenbahret,
Doch allen nicht, und wenig Auserwählten nur.
Denn fremd war Göttliches der menschlichen Natur,
Mit Christus stieg das Reich des Göttlichen hernieder,
Das Unsichtbare offenbahrt dem Menschen sich,
Dem Pilger öffnen nun des Himmels Thore sich.
Das unsichtbare Reich schließt sich uns nimmer wieder,
Denn durch der frommen Liebe heiliges Band
Knüpft Christus uns an jenes bessere Land.

Des Knaben Morgengruß.

Morgenlicht! Morgenlicht
Scheint mir hell ins Gesicht!
Wenn ich Tag kommen seh,
wird mir leid und weh;
Denn im Grabe liegt
Ein jung Mägdelein;
Des Frühroths Schein
Sieht traurig hinein
In das enge Kämmerlein.
Mögt wekken das Jungfräulein,
Das kann vom Schlaf nicht erstehn,
Morgenlicht nicht sehn;
Drum wenn ich Frühroth kommen seh,
Wird mir leid und weh.

Des Knaben Abendgruß.

Mitternacht! Mitternacht!
Ich bin erwacht,
Der Mondenschein
Schaut hell herein
In mein Kämmerlein,
Da muß ich traurig sein.
Denn sonst im Mondenschein
War mit mir am Fensterlein
Ein lieblich Mägdelein.
Nun muß ich traurig sein,
Weil jetzt im Mondenschein
Ich bin allein.

An meine Heilige.

Geweihte Du! Erbarmungsvolle,
Verlasse meine Seele nicht!
O wende, Hochgebenedeite,
Von mir nicht ab dein Angesicht!
Es theilt ja auch der Mond sein Leuchten:
Halb wendet er zur Erde sich,
Halb sieht er in des Himmels Tiefe
Und freuet mit den Sternen sich.
Einst knietich nieder ohne Beten,
Und ohne Andacht stand ich auf,
Mein Auge hob sich wohl zum Himmel,
Doch meine Seele nicht hinauf.
Wie alle Ströme abwärts fließen
Tief in der Erde Schoos hinein,
So war mein Leben auch ergossen
In dieser Erde eitlen Schein.
Da hat die Himmlische erbarmend
Gezogen mich zu sich hinauf,
Mein Herz beweget und geschwellet,
Wie Fluthen schwellt des Mondeslauf.
Der Liebe Boten hat gesendet
Die Herrliche mir immerdar;
Propheten sind zu mir gekommen,
Enthüllten sie mir wunderbar.
In Sonn und Mond hat sie gesprochen,
Auf Bergeshöhn, in Klüfte Nacht,
Bis ihre Stimme ich erkennet,
Bis ich durch ihren Ruf erwacht.
Da Du erbarmend mich erkohren,
Verlaß auch meine Seele nicht
Und wende Du, o Hochgeweihte!
Von mir nicht ab Dein Angesicht.

Vorzeit, und neue Zeit.

Ein schmahler rauher Pfad schien sonst die Erde.
Und auf den Bergen glänzt der Himmel über ihr,
Ein Abgrund ihr zur Seite war die Hölle,
Und Pfade führten in den Himmel und zur Hölle.

Doch alles ist ganz anders nun geworden,
Der Himmel ist gestürzt, der Abgrund ausgefüllt,
Und mit Vernunft bedeckt, und sehr bequem zum gehen.

Des Glaubens Höhen sind nun demolieret.
Und auf der flachen Erde schreitet der Verstand,
Und misset alles aus, nach Klafter und nach Schuen.

Von Schönheit ist das Leben ausgegangen,
Doch es vergißt den hohen Ursprung nicht;
Es strebt zu ihm, und Lieb ist dies Verlangen,
Die ewig ringet nach dem Sonnenlicht.
Denn Lieb ist Wunsch, Erinnerung des Schönen,
Die Schönheit schauen will der Liebe Sehnen.

Drum kann die Liebe nimmer selbst sich genügen,
Drum ist sie immer reich in ihrem Reich;
Drum sucht sie Schönheit sich ihr anzufügen
Und bettelt ewig vor der Schönheit Reich.
Doch ach! unendlich ist das Reich des Schönen,
So auch unendlich unserer Liebe Sehnen.

❦

Wie Thau auch glänzt in Blumenkelch verhüllt,
Sich nährt von seiner Wiege süßen Düften,
Dann leise ihrer Blätter Nacht entschwillt,
Entführet von des Abends freien Lüften.

So strahlend von des ewgen Feuers Bild,
Ein Perlenthau in dunkler Erde Klüften,
Novalis leise ihrem Schoos entquillt,
Gesellt sich zu den freien Himmelslüften.

Sie tragen ihn auf leichtbeschwingten Woogen,
Geleiten ihn zu Iris Farbenbogen
Und zu der dunkel glüh'nden Abendröthe.

Er badet sich in ihren heil'gen Fluthen,
Vergehet wonnig mit in ihren Gluthen
Und ernster, heil'ger sieht die Abendröthe.

Novalis, deinen heilgen Seherblikken
Sind aufgeschlossen aller Welten Räume,
Dir offenbahrt sich weihend das Gemeine,
Du schaust es in prophetischem Entzükken.

Du siehst der Dinge zukunftsvolle Keime
Und zu des Weltalls ewigen Geschikken,
Die gern dem Aug der Menschen sich entrükken,
Wirst du geführt durch ahndungsvolle Träume.

Du siehst das Recht, das Wahre, Schöne siegen,
Die Zeit sich selbst im Ewigen zernichten
Und Eros ruhend sich dem Weltall fügen:

So hat der Weltgeist liebend sich vertrauet
Und offenbahret in Novalis Dichten,
Und wie Narziß in sich verliebt geschauet.

Tendenz des Künstlers.

Sage! was treibt doch den Künstler, sein Ideal aus dem Lande
Der Ideen zu ziehn, und es dem Stoff zu vertraun?
Schöner würd ihm sein Bilden gelingen im Reich der Gedanken,
Wär es flüchtiger zwar, dennoch auch freier dafür,
Und sein Eigenthum mehr, und nicht dem Stoff unterthänig.
Frager! der du so fragst; du verstehst nicht des Geistes Beginnen,
Siehst nicht was er erstrebt, nicht was der Künstler ersehnt.
Alle! sie wollen unsterbliches thun, die sterblichen Menschen.
Leben im Himmel die Frommen, in guten Thaten die Guten,
Bleibend will sein der Künstler im Reiche der Schönheit,
Darum in dauernder Form stellt den Gedanken er dar.

Liebe und Schönheit.

Prometheus hatte nun den Mensch vollendet,
Doch unbeweglich blieb der tode Stoff,
Bis er der Sonne Funken hat entwendet;
(Ein Tropfe, der der Schönheit Meer enttroff)
Doch dieser Funke, er entflammt im Bilde,
In das des Künstlers Weisheit ihn verhüllte.

II. Aus dem Büchlein Melete.

An Melete.

Schüze, o sinnende Muse! mir gnädig die ärmlichen Blätter!
Fülle des Lorbeers bringt reichlich der lauere Süd,
Aber den Norden umziehn die Stürme und eisichte Regen;
Sparsamer sprießen empor Blüthen aus dürftiger Au.

(Dazwischen: ‚Zueignung‘, ‚Adonis Tod 1‘ [Rhode, S. 125—127].)

Adonis Tod.

Den Liljenleib des Purpurs dunkler Schleier
Dem irren Blick der Göttin halb entzieht;
Der Trauer Bild, die Anemone, blüht
So weiß als roth zur stillen Todenfeyer.

Erloschen ist in Ihm des Lebens Feuer,
Sein todtes Aug' die Blume nimmer sieht. —
Doch plötzlich schmilzt der Göttin Leid im Lied,
Die Klage tönt, die Seele fühlt sich freier.

Ein Kranker, der des Liedes Sinn empfunden,
Durch Ihrer Töne Zauber soll gesunden. —
Der Andacht gerne Liebe sich vertraut.

Und glaubig einen Tempel er sich baut,
Auf daß er pflege in dem Heiligthume
Der Sehnsucht Kind, die süße Wunderblume.

(Dazwischen: ‚Die Malabarischen Wittwen‘; [Rhode S. 128].)

Die Einzige.

Wie ist ganz mein Sinn befangen,
Einer, Einer anzuhangen;
Diese Eine zu umpfangen
Treibt mich einzig nur Verlangen;
Freude kann mir nur gewähren,
Heimlich diesen Wunsch zu nähren,
Mich in Träumen zu bethören,
Mich in Sehnen zu verzehren,
Was mich tödtet, zu gebähren.

Widerstand will mir nicht frommen,
Fliehen muß ich, neu zu kommen,
Zürnen nur, mich zu versöhnen,
Kann mich Ihrer nicht entwöhnen,
Muß im lauten Jubel stöhnen;
In den Becher fallen Thränen,
Ich versink in träumrisch Wähnen;
Höre nicht der Töne Reigen,
Wie sie auf und nieder steigen,
Wogend schwellen Well' in Welle;
Sehe nicht der Farben Helle
Strömen aus des Lichtes Quelle.
Mich begrüßen Frühlingslüfte,
Küssen leise Blumendüfte,
Doch das all ist mir verlohren,
Ist für mich wie nicht gebohren,
Denn mein Geist ist eng umpfangen
Von dem einzigen Verlangen,
Eine, Eine zu erlangen.

Hungrig in der Zahl der Gäste
Siz ich bei dem Freudenfeste,
Das Natur der Erde spendet;
Frage heimlich, ob's bald endet?
Ob ich aus der Gäste Reigen
Dürf' dem eklen Mahl entweichen,
Das verschwendrisch Andre nähret,
Mir nicht Einen Wunsch gewähret?
Eines nur mein Sinn begehret,
Eine Sehnsucht mich verzehret;
Eng ist meine Welt befangen,
Nur vom einzigen Verlangen,
Was ich liebe, zu erlangen.

(Dazwischen: ‚Die Eine Klage' [Rhode S. 129].)

Aegypten.

Blau ist meines Himmels Bogen,
Ist vom Regen nie umzogen,
Ist von Wolken nicht umspielt,
Nie vom Abendthau gekühlt.

Meine Bäche fließen träge
Oft verschlungen auf dem Wege,
Von der durst'gen Steppen Sand,
Bei des langen Mittags Brand!

Meine Sonn' ein gierig Feuer,
Nie gedämpft durch Nebelschleier,
Dringt durch Mark mir und Gebein
In das tiefste Leben ein.

Schwer entschlummert sind die Kräfte,
Aufgezehrt die Lebenssäfte;
Eingelullt in Fiebertraum
Fühl' ich noch mein Dasein kaum.

Der Nil.

Aber ich stürze von Bergen hernieder,
Wo mich der Regen des Himmels gekühlt,
Tränke erbarmend die lechzenden Brüder,
Daß sich ihr brennendes Bette erfüllt.

Jauchzend begrüßen mich alle die Quellen;
Kühlend umpfange ich, Erde, auch dich;
Leben erschwellt mir die Tropfen, die Wellen,
Leben dir spendend umarme ich dich.

Theueres Land du! Gebährerin Erde!
Nimm nun den Sohn auch, den liebenden auf,
Du, die in Klüften gebahr mich und nährte,
Nimm jetzt, o Mutter! den Sehnenden auf.

(Dazwischen: ‚Eine persische Erzählung' [Rhode S. 130/131].)

Der Caucasus.

Mir zu Häupten Wolken wandeln,
Mir zur Seite Luft verwehet,
Wellen mir den Fuß umspielen,
Thürmen sich und brausen, sinken. —
Meine Schläfe Jahr' umgaukeln,
Sommer, Frühling, Winter kamen,
Frühling mich nicht grün bekleidet,
Sommer hat mich nicht entzündet,
Winter nicht mein Haupt gewandelt.
Hoch mein Gipfel über Wolken;
Eingetaucht im ew'gen Aether,
Freuet sich des steten Lebens.

Orphisches Lied.

Höre mich Phoibos, Apoll! Du, der auf bläuligem Bogen
Siegreich schreitet herauf an wölblichter Feste des Himmels,
Spendend die heilige Helle der Wolkenerzeugenden Erde,
Leuchtend Okeanos hin zur Tiefe des felsichten Bettes.
Höre mich, Liebling des Zeus! Sieh gnädig auf deinen Geweihten!
Sei im Gesang mir gewärtig, und lasse der goldenen Leyer
Saiten mir klingen, wie dir, wenn mit siegender Lippe du singest
Pythons, des schreklichen, Fall dem Chore melodischer Musen,
Oder im Liede besingst ferntreffende Pfeile des Bogens,
Also, o Phoibos Apoll! laß von begeistertem Munde
Strömen mir wogende Rythmen des sinnebeherschenden Wohllauts,
Daß sich der Wald mir beseele, die Dryas des Baumes mir lausche,
Schlängelnde Ströme mir folgen, und reißende Thiere unschädlich
Schmeichelnd zu mir sich gesellen. Vor allem, Erzeugter Kronions!
Gieb des Gesanges herrschende Kraft, die drunten gewaltig
Als den König bewege des Landes am stygischen Strome,
Lehre vergessene Schmerzen mich wecken im Busen der Göttin,
Die ein zu strenges Gebot dem düsteren Herscher vermählet,
Daß sie erbarmend sich zeige dem Schwestergeschick der Geliebten,
Wieder ihr gönne zu schaun des Tages sonnige Klarheit,
Deines unsterblichen Haupts fern leuchtende Strahlen, o Phoibos!



(Dazwischen: ‚Ueberall Liebe‘, mit manchen Veränderungen bei Schwartz.)

Der Gefangene und der Sänger.

Ich wallte mit leichtem und lustigem Sinn
Und singend am Kerker vorüber;
Da schallt aus der Tiefe, da schallt aus dem Thurm
Mir Stimme des Freundes herüber. —

„Ach Sänger! verweile, mich tröstet dein Lied,
„Es steigt zum Gefangnen herunter,
„Ihm macht es gesellig die einsame Zeit,
„Das krankende Herz ihm gesunder.“

Ich horchte der Stimme, gehorchte ihr bald,
Zum Kerker hin wandt' ich die Schritte,
Gern sprach ich die freundlichen Worte hinab,
Begegnete jeglicher Bitte.

Da war dem Gefangenen freier der Sinn,
Gesellig die einsamen Stunden. —
„Gern gäb' ich Dir, Lieber! so rief er: die Hand,
„Doch sie ist von Banden umwunden.“

„Gern käm' ich, Geliebter! gern käm' ich herauf
„Am Herzen dich treulich zu herzen;
„Doch trennen mich Mauern und Riegel von dir,
„O fühl' des Gefangenen Schmerzen.“

„Es ziehet mich mancherlei Sehnsucht zu dir;
„Doch Ketten umpfangen mein Leben,
„Drum gehe, mein Lieber, und laß mich allein,
„Ich Armer, ich kann dir nichts geben.“ —

Da ward mir so weich und so wehe ums Herz,
Ich konnte den Lieben nicht lassen.
Am Kerker nun lausch' ich von Frührothes Schein,
Bis Abends die Farben erblassen.

Und harren noch werd' ich die Jahre hindurch,
Und sollt' ich drob selber erblassen,
Es ist mir so weich und so sehnend ums Herz,
Ich kann den Geliebten nicht lassen.

Scandinavische Weissagungen.

Erläuterungen.

Odin ist der König der Scandinavischen Götter.
Frigga, Odins Weib.
Baldur, Odins und Friggas Sohn, der schönste, beste, freundlichste der Götter.
Notta, die Göttin der Nacht.
Loke, der böse Gott der Scandinavier.
Hela ist seine Tochter, und Herrscherin der Unterwelt.
Ymer, der Vater der Riesen, das Erdelement.
Nifflheim, (sic) die Unterwelt, das Nebelland.
Der **Gialstrom**, der Styx der Scandinavier.
Asgard, die Götterstadt.

Warnende Träume
Aengsteten Baldur,
Baldur, des Schönen,
Odins Erzeugten,
Liebling der Frigga.
Und zu des Vaters
Weisheit sich wendend
Forschete Baldur,
Was ihn bedräue!
Aber der Große
Herrliche König
Wußte des Sohnes
Frage nicht Antwort,
Rief seiner Gattin;
Daß sie zum Eingang
Gehe der Erde,
Hieß sie der König,
Daß sie befrage
Dorten die Wole
Um die Geschicke
Baldur des guten,
Freundlichen Gottes.
Frigga, wie Odin
Hatte geboten,
Eilte zur alten,
Furchtbaren Seh'rin,
Nahm mit sich Fulla,
Ihre Gespielin.
Und es verliesen
Frühe die Straßen
Asgards die Frauen;
Stiegen zur Tiefe
Drunten, wo Notta
Zögernd noch weilte,
Wo aus der Mähne
Thauige Perlen
Schüttelt das Nachtroß;
Kamen zum Saume
Hin dann des Norden,
Wo mit dem Winter

Frühling nicht wechselt,
Sommer nicht wärmet,
Herbstliche Früchte
Reifend nicht schwellen.
Wo sich die feuchten
Nebel erzeugen,
Eisichte Regen,
Nächtliches Dunkel,
Dort war die Höle,
Wo die Prophetin
Wohnt in der Tiefe.

Fulla. Sag' mir, o Frigga,
Wes ist die Höle,
Die so gewaltig
Odem hier holet,
Daß mich ihr Lufthauch
Zieht fast hinunter?

Frigga. Wisse, der Eingang
Hier ist zum finstern
Reiche der Hela.
Schlangengleich windet,
Krümmt sich die Höle
Neunmal den Tag lang
Hin bis zum Strome,
Neunmal die Nacht lang
Hin bis zum Gialstrom.
Ueber dem Strome
Wölbt sich die Brücke,
Welche die Todten
Führet nach Nilfheim.

Fulla. Frigga! Du führst mich
Lebend zur Stelle,
Wo seine Schleier
Hebet der Abgrund!
Nicht will ich schauen
Augen voll Lichtes,
Dunkel von Nilfheim.
Nicht mag ich sehen
Kriege der Todten,
Schlachten der Schatten,
Luftigen Erzes
Blutlose Wunden.
Warlich verwirren
Mögt es die Sinne,
Körperlos träumen,
Schauspiel der Schatten
Lebend zu sehen.

Frigga. Odin mich sendet
Fragend zur Wole
Wegen des düstern
Traumes von Baldur.
Sie, die Prophetin
Schauet die Zukunft,
Kennet, was da ist,
Weiß, was gewesen.

Fulla. Sag, wer bedräuet
Selige Götter!
Wohnt nicht in Hallen
Schimmernder Säulen
Baldur gesichert?
Mächtig ist Baldur,
Trägt in der Linken
Glänzenden Goldes
Dreifache Speere,
Trägt in der Rechten
Drohend sein Schlacht-
schwert.

Welcher der Götter
Mag ihn verderben?

Frigga. Nahet die Stunde,
Fallen auch Starke.
Viele der Lager
Stehen bereitet
Drunten in Nilfheim;
Gierig ist Hela,
Zählet die Gäste,
Hält sie in düstren
Burgen gefangen.

Fulla. Müssen auch Götter
Wandeln nach Nilfheim?
Herrschet nicht Odin
Droben im Lichte,
Drunten im Dunkel?
Kann auch geschehen,
Was er nicht wolle?

Frigga. Mächtig sind Riesen,
Nennen die Erde
Trotzig ihr Erbtheil.

Fulla. Wer sind die Riesen,
Welche der Götter
Erbe bestreiten?

Frigga. Hör', was ich sage,
Rückwärts die Seele
Schauend gewendet.
Einst war der Mond nicht,
War nicht die Erde;
Feuer im Raume
Ewiglich brannte,
Drunten war Dunkel,
Kälte und Nachtfrost.
Einstens das Feuer
Mischte dem Dunkel
Lebende Kräfte.
Mächtig erwuchs da
Ymer, ein Riese,
Welcher erzeugte
Viele der Riesen.
Uneins sie wurden,
Tödteten Ymer,
Daß er gewaltig
Rollt in die Tiefe,
Und aus dem Haupte
Wuchsen die Berge,
Und aus dem Odem
Wölbt sich der Luftkreis,
Und aus dem Leibe
Wurden die Ebnen.
Aber es kamen
Droben vom Lichte
Viele der Götter;
Odin sie führte;
Und es entzweiten
Schreckliche Kriege
Selige Götter,
Irdische Riesen.
Friede noch fern ist,
Denn zu den Feinden
Hat sich der Böse
Loke gesellet,
Hat sich mit Riesen-
Töchtern vermählet,
Fenris den argen
Wolf so erzeuget,

Und die Verruchte
Schlange von Midgard,
Dann auch der Todten
Herrscherin, Hela.
Diese sind mächtig,
Trotzen mit gleichen
Kräften den Göttern,
Diese befürchtet
Odin für Baldur,
Darum zur Alles-
Seherin sendet
Odin mich nieder.

Fulla. Siehe, die fragende
Flamme entglühet,
Siehe, der Runen
Zeichen sind fertig,
Vielfach gemischet,
Wartend der Deutung.

Frigga. Höre mich, alte,
Höre mich, alte
Seherin! Wole!
Mitternachts Tochter!
Mutter der Zeiten!
Du, die mit Armen
Reichet zum Himmel!
Du, deren Fußtritt
Nilfheim erbebet!
Sage, was dräuet
Baldur dem Schönen?
Sage, was wollen
Aengstlige Träume
Warnend verkünden?

Fulla. Lausche! sie schweiget;
Mächtiger rede,
Stärkre Beschwörung
Ruf ihr entgegen.
Blicke nach Norden,
Lege die Zeichen,
Schüre die Flamme.

Frigga. Du! die du zählest
Treffende Pfeile
Wodans im Köcher,
Eh' sein Geschoß noch
Scheidet vom Bogen,
Höre! Prophetin,
Höre mich, höre!

Die Wole. Bereit ist die Tafel,
Die Becher sind trübe,
Der Wein ist wie Blut
roth,
Die Gäste sind düster,
Sie schweigen und sehen
Begierig zur Thüre,
Denn einer der Stühle
Ist leer noch für Einen;
Des harren die Vielen,
Des zögernden Gastes;
Sie schweigen und sehen
Begierig zur Thüre.

Frigga. Wem ist der leere
Plaz dort bereitet?
Wo ist die Tafel?
Wer sind die Gäste?

Die Wole. Die Tafel ist drunten,
Vergangenheit nippet
Mit bleichem Gesichte
An kärglichen Bechern.

Frigga. Seherin! wehe!
Wird aus dem Kranze
Asgards die Rose
Sinken zum Staube?
Knospe des Tages,
Herrlicher Morgen!
Wirst du den Reigen
Fliehen der Stunden? —
Eins mir noch sage,
Welcher der Götter,
Welcher der Riesen
Dräuet dem Sohne?

Die Wole. Der listige Loke
Der finsteren Tochter
Gesellet den Schönen.

Frigga. Wehe mir! Wehe!
Röthe, die erste,
Färben wird Helas
Düstere Mienen,
Wenn sie den schönen
Fremdling begrüßet. —
Wehe mir! wehe!
Werden ohnmächtig
Nimmer die Götter
Rächen den Frevel
An dem Geschlechte
Trotziger Riesen?
Nimmer erwürgen
Lokes Erzeugte?
Werden die Götter
Nie sich der Herrschaft
Dauernd erfreuen?
Dieses noch sage,
Schweige dann immer.

Die Wole. Erfahren du viel hast,
Verstummen nun gönne
Der Schweigen Gewöhnten.
Die Stirn ist Traum erfüllet,
Die Wimper Schlaf bedürfend,
Die Lippe Rede müde.
Erfahren du viel hast,
Verstummen nun gönne
Der Schweigen Gewöhnten.

Frigga. Warlich den Schlummer
Würdest dem schweren
Auge entreiben,
Käm' er nur selber,
Odin, der starke
Herliche König,
Kundige Rede
Dürftest nicht weigern.

Die Wole. Es können nicht Götter
Bezwingen im Busen

Das feste uralte
Beständige Herz mir.

Frigga. Sprüche wohl giebt es,
Zahlen und Kreise,
Todten zu öffnen
Selber die Lippen;
Aber nicht herrisch
Will ich gebieten,
Flehend ich komme,
Odin der Starke
Bittet dich, rede!

Die Wole. Vernimm denn,
o Frigga!
Nicht können sie dauern,
Die Reiche des Zwistes.
Der mächtige Odin
Besiegen nicht konnte
In Fülle der Jugend
Die Stärke der Riesen.
Wird schwerere Kriege
Er ihnen bereiten,
Wann spätere Jahre
Ihn selber besieget?
Zwar Ymer ist todt längst,
Doch lebt ihm im tiefen
Versteinerten Herzen
Der Groll gegen Götter,
Er lebt in den Kindern,
Den irrdischen Riesen.
Der listige Loke
Hat göttliche Kräfte
Den ihren vermählet,
Es freuet sich Ymer,
Ergözt sich der Siege
Der Enkelin Hela,
Sie spottet im Abgrund
Vergänglicher Herrschaft
Gewaltiger Götter.

Frigga. Jammervoll Schicksal!
Rauben wird Hela
Sieghaft den schönen
Göttlichen Sohn mir?

Die Wole. Die Klage verspare
Dem größeren Weh noch,
Es nahet die Stunde,
Ich sehe sie kommen,
An nächtlichem Schauer
Erkranket der Morgen,
Erbleicht vor Entsetzen;
Das siegende Dunkel.
Verdränget den Mittag.
Da rufet der Wächter
Des Himmels zum
Kampfe,
Die Götter von Asgard,
Denn Söhne des Feuers
In kriegrischen Reihen
Verderbend bedrohen
Die Sitze der Götter;
Und Loke gesellet
Sich Feinden der Götter;
Es sprenget die Ketten
Der schreckliche Wolf
auch;
Es kommen die Riesen

Der Berge gezogen.
Da Odin erkennet
Die Stunde des Falles
In ahndender Seele.
Dem Wolfe erlieget,
Der herrliche König.
Der Himmel erbebet
Es berstet die Erde;
Der hungrige Abgrund
Eröffnet die Lippen,
Verschlinget die irren
Vermischeten Räume,
Verschlinget das Feuer
Und Dunkel und Kälte,
Gedanken und Zeiten
Und Himmel und Götter
In dauernder Dämmerung.

❦

(Dazwischen: S. 49—72, Briefwechsel zweier Freunde, [Rhode S. 132—142]).

Valorich.

Wohl ein sehr gros und mächtig Land hatt' sich erobert, mit kühnen und männlichen Thaten, Ermanerich, der ist gewest ein König über die Ostgothen; doch hätt' er das nit vollbracht ohne Zuthun seines Schwertes Siegheim, das war gar ein gut Schwert, das Ermanerich immerdar höchlich ehrte. Wie aber die Hunnen gezogen kamen mit mehr denn viel tausend rüstigen Krigern und Ermanerichs Königreich eroberten, fiel das gut Schwert Siegheim, nachdem es vielerlei Schicksal gehabt, in die Hand von Fiediger. Dieser war ein Enkel Ermanerichs, und nit wenig freut ihn der Degen, denn er wußt sein Tugend wohl. Doch was wollts ihm helfen, das Volk der Gothen war zerstreut hie hin und dort hin, von Illyrien an bis zum Nordmeer und viel Stämme hatten sich erwählt eigne König aus ihnen selber, andre dienten fremden Kriegsfürsten um schnödes Gold. Als Fiediger dies bei sich selbst bedacht, macht es ihn fast traurig. Da rief er sein jüngeren Bruder Valorich und sprach zu ihm: Wißt Bruder, ich hab ein gut Abenteuer bestanden, das ich eins fährlichern Kampfs werth acht, denn seht! gewonnen hab ich

dies alt Schwert, das unser Vater so fleisiglich sucht sein Lebenlang, aber es geziemt dem Schwert ein mächtigerer Herre, denn ich bin, und so ich ein Flüchtling soll bleiben, der kein Erb hat noch Gut, noch größer Ehr denn bis itzo, so möcht ich mich fast des Fundes schämen. Das verhüt der Himmel! entgegnet Valorich, daß wir uns schämen sollten unseres Erbguts, oder uns geringer achten als unser Ahnherrn; was Einer noch gethan hat, und wärs auch fast schwer, so gedenk ich nit an kühnlichem Wesen hinter ihm zu bleiben. Weil ihr aber der älst seyd, Bruder, so sucht euch aus das unserer nit unwürdig sey, und ich will euch dienen und es euch erwerben helfen, das bin ich festiglich gesinnt.

Wie sie noch so mit einander redeten, kam des Wegs ein junger Gesell gegangen, der trug ein Harpfen in der Hand, wie die Spielleut pflegen, er grüßt sie freundlich und setzt sich zu ihnen nieder. Als er mocht geruht haben sagt Valorich: „Ich bitt euch, Herr Spielmann, wenn's euch nit entgegen ist, so singt mir ein Lied, denn ich liebe der Harpfen und Cittern lustig Weisen.“

Ich will es thun, sagt der Liedersinger, und mein bestes Lied euch spielen, weil ihr mir so ehrlich zusprecht. Und nun nahm er die fein Harpfen von Elfenbein und schlug in die Saiten und sang dazu:

Zwei Augen wie Sterne,
Die sähen so gerne
Das wonnige Licht,
Und dürfen es nicht;
Die hellen Karfunklen,
Die könnten verdunklen
Das sonnige Licht,
Und dürfen es nicht.
O Liebesverlangen!
In Kerker gefangen,
Sind die Augen so minniglich,

Die Lippen so wonniglich,
Die Worte die milden,
Die Locken so gülden,
Es bricht mir das Herz
Vor Leidmuth und Schmerz.
Ich sehe bis an den Tod
Die Lippen rosinroth,
Und sollt ich nimmer genesen,
Dächt ich doch an ihr minniglich Wesen,
An ihr Blicken so mild,
An das schönste Frauenbild,
Und sollt ich Schmach und Tod erwerben,
Das Mägdlein minnt ich und sollt ich sterben.

Das ist ein gar jämmerlich und herzig Lied, sagt Valorich, wo lebt die schöne Magd, von der ihr gesungen? oder habt ihr sie nur in Gedanken gehabt, wie die Liedersinger wohl pflegen?

Mit nichten, entgegnet der Spielmann; wenns euch gefällt auf mich zu achten, will ich euch nit verhalten was ich von dem Jungfräulein weis. Sigismunda ist sie benannt und ihr Vater ist gewest Herr Sigemar, ein König der Bojaren, die herum wohnen an dem Strom Danubis; Frau Irmengard, ihre Mutter, ist bald verblichen, und hat ihren Ehherrn allein gelassen und ihr unmündig Kind Sigismunda. Wie die aber heranwuchs, gedieh sie in so wunderlicher Schönheit, daß sie jedermänniglich höchlich ergötzte, und wer sie einmal gesehn, der mocht nimmer von ihr scheiden; so gar anmuthig war sie. Derhalben kamen auch viel Fürsten und Herrn weit und breit her, und freiten um die königliche Magd Sigismunda, aber Herr Sigemar mocht sie nicht von sich lassen, denn er war ihr gar mächtig zugethan. Einstmals mußt er einen Kriegsritt thun in ferne Land. Da war sein Tochter fast mißmuthig, und konnt ihn nit lassen vor großem Leid, auch Sigemar war mehr betrübt wie oft, und er gedacht im Herzen, er hätt wohl ehr sollen ein wackren Eheherrn

erkiesen für sein Kind, der ihr Obacht nahm in fährlichen Zeiten. Er rief derhalb sein Bruder Odho und sprach zu ihm: „Odho, ich laß mein Tochter in eurer Gewahrsam, und wann ich nit sollt wieder heim ziehn, so gebt ihr einen Gemahel, wie sie will und ihr geziemt.“ Das versprach Odho mit sein Handschlag, und Sigemar zog beschwichtigt von dannen. Da war Sigismunda lang viel betrübt, bis ihr Botschaft käm, und oftmals stand sie auf dem Söller, und sah um nach der Heerstraß, und einsmals sah sie etzliche Reuter des Wegs sprengen. Sie stieg hurtig hinab in den Hof, zu erkunden, von wannen die Reuter kämen, da trat ihr Herman entgegen, Herr Sigemars Edelknecht, und bracht ihr Botschaft mit vielen Thränen, wie der König verschieden sey in der Schlacht. Da ward die Jungfrau unmächtig, und da sie erwacht, konnt sie der Thränen und Seufzen kein Ende finden. Aber Odho war froh in seim Sinn, er vermeint die Jungfrau zu gewinnen, denn ihre übermässige Schönheit thät ihm das Herz gänzlich bestricken, und er wußt sich kein Rath, als sie zu ehlichen. Derhalben ging er viel zu ihr und wollt sie beschwichtigen mit ehrlichen und herzigen Reden; aber sie mogt ihn nit gern hören, und antwortet spärlich auf sein Kosen. Das verdroß ihn, denn er war hohen Sinns und stolzirend, und als er eins — — — — — — — —

5. Rosa Maria Assing.

Als Theodor Mundt seinen Freund Gustav Kühne 1836 nach Hamburg einlud, pries er ihm eine Familie an, die er durchaus kennen lernen müsse, in der sich die echte deutsche Begeisterung für Alles, was Schriftsteller heißt, noch forterhalten habe und charakterisirt sie so: „Diese Familie ist in ihrem einfachen, gemüthlichen und geistigen Treiben so merkwürdig, daß es vielleicht keine zweite in dieser Art mehr in der ganzen Welt gibt.“ Die hier gemeinte ist die Assingsche Familie. Sie bestand aus dem Vater, einem wackeren Arzt, zwei Töchtern und der Mutter Rosa Maria.

Rosa Maria ist die Schwester Varnhagens von Ense. Sie war am 28. Mai 1783 in Düsseldorf geboren. Von ihrer Kinderzeit berichtet der Bruder:

„Meine Schwester, Rosa Maria, doch gewöhnlich Röschen genannt, gewährte mir das Glück einer lieblichen, in Spiel und Ernst gleich wohlthätigen Genossenschaft, und dabei eines reiferen Vorbildes, für Rath und Anhalt immer bei der Hand. Wir liebten uns wahrhaft, hatten ein unbeschränktes Kindervertrauen zu einander, und wenn je kleine Zänke eintraten, dessen ich mich doch kaum erinnere, so gingen sie schnell und spurlos vorüber.“

Ihre Kindheit verfloß nicht ungetrübt. Schwester und Bruder, die sich so innig liebten, wurden für längere Zeit getrennt. Einer kürzeren Trennung 1790, deren Ursache war,

daß Rosa Maria mit ihrer Mutter nach Straßburg reiste, um die dortigen Verhältnisse zu erkunden, folgte nach einem nicht sehr langen Zusammenleben der Familie in Straßburg bis 1792, eine längere Trennung des Mädchens von Vater und Bruder bis 1796. Während dieser Jahre hatte Rosa Maria mit der Mutter bei alten Verwandten in Straßburg gelebt und begonnen, sowohl in der französischen Sprache, als in anderen Fächern sich die Kenntnisse anzueignen, die sie später befähigten, den Beruf einer Erzieherin auszufüllen. Im Jahre 1796 fand die Wiedervereinigung der ganzen Familie in Hamburg statt, wo Vater und Bruder seit einigen Jahren ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Trotz aller Innigkeit der Geschwister führte dies erneute Zusammenleben nicht zu einer gänzlichen Vereinigung. Vielmehr wurden die Geschwister in Folge einer gewissen Trennung der Eltern auseinandergehalten, da die Tochter naturgemäß mehr zur Mutter, der Sohn mehr zum Vater hielt. Einigermaßen verband sie gemeinsame Lektüre; so wurden beide von Goethes damals erschienenem Werke „Hermann und Dorothea“ in gleicher Weise hingerissen.

Kurze Zeit darauf wurde der Vater krank, und gerade während dieser Krankheit wurde er, der ein begeisterter Franzose gewesen war, ein Franzosenhasser, während Bruder und Schwester ihre französischen Sympathieen behielten. Im Juni 1799 verlor Rosa Maria den Vater. Im Jahre 1800 war das Zusammenleben mit dem Bruder für alle Zeit zu Ende. Denn seitdem dieser in dem genannten Jahre auf die Pepinière in Berlin gegangen war, um sich zum medizinischen Berufe vorzubilden, den er freilich so gut wie niemals ausgeübt hat, kehrte er selten und immer nur auf kürzere Zeit nach Hamburg zurück und war dort meist durch einen bestimmten Beruf und persönliche Beziehungen so gefesselt, daß ein wirkliches Zusammenleben der Geschwister unmöglich war. Seitdem versiegt auch die Quelle, seine Autobiographie nämlich, völlig, die bisher, wenn auch eben nicht sehr reichlich, über Erziehung und Bildung der Rosa

Maria floß. Wir erfahren nur, daß die Genannte mit einzelnen Freunden Varnhagens und auch mit der damals von ihm sehr geliebten Fanny Hertz innig befreundet war. Die Mutter lebte jedenfalls noch 1807, als Varnhagen längere Zeit nach Hamburg kam. Damals verkehrte auch Chamisso viel im Varnhagenschen Kreise. Um diese Zeit muß die Mutter gestorben sein; die geringen pekuniären Mittel, über welche Rosa Maria verfügte, vielleicht auch ein innerer Drang zur Verwerthung ihrer Kenntnisse und zur Beschäftigung mit Kindern, die sie sehr liebte, veranlaßten sie, eine Stelle als Erzieherin in einem reichen jüdischen Hause, bei Frau Oppenheim, anzunehmen. Sie verließ diese Stelle Ende 1810, begründete 1811 in dem Hamburg benachbarten Altona eine Mädchen-Erziehungsanstalt, wozu sie von der Dame, bei der sie früher eine Stellung eingenommen hatte, die Mittel erhielt. Sie fühlte sich in ihrer Wirksamkeit durchaus glücklich, war mit ihren Resultaten zufrieden, hielt es aber 1814 für gerathen, wohl um ihren Bekannten, zu denen die Neandersche Familie, die Frau des Verlagsbuchhändlers Campe und Dr. Julius gehörten, näher zu sein, die Anstalt nach Hamburg zu verlegen.

Schon durch Varnhagen und seinen Genossen Chamisso war ihre Lust am Dichten geweckt oder bestärkt worden; sie betheiligte sich auch mit sieben Gedichten an dem dritten Bande des von den beiden Jünglingen herausgegebenen Musen-Almanachs (1806) und war an den von Varnhagen und W. Neumann edirten „Erzählungen und Spielen“ (Hamburg 1807) gleichfalls thätig. (Ueber beides vergleiche den von mir besorgten Neudruck jenes Almanachs und die Einleitung dazu, Berlin, Paetel 1889.) Nicht alle der damals verfaßten oder erschienenen Gedichte sind in die 1841 erschienene Sammlung ihrer Werke wieder aufgenommen; trotzdem ist ein besonderes Eingehen auf diese Jugendpoesieen schwerlich nöthig. Daß übrigens Varnhagen in jenen Almanach ein Sonett aufnahm, in welchem die Dichterin bescheiden sich als tief unter ihm

stehend erklärte, ihn als einen mit Götterkräften sich in den blauen Aether Erhebenden pries, spricht nicht gerade für seine Selbsterkenntniß und Bescheidenheit.

Wie Rosa Maria die Bekanntschaft und gemeinsame Arbeit mit Chamisso und manchem anderen norddeutschen Poeten ihrem Bruder verdankte, so schuldete sie diesem und seinen Freunden auch, daß ihr der nach Hamburg reisende Vertreter süddeutscher Romantik, Justinus Kerner, zugeführt wurde. Dieser war, nachdem er seine medizinischen Studien in der schwäbischen Heimath einigermaßen abgeschlossen hatte, nach Hamburg gekommen, wo sein als Politiker bekannter Bruder Georg lebte und wirkte, und wo er selbst, der bisher an ländliche Stille gewöhnte und mit praktischer Uebung wenig vertraute Arzt, eine große Stadt mit ihren gewaltigen Hülfsmitteln, ihrem reichen Leben und auch ihren bedeutenden medizinischen Anstalten kennen lernen sollte.

Auf diesen ein paar Jahre jüngeren (er war 1786 geboren), sehr empfänglichen schwäbischen Dichter muß Rosa Maria einen viel größeren Eindruck gemacht haben, als aus den bisher gedruckt vorliegenden Dokumenten ersichtlich ist. Es wäre nicht unmöglich, daß trotz Kerners Verlobung hier eine jener romantischen Neigungen geherrscht hätte, an denen jene Zeit nicht gerade arm war.

Auf eine starke Neigung Kerners zu Rosa Maria kann man schon daraus schließen, daß Assing unmittelbar nach dem Tode seiner Gattin ein von dieser selbst zurechtgemachtes Paket der Jugendbriefe Kerners an den Freund schickte und mit ziemlicher Erregung auf die Empfangsbestätigung des Adressaten wartete. Wenn man diese Erregung auch aus dem nervösen Zustand des Schreibers erklären kann, der sich naturgemäß durch den eben erlittenen schweren Verlust steigerte, so liegt andererseits die Vermuthung nahe, daß in diesen Briefen Dokumente enthalten waren, deren Existenz an sich Assing in gewisse Erregung versetzte. Eine weitere Stütze für die Annahme einer großen In-

timität zwischen Kerner und Rosa Maria ist auch der Umstand, daß Kerners erstes Kind, eine Tochter, den Namen der Freundin erhielt, was um so auffallender ist, wenn man den häufigen Gebrauch erwägt, der ältesten Tochter den Namen der Mutter zu geben.

Rosa Maria wurde besonders Kerners Vertraute in Sachen seiner Braut, so daß er gerade über sie an die neugewonnene Freundin ausführlich schrieb und infolgedessen andere Correspondenten, selbst Uhland, hintansetzte.

Solchen Eindruck machte sie jedoch nicht auf Kerner allein. Durchblättert man den kürzlich gedruckten Briefwechsel Kerners, dann begegnet man, sobald von den Briefschreibern der Name der Freundin genannt wird, geradezu entzückten Ausrufungen der Bewunderung. Von diesen mag wenigstens eine von Amalie Weiße, die dem Hamburger Kreise der Rosa Maria angehörte, statt aller anderen angeführt werden:

„Rosa ist der Edelstein meines Lebens, die Rose ohne Dornen, die den Kranz meines Lebens durch Duft, Form und Farbe aufs Höchste verschönt und erhöht."

Es ist kein Wunder, daß Rosa Maria, die, ohne schön zu sein, die edelste Weiblichkeit darstellte, auf Kerner einen besonderen Eindruck machte. Er hatte bisher niemals in der großen Welt verkehrt, hatte nur einfache Bürger- und Bauernmädchen gesehen; nun trat ihm zum ersten Male eine vornehme, etwas ältere Frau, die immer noch jung genug war, durch ihre Person zu wirken, entgegen.

Diese Bekanntschaft mit Kerner bildete aber auch in Rosa Marias Leben eine Epoche. Durch ihn wurde sie mit den Schwaben bekannt, persönlich mit Karl Mayer und Gustav Schwab, brieflich mit Uhland. Durch ihn erwachte aufs Neue ihr dichterischer Eifer und ihre Wiederannäherung an das romantische Wesen. Durch ihn lernte sie, wie oben vermuthet wurde, eine jener schwärmerischen Neigungen kennen, die für das Zeitalter der Romantik so charakteristisch sind. Endlich wurde ihr

durch ihn der Mann zugeführt, mit dem sie das wahre Glück des Lebens genoß.

Was sie in diesem Verhältniß und in ihren Beziehungen zu Anderen kennzeichnete, das war ihr trostreiches Wesen. Ruhigen und festen Sinn rühmt eine Freundin ihr nach. Als „himmlischer Friede“ bezeichnet ein Anderer die Empfindung, die sie erregte. Durch ihr Gespräch muß sie noch in viel höherem Grade den Eindruck gemacht haben, den Uhland 1811 nach der Lektüre einiger Briefe so fixirt: „Die Briefe von Rosa . . . haben mich mit inniger, milder Freude erfüllt. Es leben noch ganz die schönen, sanften Herbsttage darin und erquickten mich in der kalten Novemberzeit.“ „Schon ihr Organ ist so lieblich“, schreibt einer der Freunde, der längere Zeit ihren Umgang genoß. Ihre von Kerner an Uhland mitgetheilten Verse

> Kommst Du auf der Reise
> Wohl an einen See,
> Nicht gesäumt, und werfe
> Rasch hinein Dein Weh'.

sind, wenn auch sprachlich nicht ganz richtig, ungemein charakteristisch für ihr kräftiges, fröhliches, Leben genießendes und Leben spendendes Wesen.

Was ihre Dichtungen anbetrifft, von denen die eben mitgetheilten Zeilen keinen rechten Begriff geben können, so sind sie nicht sehr zahlreich. Rosa Maria war in den Kernerschen Sammlungen 1812 und 13 mehrfach vertreten, sie ließ einzelnes Prosaische und Poetische in Zeitschriften der folgenden Jahre und Jahrzehnte erscheinen, trat aber niemals selbständig an die Oeffentlichkeit. Das Meiste und sicher Werthvollste ihrer prosaischen und poetischen Arbeiten wurde nach ihrem Tode durch ihren Gatten gesammelt.

Bei diesen Dichtungen hat wohl der Hamburger Aufenthalt eingewirkt. Denn in manchen Gedichten ist von dem Meer die Rede und Erwähnungen von Stürmen, Seeabenteuern, Rettungen sind nicht selten. Allerdings ist auch in diesen Dichtungen, in

denen das Element des Wassers vorkommt, der Einfluß des während der Jugendzeit gesehenen Rheinstroms unverkennbar, so daß Kindheit und Jugendzeit in gleichem Maße ihre Einflüsse gespendet haben. Dieses Individuelle wird dagegen paralysirt dadurch, daß gerade in diesen Gedichten, in denen scheinbar von persönlichen Eindrücken und eigenen Erfahrungen gesprochen wird, wundersame Rettungen und absonderliche Erlebnisse mit dem selbst Gesehenen vermischt werden, so daß Phantasie und Beobachtung in demselben Maße an den Versen betheiligt sind. Denn es ist für unsere Dichterin charakteristisch, daß sie sich gerade in Stimmungen zu versetzen weiß, die ihr nicht natürlich sind. So schildert sie mehrfach die Lage einer unglücklichen Jungfrau am Hochzeitsmorgen, oder sie beschreibt, wie ein Mädchen ohne Liebe heirathet, nur um der Tyrannei der Eltern zu entgehen, oder wie eine andere, die ihre Liebe unterdrückt, um des Wohllebens willen einem vermögenden älteren Manne die Hand reicht, und stellt nun dar, wie alle diese das Wirkungslose dieses Opfers bald erkannt haben; auch sonst weiß sie, die glückliche Ehefrau, von unglücklichen Ehen, sie, das gute Weib, von bösen zu erzählen. Ueberhaupt geht durch diese Gedichte im Ganzen ein trauriger, elegischer Zug. Besonders häufig wird der Gedanke der Trennung ausgedrückt. In den Gedichten „Aus Juliens Nachlaß“, von denen man schwerlich annehmen kann, daß sie wirklich einer anderen angehören, — sonst hätte sie Assing wohl nicht in die Sammlung seiner Frau aufgenommen —, tritt diese traurige Stimmung äußerst stark hervor. Aber auch in anderen Dichtungen kommt der Gedanke vor, daß Männertreue umsonst gesucht werde, Liebesunglück und Verlassenheit des Weibes Loos sei. Während in den erwähnten Dichtungen die Phantasie ein leicht durchsichtiges Spiel treibt, tritt die Dichterin anderwärts mit ihrer Person hervor. Sie rühmt ihre Freundinnen, z. B. die überschwängliche Amalie Schoppe, die Rosa Maria mit ihrer Bewunderung ebenso quälte wie mit ihrer Empfindlichkeit. Sie klagte rührend über den Verlust eines Kindes. Sie rühmte

gern die Ihrigen, ihren Vater und Bruder, letzteren nicht bloß in dem bereits erwähnten Gedichte, während sie von der Mutter merkwürdigerweise schweigt. Sie spendete ihren Freunden Lob, z. B. Kerner in einem noch zu erwähnenden Gedichte. Besonders zahlreiche Verse sind dem Gatten gewidmet. Der verschwiegenen Zeit der heimlichen Brautschaft entquoll manch zarter Vers (vgl. „Abschied und Bündniß", „Angst und Beruhigung", „Rückblick", „Wunsch", „Wiedersehen"). Aber auch nach geschlossenem Ehebündniß drückte sich das tiefe Gefühl echter und froher Zusammengehörigkeit in manchen Liedern aus. Kleine Geschenke, die sie erhielt, oder Gaben, die sie spendete, entlockten ihr manch anmuthigen Vers.

Hinter den Ihrigen tritt die Umgebung und die Zeit ziemlich zurück. Unter den Zeitereignissen spielt eigentlich nur das gewaltige Kriegstoben, das Unglück vor den Befreiungskämpfen und die Erregung nach ihnen eine Rolle; aber es ist merkwürdig genug, daß auch in einem solchen Liede die Dichterin zu Frauen spricht und dem Gedanken Raum gibt, daß den Frauen zunächst die Klage zukäme. Beobachtungen des wirklichen Lebens und der Umgebung sind außer den früher angeführten selten. Ein „Nachtwächterlied" spricht nicht eben allzu deutlich von ihren heimischen Verhältnissen; niedliche Erfindungen, z. B. die, daß Amor aus Aerger darüber, daß die Nymphen die Spitzen seiner Pfeile abgebrochen haben, diese Spitzen den Rosen als Dornen hinzufügt, sind nicht häufig.

So ist das Thema ihrer Lyrik fast durchweg die Liebe. Die Sammlung ihrer Gedichte schließt daher gewiß ganz richtig mit dem Distichon:

> Ja, ich hab es erkannt, der Frauen Bestimmung ist Liebe,
> Darum so einzig allein geb' ich der Liebe mich hin.

Ihre Metrik und ihre Sprachbehandlung sind keineswegs immer ganz einwandsfrei, eines der schlimmsten Beispiele ist: „Nach Dir sehn' ich," wo außer dem fehlenden Reflexiv die gänzlich falsche Silbenmessung unangenehm auffällt.

Außer den Gedichten sind in dem gedruckten Nachlaß auch drei Prosastücke mitgetheilt. Sie sind dem Umfange nach fast ebenso groß wie die Gedichte und bilden durch Schlichtheit der Sprache und durch eine nicht üble Erfindung eine angenehme unschuldige Lectüre. Eine dieser Geschichten wurde neuerdings von einem gemeinnützigen Verein als gesunde Volkslectüre wieder abgedruckt. Alle drei sind Liebesgeschichten mit glücklichem Ende, das freilich manchmal mit einigem Zwang herbeigeführt wird. Denn in der ersten „Fabio und Clara“ muß nach wirklicher und vermeintlicher Schuld viel Blut fließen, bevor die Liebenden vereint werden, und gar manche Mordthat geschieht, die hätte vermieden werden können, wenn die Mithandelnden so klarsichtig wären, wie die Leser. Die Erzählung „Herr Thomas Brown und seine Nachbarn,“ ist eine gut angelegte humoristische Geschichte, in der die Liebe Sohn und Tochter zweier feindlicher Väter zusammenführt und schließlich auch die etwas starren Väter einigt. Während Rosa Maria in der ersten Erzählung in Spanien schweifte, in der zweiten sich nach England wandte, verweilte sie in der dritten „Der Schornsteinfeger, Erzählung nach einer wahren Begebenheit aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts“ in Straßburg. Es ist eine moralisirende Liebesgeschichte, in welcher der Satz verfochten werden soll, daß nicht äußere Standesvorurtheile bei der Wahl eines Gatten maßgebend sein sollen, sondern treue Liebe. Demgemäß erhält der stattliche, muthige, in Gefahren erprobte, gebildete und hübsche Schornsteinfegermeister die einzige Tochter eines begüterten und gelehrten Rathsherren zur Frau, nachdem dieser lange dem verliebten Paare sich widersetzt hatte.

Der Herausgeber der in Vorstehendem, ihrem Inhalt und Wesen nach skizzirten Sammlung, Assing, der Rosa Marias Gatte ward, verdient ebenso wie die Gattin selbst eine kurze Besprechung.

Es war die letzte und wichtigste Folge der Beziehungen Kerners zu Rosa Maria, daß dieser ihr künftiger Gatte, Assing,

zugeführt wurde. Assing war als Jude geboren. Er war, wie aus seinen Nachlaß-Papieren in der Varnhagenschen Sammlung hervorgeht, ein Sohn des Kaufmanns Assur Levy in Königsberg, der am 3. Januar 1803 in Königsberg starb. Er hatte neun Geschwister und war ein nicht unvermögender Mann. In einem Notariats-Instrument des Jahres 1817 wird sein Vermögensantheil, der in der Verwaltung eines seiner Brüder sich befand, auf 44,074 Frs. berechnet. Er führte, so lange er Jude war, seinen Vornamen Assur als Familiennamen und wechselte Namen und Glauben, als er im Jahre 1816 sich mit Rosa Maria verheirathete. Er war ein tüchtiger Arzt, der mancherlei medizinische Aufsätze schrieb und sich in Hamburg einer großen Beliebtheit beim Publikum erfreute. Auch als Dichter war er nicht unbegabt, obwohl durchaus nicht originell. Er hatte Kerner als Fachgenossen in Wien, wo beide eine Zeitlang lebten, kennen gelernt und befreundete sich mit ihm hauptsächlich dadurch, daß er Kerners frühgewonnene Braut, Friederike Ehmann, ärztlich behandelte und dadurch mit diesem naiven, charaktervollen, wohl auch bildungsfähigen, hauptsächlich aber durch seine Treue rührenden Wesen in nähere Verbindung kam. Assur ist den als Jude geborenen deutschen Schriftstellern zuzurechnen, die sich ganz deutsch fühlten und die, wie ihre Väter zu Mendelssohn und Lessing geschworen hatten, sich vollständig den Einflüssen Goethes und der Romantiker unterwarfen. Er muß, obwohl er von Kerner manchmal in seiner Weise bespöttelt wird, durchaus zu seinen Intimen gehört haben. Zeugniß dafür ist nicht bloß die Thatsache, daß Assur von vornherein als Mitarbeiter an Kerners journalistischen Unternehmungen erscheint, daß er, der in Tübingen seine medizinischen Studien fortsetzte, wie erwähnt als Arzt für Rikele angenommen wurde, sondern hauptsächlich die herzlichen Billette, die zwischen Tübingen und Welzheim gewechselt wurden, der Besuch, den Assur bei Kerner in Wildbad machte und vornehmlich die zärtlichen Schreiben, die zwischen Hamburg und Wildbad resp. Welzheim hin und her wanderten.

Nach Hamburg nämlich war Assur gekommen, um dort als Arzt thätig zu sein. Vielleicht hatten Varnhagen und Kerner diesen freiwilligen Entschluß in ihm bestärkt, indem sie ihm die Allerweltströsterin Rosa Maria als allerspeziellsten Trost in Aussicht stellten. Des Trostes bedurfte Assur oder glaubte seiner zu bedürfen, weil er in noch stärkerer Weise als Kerner an tiefer Melancholie, Unzufriedenheit mit sich selbst und geringer Neigung zu seinem Berufe litt. Obgleich er durch sein nicht unbedeutendes Vermögen in einer viel unabhängigeren Lage als Kerner sich befand und nicht wie jener nöthig hatte, in kleinen Landstädten mühselig sein Brod zu verdienen, sehnte er sich doch aus seinem Zustande heraus, um so mehr, als er in der ersten Zeit seines Hamburger Aufenthaltes bei einem chemischen Versuch sich am Auge verletzt hatte und durch diese Verletzung großen Schwierigkeiten zu begegnen fürchtete.

In Rückerinnerung an jene Zeit des Zusammenlebens und gemeinschaftlichen Strebens hat Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten II, 324 ff. den künftigen Schwager folgendermaßen charakterisirt.

„Denn auch dieser letztere, der sich des Hauptsitzes norddeutschen Humors als seiner Heimath rühmen konnte, vereinigte Tiefsinn und Witz, Fülle der Empfindung und Schärfe der Satyre. Sein durchaus gediegenes Wesen, die grundfeste Redlichkeit, die sich in all seinem Thun offenbarte, und die frische Gluth, mit der sein Herz für alles Gute schlug, gewannen ihm Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Der Grundton von Schwermuth und Sehnsucht, der seine Laune und Heiterkeit stets begleitete, vermehrte nur die Anziehung, die er ausübte."

Die Stimmung der beiden für einander bestimmten Wesen, Assings und Rosa Marias, wird aus einzelnen Aeußerungen, die im Kernerschen Briefwechsel gedruckt sind, klar, geht aber deutlicher aus den beiden folgenden, in jenen Briefwechsel nicht aufgenommenen Stellen hervor. Assur nämlich schrieb am 28. April 1812: „Ich habe nun Kraft und Trost, weil ich an

der Rosaquell sitze, aus der beim trübsten nebelichsten Wetter klares Wasser quillt.“ Am 22. August 1812 meldete Rosa: „Assur kommt alle Tage, oft zweimal zu mir, sein ganzes Wesen ist wirklich eine sehr liebenswürdige und seltene Erscheinung; es ist so viel Hohes und Göttliches in ihm, und dabei eine solche Kindlichkeit und Demut; aber etwas mehr Kraft und Schicklichkeit für das äußere Leben möchte ich ihm wünschen, denn Stärke und Kraft ist gerade heut zu Tage dem nöthig, der viel Schönes und Göttliches in sich trägt, um es gegen den Andrang der Gemeinheit, des Bösen und der rohen Gewalt zu vertheidigen; man muß auf der Erde fest stehen und kühn mit dem Haupt in den Himmel ragen.“

Assurs erster Hamburger Aufenthalt dauerte nicht lange. Jener Zeit aber gehört ein merkwürdiger Plan an, der für die damalige Epoche und den ganzen Kreis, mit dem wir es zu thun haben, so charakteristisch ist, daß er an dieser Stelle nicht fehlen darf. Assur hatte nämlich, obwohl er damals noch Jude war, an Kerner die Anfrage gerichtet, ob dieser ihm nicht helfen könne, in ein Kloster einzutreten. Auf diese wohl ernst gemeinte Frage ist der folgende Brief die gewiß völlig ernste Antwort:

Welzheim 5. Februar 1812.

Bester Assur!

Dein Brief freute mich, weil Du mir selbst in seiner Trübheit ruhiger und klarer, ja froher vorkommst, als ich von Dir es sonst gewohnt war.

Deinen Wunsch, in ein Kloster zu gehen, wollte ich gern unterstützen, wenn noch die alte Zeit wäre. Die Sache ist auch nicht so gleich abgemacht, man muß sich der Theologie eigentlich gewidmet haben, um jetzt in ein Kloster aufgenommen werden zu können.

Ein theurer Freund von mir, Dr. Prael in Hiltersheim, war von Jugend auf daselbst ein Mönch. Als aber die Klöster

aufgehoben wurden, ergrif er den Äskulapstab und er scheint dieß nicht bereut zu haben, obgleich er wie wir denkt.

Wegen dem äußern Uebel, das Dich traf, bedaure ich Dich. Tröste Dich darüber mit meinem Chemicus St., der auch ein Aug verlor, ja lange ganz blind war.

Die medicinische Praxis (oder vielmehr das gewöhnliche Alltagsleben) taugt freylich für Dich so wenig als für mich.

Du weichest ihm aus, als wie einer, den man mit kaltem Wasser besprengen will, zurück zuckt. Ich aber lasse mich mit über einandergebissenen Zähnen und zurückgehaltenem Athem besprengen. Nur so unterscheiden wir uns hierin von einander. Es wird Dir weniger Verderben bringen als mir.

Wenn Du Herr Deines Vermögens werden kannst, so kannst Du Dir ja das unabhängigste, einsamste Leben, das Du Dir nur wünschen kannst, verschaffen, besonders in Schwaben. An wievielen einsamen Waldhütten in der heiligsten Gegend gehe ich hier als vorüber, in denen ich mir recht einsame, recht glückliche Menschen denken kann. So eine, um sie einen Garten und nur sparsamen Unterhalt zu haben, wäre ja das Erwünschteste. Ich wollte Dir hier solche Waldhäuser zeigen, von denen Du Dich nicht ohne Betrübnis losreißen könntest. Ich rathe Dir im Ernste und kann es mit gutem Gewissen: komm in die hiesige Gegend, kaufe Dir ein Haus und nur ein paar Güter um dasselbe, und (sic) daß Du aber dann kein Einsiedler bist, sondern in einem Kloster nach Deinen Wünschen lebst, will ich zu Dir ziehen, meinetwegen mit Rickele.

Dort wollen wir dann so fromm und andächtig wie in einem Kloster leben und vor die Hausthüre ein hohes Kreuz pflanzen, das gen Norden zu unsere Freunde schauen soll.

Erkundige Dich doch einmal im Ernst um Dein Vermögen und wie Du im Stande bist, es von Deinen Brüdern los zu bringen.

Um 12—14,000 Gulden kannst Du gegenwärtig in Schwaben ein ganzes Kloster kaufen . . . . Ich würde mir einen Esel mit

zwei Häugkörben kaufen, darauf all meine Effecten laden und denn, so bald der Schnee geht, vor mir her nach Süden in den Welzheimer Wald treiben. Da kommst Du zu dem berühmten Hohenstaufen, dem schönen Gebirg, und zu dem Kloster Lorch, in dem die schwäbischen Kaiser und Könige begraben liegen und die griechische Irene, das aber nun dem gänzlichen Einsturz nahe ist. In der Waldhütte soll uns dann ein neues Leben aufgehen. Die Waldvögel sollen die Orgel unseres Klosters und Rickele sein Marienbild sein.

Auch soll uns die Wissenschaft und Kunst beruhigen und Harmonie in uns bringen.

Daß all dieses mein hoher Ernst, ja mein einziger Wunsch ist, soll Dir auch Rickele bezeugen und die innige Liebe, die ich zu ihr trage. Antwort bald!!! Ewig Dein

J. Kerner.

Dieser Brief wurde offenbar von Kerner an Rickele geschickt und von ihr am 16. Februar mit einem besonderen Briefe an den Adressaten weiter gesandt. Aus diesem Briefe Rickeles mögen die folgenden Zeilen hier Platz finden.

„Kerner hat meinen Wunsch, daß Sie zu uns kommen möchten, schon ausgesprochen. Ja, lieber Assur, kommen Sie, Sie müssen gute, teilnehmende Menschen um sich haben, sonst würde Ihr Gemüth noch mehr leiden, Sie sollen uns Freund und Bruder seyn.

„Ihr Umgang wird uns manche Stunde erheitern, oft wollen wir miteinander die schöne Waldgegend durchwandern und uns der schönen Natur, ihres weisen gütigen Schöpfers und unserer Freundschaft freuen. Zu Hause sollen Sie eine besorgte Schwester an mir finden und ganz nach Ihrem Gefallen leben. Kommen Sie bald, lieber Assur. Ich freue mich recht auf Sie und Kerner auch, er hat Sie sehr lieb." —

Ueber den in dem Briefe genannten Doctor Prael vermag ich aus den biographischen Quellen, die mir zur Verfügung

stehen, nichts zu eruiren. — Chemicus St. (S. 215) = Dr. Staudenmayer ist ein Gönner Kerners in Ludwigsburg, der als Chemicus in den Jugendbriefen Kerners vorkommt und auch in seinem „Bilderbuche“ und in den „Reiseschatten“ kurz geschildert wird. —

Die Klosterpläne wichen bald. Gleich am Anfang der Befreiungskriege stellte sich Assur seinem Heimathlande Preußen zur Verfügung und trat als Arzt ins preußische Heer ein. Im Sommer 1813 kam er für kurze Zeit wieder nach Hamburg zurück und überredete Rosa Maria zu einer Reise nach Berlin, wo sie manche alte Freunde wiederfand und neue wie J. E. Hitzig, den bekannten Kriminalisten, und den damals von den schwäbischen Dichtern sehr geschätzten Thorbeck kennen lernte. Im October 1814 kam er definitiv nach Hamburg zurück, das er nun nicht mehr oder nur für kleine Reisen verließ.

Er hatte sich mit Rosa Maria, schon bevor er 1813 ins Feld zog, heimlich verlobt und schloß drei Jahre später mit ihr einen vollbeglückten Ehebund.

Das Leben der Gatten war ein schönes, selten getrübtes. Nur der frühe Tod eines Ende 1816 geborenen Sohnes schmerzte beide tief; zwei Töchter, welche die Mutter lange überlebten, und von denen die Eine, Ludmilla, durch ihre vielfachen Veröffentlichungen nicht immer rühmlich bekannt wurde, machten ihr ganzes Glück aus.

Während man im Allgemeinen über Rosa Marias häusliches Leben und ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Andern wenig unterrichtet ist, hat sich glücklicherweise ein Theil ihres Briefwechsels mit Kerner erhalten, von dem oben schon an einzelnen Stellen Gebrauch gemacht worden ist. Aus diesem soll nur Einzelnes hier hervorgehoben werden. Es sind zweiundzwanzig Briefe von Kerner und seiner Braut an Rosa Maria und Assing, achtunddreißig Briefe des Assingschen Paares an das Kernersche — alle diese im Original —, außerdem noch eine Anzahl Abschriften von Briefen beider Paare erhalten. Die Correspondenz beginnt 1809 und schließt 1841. Es ergibt sich

aus ihr namentlich für die erste Zeit eine schöne Gemeinsamkeit der Interessen und Anschauungen. Ganz besonders rührend ist die Theilnahme der Hamburger an Rickeles Befinden, die Lust der Rosa Maria, sie zu sich nach Hamburg zu nehmen und dort zu pflegen. Auch während der Befreiungskriege waren die Beziehungen zwischen Kerner und Assing ziemlich eng; in den Anschauungen beider Männer über die Zeitereignisse zeigte sich viel Gemeinsames. Dann aber trat eine Entfremdung ein. Sie hatte ihren Grund theils in der Entfernung überhaupt, theils in der Schreibunlust des Assingschen Paares, theils in dem Umstande, daß Kerner poetische Arbeiten Assings, die ihm in früheren Zeiten zur Aufnahme in seine periodischen Sammlungen überlassen worden waren, nach vielen Jahren, ohne den Dichter zu befragen, beliebigen Herausgebern für ihre Zeitschriften überlassen hatte. Das war eine Sorglosigkeit, die mit Kerners ganzem Wesen zusammenhing und von ihm gewiß nicht böse gemeint war, die aber Assing recht unangenehm sein mußte, weil er als Fünfziger nicht mehr mit Aeußerungen hervortreten wollte, die sich wohl für den Zwanziger geziemt hatten.

Das Verhältniß wurde erst wieder fester geknüpft durch Reisen, die Rosa Maria mit ihren beiden Töchtern, theils zum Vergnügen, theils zur Erholung, nach Süddeutschland machte. Nach der ersten dieser Reisen ist der folgende Brief geschrieben.

Trotz aller Herzlichkeit, die bei Kerner durchaus nicht gemacht ist, beweist er doch, daß dieses Zusammensein, das erste nach einem Vierteljahrhundert, nicht so erfreulich war, wie die Zusammentreffenden es sich gedacht hatten; vielmehr traten persönliche Nichtübereinstimmung, ästhetische und kritische Differenzen hervor.

Die große Verschiedenheit in der Lebens- und Weltanschauung beider, die sich allmählich herausgebildet hatte, konnte durch einen kurzen persönlichen Verkehr nicht ausgeglichen werden. Gerade Rosas Mitleben mit der Gegenwart, ihr Geschmack an Dichtern, die auf Kerner abstoßend wirken mußten, z. B. Heine, ihre Neigung

zu der neueren Literatur mögen in diesen friedlich beginnenden Unterredungen ebenso scharf hervorgetreten sein, wie Kerners Geisterglaube und seine Lust, Andere zu bekehren.

Dieser Brief lautet:

Weinsberg, 22. Oktober 1833.

Geliebteste Rosa!

Durch Euren Brief wurde das ganze kleine Haus in große Freude versetzt und wir danken herzlich. Wir glaubten schon, Ihr seiet im Rhein untergegangen. Nun kam aber die Taube mit dem Oelblatt. Es war mir ein wirkliches Oelblatt (Blatt der Versöhnung, des Friedens), denn ich hörte von verschiedenen Seiten; Du seiest mit mir gar nicht zufrieden gewesen, habest mich nicht begreifen können. — Das Gehen der Marie [Kerners Tochter] mit Alexanders [Grafen von Württemberg], das Du mir so übel nahmst, mußte sein und ich konnte und kann es Dir nicht näher auseinandersetzen.

Marie war auch sehr (unschuldig) vergnügt und kam, da hier schon die Bleichsucht wieder an sie angesetzt hatte, wie eine blühende Rose zurück. In Deinen gelehrten Streit mit Niembsch wollte ich mich weiter nicht im Ernst mischen, da ich kein Kritiker bin und nicht verstehe, ob der oder jener besser dichtet. Daß Rückert ein vielseitiger, wohl aber gewiß kein besserer Dichter ist als Uhland, fühle ich — möchte es aber auch gerade nicht aussprechen. Heines Gedichte kenne ich nicht. N[iembsch] schrieb nach Eurer Abreise und läßt Euch herzlich grüßen. Jetzt ist er in Wien. Die Herbstfreuden, von denen Ihr hier schon zu (so) Vieles reden hörtet, wurden durch schlechte Witterung sehr vermindert. Doch wünschen wir Euch manchmal her zu ihnen. Den Kindern hätten sie immer einigen Spaß gemacht.

Mit Rickele war ich kürzlich einige Tage in Stuttgart, wo man sich Deiner noch mit vieler Liebe erinnert. Deine herrliche Blumenvase behielt ich nicht. Zürne abermals! Das Beste, das Theuerste müssen meine zwei Lieblinge haben, die in

Stuttgart in dem großen Hause, über dem eine Krone von Gold ist, wohnen. [Hartmanns?]. Dort in ihrem Arbeitszimmer (sie ließen sie in goldenen Rahmen fassen) hängt sie nun und dort sah ich sie kürzlich wieder. Ich sagte ihnen viel Schönes von der Meisterin und ihrem Bruder und den alten Correspondenten des Vaters. Und das Gedicht, das die Schattenblumen besingt, wirst Du in der zweiten Auflage meiner Gedichte, die diesen Winter bei Cotta erscheint, lesen. Soeben pickt der Rabe ans Fenster, der schwarze Niclas, und grüßt Euch recht herzlich. Auch der Storch klappert darein.

Theobald war entsetzlich stolz, daß ihm eine so gelehrte und berühmte Frau geschrieben. Er trägt den Brief überall umher, aber eine Antwort wirst Du weder von ihm noch von Rickele, wie auch nicht Deine lieben Kinder auf ihre netten Briefe erhalten. Aber wahrlich nicht aus Mangel an Liebe, sondern weil man bei uns die Feder so schwer wie das Maul — ausgenommen zur Suppe und Spatzen — führt, sie kommen nicht zum Schreiben, daher kommt doch selbst bald wieder. Aber hofft nicht, uns artiger und namentlich doch ja nicht mich anders zu treffen, als Ihr uns und mich trafet — schwerfällig und unbegreiflich, aber im Innern doch voll Liebe zu Euch und so von inniger Theilnahme an Euerem ferneren Thun und Ergehen erfüllt. Gott mit Euch und dem heiß geliebten Assing!!!! Ewig Euer

J. Kerner.

Auch in Rosa Marias Aufzeichnungen hat sich die Erinnerung an diesen Besuch im Kernerhause, der später übrigens wiederholt wurde, erhalten. Sie findet sich in einem Gedichte „Das seltene Haus" (1833), das in die Sammlung ihrer Gedichte aufgenommen ist und das hier zur Charakteristik ihrer poetischen Art und der menschlich-schönen Beziehungen dieser Menschen mitgetheilt werden mag.

Das seltene Haus.

(1833.)

Ich geb' euch frohe Kunde
Von einem schönen Land,
Darin auf meiner Reise
Ein seltnes Haus ich fand.

Drin wohnt ein edler Sänger
Mitsammt dem edlen Weib,
War einst ein Schattenspieler
Zu Vieler Zeitvertreib.

Des Hauses Glück erleuchtet
Der Kinder Jugendschein,
Drum ist wie Rosenblüthe
Des Sängers Töchterlein.

Drum ist der Knabe fröhlich,
Sein Sinn so keck und frei,
So kühn, — als ob Vertreter
Des Volks er jetzt schon sei.

Ein Kind noch in der Knospe
Wie Lilie weiß und zart,
Wird sich noch einst entfalten
Zum Blümlein eigner Art.

Es blicket zwischen Lauben
Und reichem Gartenflor
Durch Rebgewind und Nußbaum
Ein alter Thurm hervor.

An grauer Vorzeit Tage
Mahnt er, an Vehm und Acht: —
Jetzt wird dort bankettiret,
Mit Gästen froh gelacht.

Ein Storch erscheint beim Mahle
Als Hausthier ernst und zahm,
Dabei ein schwarzer Rabe,
Herr Niklas ist sein Nam!

Doch horch! welch ein Getöne
Trifft wunderbar das Ohr!
Wie Geisterklänge schwebt es
Im Dämmerlicht empor!

Kaum athmend horcht ihr schweigend,
Ist's ferne, ist es nah? —
Der Sänger läßt ertönen
Die Mundharmonika!

Es wird nach vielen Jahren,
Wenn wir schon längst dahin,
Von diesem Haus die Kunde
Zu Lied und Sage blühn.

Wie mancher edle Sänger
Ist froh dort eingekehrt!
Wie manchem fremden Wandrer
Wird drinnen Ruh bescheert!

Auch ich bin drin gewesen; —
Kennt ihr ob dem Bericht
Das Dichterhaus zu Weinsberg
Im Schwabenlande nicht?

Im Jahre 1840 am 22. Januar starb Rosa Maria. Ihr Gatte, der diesen Tod nicht zu überwinden vermochte, beklagte ihn auch öffentlich in einer Sammlung von Gedichten.

In zahllosen Versen drückte er den Gedanken aus, daß es sich für ihn nicht lohne länger zu leben. Er zürnte der Sonne, daß sie noch scheine, erklärte, aus seinem Hause nicht ausziehen zu können, weil der Schmerz überall mit ihm ziehe. Er wagte nicht, der Verstorbenen ihre Lieblingsblume, Reseda, aufs Grab zu pflanzen. Jedes kleine und große Ereigniß erinnerte ihn an sie und erneuerte, verstärkte seine Sehnsucht nach dem Tode. Er rühmte im Einzelnen ihre Fähigkeiten, z. B. ihre Kunst des Ausschneidens. Er wandte sich mehrfach an die hinterlassenen Liebespfänder, an seine Töchter, wollte aber auch von ihrer Seite nicht durch äußere Trauerzeichen an seinen beständig wachen Verlust erinnert werden.

Diese Klagegedichte sind nicht bloß ihrem Inhalte nach recht einförmig, sondern auch in ihrem Ausdrucke sehr unpoetisch. Den großen Unterschied seiner früheren, nicht talentlosen Lieder gegenüber dem damaligen öden Einerlei erkennt man, wenn man das hübsche Gedicht, das Assing 1812 der Geliebten widmete, mit dem hölzernen Erneuerungsgedicht aus dem Jahre 1840 vergleicht.

Wirklich poetische Klänge sucht man in dem Buche vergebens. Während der Gatte, der gewiß von tiefem und wahrem Schmerze erfüllt war, nicht die Fähigkeit besaß, seinem Schmerz den richtigen Ausdruck zu geben, wußten Andere den Verlust würdig zu beklagen. In der gleich mitzutheilenden Charakteristik Gutzkows tritt namentlich ein schon erwähnter Zug hervor, der sonst den Romantikern nicht eigenthümlich ist. Während nämlich diese Revolutionäre von ehedem in ihren späteren Jahren Reactionäre wurden und daher die neue Zeit von Sturm und Drang, das Junge Deutschland nicht verstanden, ja geradezu verachteten, zeichnete sich Rosa Maria durch ein Mitleben mit der Gegenwart aus.

Schon in einem Briefe an Kerner, 27. Juli 1837, hatte sie von sich und ihren Töchtern Folgendes gesagt:

„Da besonders ich und Ottilie und Ludmilla mit Interesse die neue Richtung unserer Literatur verfolgen, so ist es sehr anregend und belebend, einen Vertreter der jungen Literatur als Geistesverwandten darüber sprechen zu hören, eine Freude, die wir nicht immer haben, denn die Meisten in unserem Kreise hängen am Alten, und mein theurer Assing mit, der manchmal über uns Kinder den Kopf schüttelt, wenn es Debatten über Gegenstände der Literatur zwischen uns gibt. Ich halte auch am Guten, Alten, aber ich erfasse auch manches Neuere und verschließe mich ihm nicht und finde mich auch nur reicher dadurch.“

Gerade von zwei Vertretern dieser neuen Richtung sind in dieser Beziehung höchst charakteristische Aeußerungen erhalten. Die eine rührt von Karl Gutzkow her und lautet:

„Rosa Maria war früher Erzieherin gewesen. Von diesem Berufe, zu dem sie die Reinheit ihres Gemüths besonders fähig machte, hatte sie für ihr Wesen manche Grundtöne behalten, die ihrer Art, sich zu geben und Andere zu nehmen, eine eigene Sicherheit und Vollständigkeit anhauchten. Sie wußte um die Weiblichkeit ihrer ganzen Erscheinung sehr sichere Gränzen zu ziehen und milderte die Flammen ihres Gemüths durch einen seltenen Takt für die verschiedenen Beziehungen des Lebens. Ueberhaupt war sie dem Wesen ihres Bruders verwandt; so jedoch, daß die Eigenschaften, die vielleicht an einem Mann auffallen könnten, grade an ihr als vollendetste Weiblichkeit hervortraten. Gern glich sie aus; sie milderte Allzuschroffes, sie wußte alles Ueberschreitende sogleich auf ein schönes Maß zurückzuführen. Versöhnend, vermittelnd waltete sie zwischen entgegengesetzten Persönlichkeiten; peinliche Stimmungen wußte sie auf eine gewandte Art in Behaglichkeit aufzulösen. Verstand und Gemüth waren bei ihr in einer so schönen Harmonie, daß niemals der eine Theil den andern fortriß. Nur in ihren Er-

innerungen war sie unbedingt Schwärmerin. Die Vergangenheit gehörte ihrem Herzen an; für das Gegenwärtige und Zukünftige hatte sie dagegen die feinsten Fühlfäden einer bei Frauen seltenen Weltbildung, eines Verstandes, der jedoch nie angreifend, sondern nur abwehrend verfuhr. Ihre Ironie war immer gut, muthig, und wenn sie einmal schärfer hervortrat, so hatte es der, den sie treffen wollte, sicher auch verdient.

„Besonders nach zwei Seiten hin war Rosa Maria in ihrer Erscheinung außerordentlich. Sie hatte einmal einen eigenen Cultus der Erinnerung und sodann ein beinahe künstlerisches Prinzip der schönen Geselligkeit. Nie ist mir ein Wesen vorgekommen, das so, wie Rosa Maria, ein stets festlich geschmücktes Gedächtniß hatte. Ihre Erinnerung war stets mit Kränzen behangen. Alles stand darin in schönstem Sonnenlichte; sie knüpfte an die kleinsten Reliquien lange Seeligkeiten von Eindrücken, die mit unverwelklicher Frische in ihrem Innern blühten. Man mußte sie hören, wenn sie von den Tagen der romantischen Literaturepoche sprach! Es war wie ein Klingen aus jener Märchenwelt, wie ein Dämmer jener mondbeglänzten Zaubernacht, die von damals noch immer ihre Sinne gefangen hielt. Ihr Auge blitzte, wenn sie von den Tagen sprach, wo sie mit Uhland, der sich damals Volker nannte, mit Schwab und allen den Spätlingen der romantischen Schule den deutschen Dichterwald herausgab."

Auch ein Andrer, Heine, gehörte zu Rosa Marias Bekannten; wahrscheinlich hatten sich beide in Hamburg kennen gelernt. Der Besuch, den Rosa Maria 1835 bei ihrer oben erwähnten Reise, die sie bis Paris führte, abstatten wollte, scheint, wie aus den von Karpeles (Deutsche Revue, Aug. 1897) mitgetheilten Schriftstücken hervorgeht, nicht zustande gekommen zu sein. Am angeführten Ort wird aber aus einem Briefe Heines an Varnhagen 1840 eine Stelle über Rosa Maria mitgetheilt, die als das Urtheil eines keineswegs oft zum Lobe aufgelegten Kritikers hier stehen mag: „Ich habe die Hingeschiedene sehr

gut gekannt. Sie zeigte mir immer die liebreichste Theilnahme, war Ihnen sehr ähnlich in der Besonnenheit und Milde, und obgleich ich sie nicht allzu oft sah, so zählte ich sie doch zu den Vertrauten in dem heimlichen Kreise, wo man sich versteht, ohne zu sprechen — heiliger Gott, wie ist dieser Kreis, diese stille Gemeinde allmählich geschmolzen seit den letzten zehn Jahren!"

Aber auch von den schwäbischen Freunden wurde ihr Verlust tief empfunden. Dies geht sowohl aus manchen im Kernerschen Briefwechsel gedruckten Aeußerungen hervor als aus folgender Stelle, die einem Briefe Gustav Schwabs an den hinterbliebenen Gatten entnommen ist.

„Nicht nur eine theure persönliche Freundin, auch eine Freundin unserer Jugendbildung durch die Poesie und Theilnehmerin an den süßesten Arbeiten früherer Tage, eine der lieblichsten Gestalten aus dem heiteren Dichterkreise, der vor 30 Jahren sich so harmlos und ungestört gleicher Gesinnung und Ansicht, wie gleicher Wirkungsweise erfreute, ist mit ihr von uns geschieden."

Gerade dieses Wort bildet den besten Schluß für eine Betrachtung der Rosa Maria. Was in ihrem Wesen so wohlthuend berührt, ist die Harmonie. Da ist kein Sprung, keine Willkür, sondern gesetzmäßige Entwicklung. Im Gegensatz zu anderen Frauen, von denen bisher in diesem Bande die Rede war: Dorothea und Caroline, Therese Huber und Frau Forkel-Liebeskind, ist bei ihr alles rein, es zeigt sich bei ihr keine Uebertretung der Sittengesetze, kein Fehl. Sie war eine liebende Gattin, eine vortreffliche Hausfrau, eine ausgezeichnete Mutter. Sie wahrte Treue, wie sie Treue empfing. Kein fremder Zug entstellt das schöne Bild. Diese Reinheit und Harmonie, eben weil sie so selten waren in jener Zeit, wurden allgemein geschätzt und bewundert: während Andre viel gelobt, aber ebenso oft heftig geschmäht wurden, schied sie dahin, nur von Ruhmesworten begleitet, wie solche ihr auch während ihres ganzen Lebens zahlreich zu Theil geworden waren.

6. Ernestine Reiske.

„Die Aufgabe ist gelöset, ob ein Gelehrter heirathen soll, wenn es viele solche Personen ihres Geschlechts gibt." Die, der dieses Lessingsche Wort gilt, Ernestine Reiske, gestorben am 27. Juli 1798, war eine Frau, die, ohne zu den Allerbedeutendsten zu gehören, verdient, daß man ihr Andenken erneut. Denn sie ist in doppelter Beziehung interessant. Sie beweist, daß eine Frau weibliche Empfindungen, ja Leidenschaft bewahren kann, auch wenn sie ausschließlich mit gelehrten Dingen beschäftigt zu sein scheint, und bekundet ferner die wunderbare Energie einer Frau, die erst als Dreißigjährige begann, sich wissenschaftlichen Studien zu widmen und in ihnen doch die würdige Genossin und Nachfolgerin ihres hochgelehrten Gatten wurde. Sie ist eigentlich niemals, außer in großen Sammelwerken, biographisch gewürdigt worden; ein solches Unternehmen wird jetzt erst ermöglicht, da in einer neuerdings erschienenen Briefsammlung ihres Gatten manches über sie zu finden ist und auch mehrere ihrer bisher unveröffentlichten Briefe zuerst gedruckt sind.

Ernestine Müller wurde am 2. April 1735 in Kemberg als zehntes und letztes Kind des dortigen Superintendenten August Müller geboren. Der Vater starb am 27. September 1749. Durch diesen Tod wurde das vierzehnjährige Mädchen genöthigt, für ihre eigene, ihrer Mutter und eines Schwestersohnes Erhaltung sich mit weiblichen Handarbeiten zu beschäftigen. 1755

kam sie, vielleicht auch mit der Nebenabsicht, Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, nach Leipzig. Dort lernte sie den Philologen Johann J. Reiske (1716—74) kennen. Dieser berichtete, fast zehn Jahre nach der ersten Bekanntschaft, darüber folgendes:

„Als der Herr Probst von Kemberg 1755 geheurathet hatte, brachte er kurz darauf seine neue Frau mit seiner damaligen Jungfer Schwester, meiner itzigen Frau, nach Leipzig. Da lernte ich sie zuerst kennen, und weil man mich damals auf die professionem linguae graecae zu Wittenberg vertröstete, so wagte ich es, bei ihr anzufragen, ob sie wohl mit mir in ein Ehebündniß treten wollte, falls Gott mich in diese Stelle einwiese. Allein damals wollte sie von Heurathen gar nichts hören noch wissen. Gott hat uns Beide nach der Zeit durch wunderbare, aber auch kummervolle Wege geführt, und da ich schon verzweifelt hatte, mit ihr beglückt zu werden, so brachten die über sie ergangenen Leiden, das Bedenken einer bevorstehenden traurigen Zukunft, die abnehmenden Kräfte ihrer Mama und das Zureden ihrer Freunde sie von dem Vorsatze, ledig zu bleiben, ab, so daß sie sich endlich entschloß, mir ihre Hand zu geben. Ich habe bisher vergnügt mit ihr gelebt und hoffe, daß Gott auch in Zukunft nicht zulassen werde, daß Bosheit oder Unfälle unsere Eintracht stören."

Schon aus dieser Stelle geht Ernestines Unlust zu heirathen oder wenigstens ihre geringe Neigung, sich mit Reiske zu verbinden, deutlich hervor. Aber selbst in der Zeit, da sie ihm ihr Jawort gegeben hatte, muß sie geschwankt haben, denn in einem Briefe an seinen Schwager Gottlieb Müller in Kemberg sprach Reiske von ihrer Bedenklichkeit und meinte, daß „für ein lebhaftes Frauenzimmer der Umgang mit einem kränklichen und nur mit Büchern umzugehen gewohnten Mann nicht reizend sein müsse. Jedoch sie hat mich ja gekannt, und hat sie schlecht gewählt, so ist die Schuld und der Schade ihrer. Sie haben recht wohl gethan, daß Sie ihr den Text ein wenig scharf gelesen haben." Endlich entschloß sich Ernestine doch zur Ehe, und die Hochzeit

fand am 23. Juli 1764 statt. Zu dieser sendete der bereits erwähnte Bruder, der sich sonst durch Predigten, auch durch eine Schrift „über ein besessenes Frauenzimmer“ literarisch bekannt gemacht hatte, eine Gratulationsschrift; auch eine Schwester Ernestines, Frau Pastor Funke in Seegrehna, schickte, obwohl beide verfeindet waren, ein Glückwunschgedicht, für das sich Reiske recht sauersüß bedankte. Das Vermögen der Braut war sehr gering; deswegen wandte sich der Gatte, der selbst nur ein mäßiges Auskommen hatte und um die Zukunft seiner Frau besorgt war, an das älteste Mitglied der Familie, um ihm deren Schicksal ans Herz zu legen. Denn die Lasten, welche Reiske durch die Heirath übernahm, waren dadurch groß, daß mit Ernestine ihre Mutter und ein von ihr gepflegter Schwestersohn mit in des Gatten Haus zog. Die Mutter beschäftigte sich in der Küche und ermöglichte der jungen Frau geistig zu arbeiten. Zunächst vervollkommnete sie sich im Deutschen und im Französischen. Allmählich begann sie auch das gelehrte Gebiet zu betreten.

Der Gatte war ein ausgezeichneter Philologe, ein Mann, der, zu seiner Zeit nicht genügend geschätzt, erst jetzt allmählich zu Ehren kommt und von Mommsen „der Unvergleichliche“ genannt wird. Aber schon Herder sagte nach Reiskes Tode: „Dieser Reiske ist ein Märtyrer seines arabischen und griechischen Eifers geworden, sanft ruhe seine Asche. In langer Zeit aber kommt uns seine verschmähte Gelehrsamkeit gewiß nicht wieder.“ Auch der neueste Biograph meint, daß eine Beherrschung zweier Literaturen, der arabischen und griechischen, wie sie Reiske besaß, beispiellos sei, und fährt fort: „Er ist der erste Arabist und einer der ersten, wenn nicht der erste Gräcist des 18. Jahrhunderts.“ Er hatte ein schweres Leben. Während seiner Jugend mußte er sich sein Brod mit Stundengeben, Korrigieren und niedrigen Arbeiten verdienen. Er wurde erst 1748, also als 32jähriger, außerordentlicher Professor der arabischen Sprache in Leipzig. Indessen auch dadurch wurde seine Stellung nicht wesentlich besser.

Das Gehalt, äußerst nothdürftig, wurde viele Jahre überhaupt nicht bezahlt. Die Nebeneinkünfte waren knapp, und der Ertrag seiner wissenschaftlichen Arbeiten deckte häufig nicht die Kosten, die er für Drucklegung dieser Arbeiten aufwenden mußte.

Diese Nothlage wurde verbessert durch seine Wahl zum Rektor der Nicolaischule in Leipzig 1758, eine ehrenvolle aber zeitraubende Stellung, die er trotz seiner Hoffnung, ein gut bezahltes Universitäts-Lehramt zu erhalten, bis zu seinem Tode inne hatte. Materielle Sorgen, zahllose, durchaus nicht verdiente, im Charakter der Zeit übermäßig heftig geführte literarische Streitigkeiten, Kränklichkeit und Schwermuth verbitterten ihm sein Leben.

In einer Ehe mit einem solchen Manne konnte Ernestine kein reines und ungetrübtes Glück finden. Sie hatte gewiß vor des Gatten Gelehrsamkeit Respekt; die Achtung, die er bei manchen genoß, mochte ihr imponiren. Dagegen kam ihr, der Kinderliebenden, die Kinderlosigkeit schwer an, während sie dem Manne sehr recht war. In einem Briefe aus dem Jahre 1768 freute er sich ihrer, theils seiner dürftigen pekuniären Lage wegen, theils wegen seines verhältnißmäßig hohen Alters, das ihm doch nicht gestatten würde, seine Kinder zu mannbarem Alter kommen zu sehen. Daran, daß die Kinder für seine Frau ein Trost oder eine Stütze hätten sein können, dachte der Gute nicht. Auch die dürftigen Verhältnisse des Haushalts ertrug sie nicht ohne Murren. Zeugniß dafür ist eine briefliche Aeußerung Reiskes an einen Freund aus dem Jahre 1772: „Wie manchen Fluch hat meine Frau wider Elend und Kargheit ausgestoßen, die uns bisher mit erheblichen Vertröstungen hingehalten und nachher geäffet haben“.

Was aber in dieser Ehe für Ernestine doch das Traurigste blieb, das war die Ungleichheit des Alters und der Gemüthsstimmung. Zwanzig Jahre Altersdifferenz bedeuten viel, selbst wenn der Mann frisch und kräftig ist. Aber ein hypochondrischer Fünfziger, wie Reiske beim Eingehen seiner Ehe war, ist kein

sonderlich passender Gefährte für eine Dreißigjährige, die selbst Heiterkeit des Gemüths als eine ihrer Hauptgaben nannte und die in ihrer Ehe ein neues Leben mit seinen Freuden, nicht bloß mit seinen Pflichten und Sorgen erwartete. Ihm war sie, wie dies auch bei seinem Stadt- und Zeitgenossen Gottsched der Fall war, „nur eine geschickte Gehülfin"; selbst dieses Wort kommt bei beiden in gleicher Weise vor. Im Jahre 1768 schrieb er einem Wissenschaftsgenossen:

„Meine Frau ist meine geschickte Gehülfin und, weil sie mich liebt, auch den griechischen Studien mit Eifer ergeben. Obwohl sie, als sie in mein Haus kam, nur Deutsch verstand und völlig ungelehrt war, brachte sie es unter meiner Leitung in vier Jahren so weit, daß sie Französisch, Englisch, auch etwas Lateinisch versteht, Griechisch soviel, daß sie in Anbetracht ihres Geschlechts und der Kürze der Zeit gelehrt genannt werden kann. Wir collationieren die Abschriften, indem sie das griechische Buch vornimmt, ich die Abschrift. Ohne sie hätte ich nicht so viel Handschriften vergleichen können. Sie hat die Demosthenes-Ausgabe des Aldus und P. Manutius mit der des Morellus allein verglichen."

Seitdem begann für Ernestine eine gelehrte Thätigkeit, in der sie als Briefschreiberin ihres Mannes in seinem Namen oder an seiner Stelle, als seine Mitarbeiterin, aber auch selbständig als Abschreiberin alter Handschriften, als Uebersetzerin und Herausgeberin thätig war.

Infolge dieser Thätigkeit entspann sich nun ein Verhältniß, das für Ernestine von der größten Bedeutung werden sollte, das zu Lessing, mit dem Reiske seit 1769 wegen seiner Ausgabe des Demosthenes und wegen ihrer beider Händel mit Klotz in Korrespondenz getreten war. Im Jahre 1771 besuchte das Ehepaar den Bibliothekar in Wolfenbüttel. Daß diese Reise vorzüglich durch die Frau betrieben wurde, schrieb Reiske selbst [17. Juli 1771]: „Sie hauptsächlich ist an der Reise schuld. Sie freuet sich darauf wie ein Kind auf den heiligen Christ. Sie

hat mich bei dem Entschlusse dazu erhalten.“ Der Besuch fand in den letzten Julitagen statt. Aus jener Zeit besitzen wir keinen einzigen Brief Lessings. Der der Ankunft des Reiskeschen Ehepaares unmittelbar vorangegangene vom 29. Juli spricht von dem erwarteten Besuch, ohne sonderliche Worte von dem Besucher oder etwa gar von der Frau zu machen. Freilich war Lessing damals kränklich, hypochondrisch und viel mehr, wie er an Heyne schreibt, auf die Ordnung seiner eigenen kleinen Angelegenheiten [Ordnung seiner materiellen Verhältnisse und Heirath mit Eva König] bedacht, als daß er einem durchreisenden Gelehrten und dessen unterrichteter Frau, eine so seltene Erscheinung diese auch zu jener Zeit war, sonderliche Beachtung geschenkt hätte. Dagegen kann man sich leicht denken, daß sie dem geistvollen, genialen und im Vergleich zu ihrem Gatten viel jugendlicheren und trotz seiner Hypochondrie gewiß ungemein anregenden Schriftsteller und Gelehrten enthusiastisch entgegenkam.

Von nun an war sie bemüht, die Verbindung mit Lessing nicht erkalten zu lassen. Sie suchte durch Abschriften sich ihm nützlich zu machen, und als sie den Aesop aus einer Augsburger Handschrift kopirt hatte, erkannte Lessing öffentlich ihr Verdienst mit den Worten an: „Diese Abschrift ist von der Madame Reiske, die sich damit um die griechische Literatur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen ihren französischen Uebersetzungen, wenn man künftig einmal den Aesop einzig so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie gelesen hätte.“

Reiske, der sich gelegentlich zum Zwischenträger zwischen seiner Frau und dem Freunde hergegeben und von der Lust erzählt hatte, mit der sie Lessings unähnliches Bild betrachtete, schrieb 13. Februar 1773 folgendes:

„Ihnen ins Ohr gesagt, liebster Lessing, Sie stehn bei meiner Frau sehr wohl angeschrieben. Sie bekennet es Ihnen ja selber, daß sie Sie liebet. Was wollen Sie mehr? Ich werde darüber nicht eifersüchtig. Hier hat es allemal nichts zu bedenten.“

Und ferner in demselben Briefe:

„Aber, liebster Freund, um Himmelswillen, wie konnten Sie so über die Schnure hauen? War das nicht eine wissentliche vorsätzliche Sünde? Wird nicht jedermann Ihr Compliment partheilich und übertrieben schelten? Wie konnte der unstreitig und anerkanntermaßen große Dienst, den die Dacier ihrer Nation durch ihre Uebersetzungen erwiesen hat, unter eine solche Kleinigkeit, deren ganzer Werth auf die Mühe des Abschreibens hinausläuft, mit Billigkeit und Recht erniedriget werden? Meine Frau hat freilich, wie leicht zu denken, wider Ihre Flatterieen nichts einzuwenden, ich aber dagegen desto mehr. Ich habe Ursache, darüber zu zürnen und auf Sie zu schmälen. Denn Sie verderben und verführen mir meine Frau."

Sollte man nicht in diesem Poltern des sonst in seinen Briefen an Lessing fast devoten Gelehrten einen Widerspruch mit seiner eigenen Behauptung sehen können, daß er auf Lessing nicht eifersüchtig war? Denn er hatte wohl Grund zu einer solchen Empfindung. Von einer Verführung im gemeinen Sinne kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Aber Lessing hatte es Ernestine angethan, und wenn sie auch während der Lebenszeit ihres Gatten vielleicht keine verbotenen Wünsche hatte, so war jedenfalls ihr Bemühen, Lessing gefällig zu sein, nicht bloß aus Liebe zur Wissenschaft diktirt. Denn gleich nachdem Reiske gestorben war (14. August 1774), wurde der Wunsch, Lessing zu heirathen, den sie heimlich vielleicht schon früher empfunden, der einzige Wunsch ihres Herzens.

An Lessing zu schreiben hatte sie vielfache Gründe. Denn außer jener gelehrten Verbindung, die fortdauerte, war eine neue hinzugetreten, da Lessing sich bereit erklärt hatte, das Leben ihres Gatten zu schreiben, und Ernestine zu diesem Behuf ihm die von ihrem Gatten gesammelten, abgeschriebenen und kollationirten Manuskripte anvertraute und alle für die Biographie nothwendigen Mittheilungen ihm übersandte. Was diese Briefe sonst enthalten

haben mögen, wissen wir nicht, denn sie sind bisher unbekannt; daß sie nicht bloß geschäftsmäßigen Inhalts gewesen sind, sondern daß Frau Ernestinens leidenschaftliches Gefühl darin zum Ausdruck kam, kann man schon aus einer testamentarischen Bestimmung Lessings schließen, auf Grund deren ihr die Manuskripte zurückgegeben werden mußten. Nach einem Zeugniß des mit der Rückgabe beauftragten Advokaten holte sie sich diese Briefe am 21. Februar 1782, erklärte aber, wie dieser an Karl Lessing schrieb, daß die Briefe nicht integrae seien. Auch diese sofort eintretende Inspection und die empfindliche Klage über die Nichtvollständigkeit der Briefe spricht für ein zärtliches Gefühl der Schreiberin und deutet auf eine Verstimmung infolge nicht erfüllter Hoffnungen hin.

Ebensowenig wie die Briefe Ernestines an Lessing sind — einen einzigen ausgenommen — die Briefe Lessings an Ernestine bekannt. Daß in vielen Kreisen sich die Kunde von einer Vermählung Lessings mit der Wittwe des Leipziger Professors verbreitet hatte, wissen wir aus einem oft angeführten Briefe Boies an Merck vom 10. April 1775 und einer scherzhaften Frage, die Eva König an Lessing richtete vom 5. November 1775. Von der jahrelang gepflegten innigen Neigung Lessings zu der letztgenannten Frau muß Ernestine entweder nichts gewußt oder ihre Reize und ihre geistigen Fähigkeiten für bedeutend genug gehalten haben, um ihre Nebenbuhlerin aus dem Felde zu schlagen. Denn daß ihr Verlangen kein flüchtiges, sondern ein lange dauerndes, heftiges war, dessen Nichterfüllung ihr den schwersten Kummer bereitete, geht aus ihren eigenen Zeugnissen hervor. In einer schon länger bekannten Stelle in einem Briefe Ernestines an J. G. Schneider, der ihr zu ihrer auch ihm durch das Gerücht bekannt gewordenen Vermählung gratulirt hatte, schreibt sie, 15. Oktober 1775:

„Sie kommen mit Ihrer Gratulation gar nicht zu späte, Sie kommen zu zeitig. Leider bin ich noch nichts weniger als glücklich. Ich weiß nicht einmal, wo mein angebeteter — (hier

ist in dem Abdruck der Name oder ein Ausdruck wie Freund oder dergl. ausgelassen) itzt ist. Grillen, lauter Grillen beschäftigen mich itzt. Zur Einsamkeit bin ich wahrhaftig nicht geschaffen. Sie macht mich schrecklich ängstlich. Viele gutherzige Männer bieten mir ihre Hand und ihr Herz an. Allein nur der Eine ist es, den mein Herz verehrt, den ich lieben kann und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daseins lieben werde, und der Eine ist entfernt, vielleicht noch sehr lange, vielleicht auf immer entfernt. Ist das nicht traurig?"

Und in einem erst kürzlich bekannt gewordenen Briefe an Daniel Wyttenbach vom 12. Juni 1776 wiederholt sie, daß ihr mannigfache reiche Partieen angetragen seien, bemerkt resignirt, daß ein Weib nur dann glücklich sein könne, wenn sie ein leichtsinniges Geschöpf sei, und fährt fort:

„Ich könnte glücklich sein, wenn ich weniger zärtlich, weniger rechtschaffen dächte — — Itzt raubt mir die allerunglückseligste, die allerhoffnungsloseste Leidenschaft alle Ruhe des Lebens — — Wenn man sein Herz unwiderruflich an den würdigsten, den vortrefflichsten, den liebenswürdigsten Gegenstand gefesselt sieht und auf immer von ihm entfernt leben, sich immer nach seinem Umgang vergebens sehnen muß, garnichts hoffen kann, in einer solchen Lage findet man nirgends Trost."

Der also Angeredete, bedeutend jünger als Ernestine, erst im Jahre 1746 geboren, war damals ehelos. Er verheirathete sich erst wenige Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1818, versuchte später nach dem Tode Lessings dessen Nachfolger, den Bibliothekar Langer, zu überreden, Ernestine zu heirathen, die damals 47 Jahre alt und gewiß schwerlich geneigt war, eine neue Verbindung zu schließen, und fügte hinzu, daß er, wenn er in Deutschland lebte, selbst an einen solchen Schritt denken würde.

Man kann nicht leugnen, daß diese Bemühungen ein gewisses humoristisches Gepräge an sich tragen, darf aber wohl sagen,

daß Ernestine daran gänzlich unschuldig war. Ihr war es mit ihrer Leidenschaft für Lessing völlig ernst, und nur mit einem Gefühl wehmüthigen Bedauerns kann man an die wackere Frau denken, die sich in dieser hoffnungslosen Leidenschaft verzehrte.

Doch war sie thatkräftig genug, um in dieser Leidenschaft nicht völlig aufzugehen, und zurückhaltend genug, um sie öffentlich niemals zu äußern.

In der Biographie ihres Mannes, die sie herausgab, wird Lessings Name mehrfach erwähnt, aber recht kurz. Möglicherweise hat sie die Charakteristik, die ihr Gatte von dem Freunde gab, einfach unterdrückt. Auch unter den Briefen fehlen die Lessings, obwohl auch er damals zu den Verstorbenen gehörte, deren Briefe sie sonst aufnahm.

Die nächsten Jahre brachten ihr großen Schmerz. Nicht lange nach Reiske starb ihre Mutter. Bald darauf starb ihr Neffe, den sie stets als Sohn betrachtet, ja geradezu so bezeichnet hatte. Die Verhältnisse, in denen sie zurückblieb, waren keine günstigen. Sie besserten sich durch den Verkauf der Handschriften ihres Mannes und durch eigene fleißige schriftstellerische Arbeit. Sie konnte nicht allein sein. Trotz ihrer eigenen bedrängten Lage nahm sie einen ihrem Neffen Gleichaltrigen, Christian Moritz von Egidy, in ihr Haus, den sie erzog und für den sie völlig lebte. Obwohl sie damals doch in einem Alter war, das Frauen meist vor übler Nachrede schützt, fehlte es nicht an sehr gehässigen Bemerkungen gegen eine solche Verbindung einer älteren Frau mit einem jungen Manne. Doch war bei ihr gewiß nur jenes mütterliche Sehnen die Triebfeder zu einer solchen Handlung. Ihrem „Sohne" widmete sie sich vollständig und zog mit ihm, da er eine Anstellung bei der sächsischen Regierung suchte, nach Dresden, und da er das Klima dort und die sitzende Lebensweise nicht vertragen konnte, auf das Land. Durch Vermittelung des braunschweigischen Kammerherrn von Kunsch und des Professors Ebert wurde er Drost, zuerst in Bornum bei Helmstedt seit dem Jahre 1782, dann in Kampen

im Braunschweigischen. Ihr Leben auf diesem Gute wurde durch kleine Reisen nach Braunschweig und Leipzig unterbrochen. 1794 zog sie allein nach ihrer Vaterstadt Kemberg und schrieb von dort: „Hier, wo ich mir ein Haus gekauft habe, werde ich stets bleiben.“ Mit ihrem Adoptivsohn blieb sie in dauernder Verbindung. Ihre Trennung von ihm erfolgte wohl aus ihrem Bedürfniß nach Ruhe, vielleicht hatte er auch, ihrem Wunsche folgend, geheirathet, und sie hielt es für besser, das junge Paar allein zu lassen.

Auch ihre Beschäftigung mit der Landwirthschaft, die mehr als zehn Jahre dauerte, hat Spott hervorgerufen. Die gelehrten Männer, die die philologischen Arbeiten der Frau, denen sie inhaltlich nichts anhaben konnten, neidisch ansahen, wollten nicht begreifen, daß ein tüchtiger Mensch alles kann, was er will. Sie selbst schrieb einmal im Jahre 1790: „Ganz begraben in den Geschäften der Landwirthschaft, kann ich es nicht mehr wagen, einen lateinischen Brief aufzusetzen, da ich dieser Art von Beschäftigung ganz ungewohnt worden bin und oft nicht so viele Zeit übrig habe, ein paar deutsche Worte an meine nächsten Freunde zu schreiben.“ Ein zeitgenössischer Biograph, der einzige bekanntere, der ihr Leben schildert, hat von dieser Zeit die folgende Beschreibung entworfen:

„Jetzt machte sie sich selbst unschuldige ländliche Freuden; die kleinen wirthschaftlichen Besorgungen dienten ihr zur Erholung und Unterhaltung. Von allem Vieh, besonders dem Gefieder, war sie die gütigste Versorgerin. Das sämmtliche Gefieder fütterte sie täglich dreymal, wärmte ihm des Winters das Futter, trug verschlagenes Wasser zur Tränkung in die Ställe, that alles, was ihm das Dasein angenehmer machen, sie erquicken konnte. Litt eines ihrer Thierchen, so war sie traurig, gab ihm eine vorzügliche Pflege, litt selbst mit, vornehmlich wenn das Unglück ein junges Küchelchen betraf. Hingegen kannte sie auch all ihr Vieh, bis zu den Feldtauben: selbst die meisten fraßen

ihr aus der Hand, setzten sich ihr oft auf die Schulter, schienen ihre Liebkosungen zu verstehen und bemühten sich, sie zu erwidern."

„Es war ein herrlicher, reizender Anblick, sie mit dem vollen Futterkörbchen zu sehen, umgeben von Schaaren unschuldiger Geschöpfe, die aus der wohlthätigen Hand ihre Speise erwarteten. Weil sie wohl wußte, daß kein Gesinde mit ähnlicher Sorgfalt ihr Vieh abwartete, verreiste sie äußerst selten, damit es indeß nicht vernachlässigt werde. Nichts war für sie kränkender, als zu wissen, daß eines geschlachtet werden mußte. Es schlachten sehen, würde sie auf viele Tage traurig gemacht haben."

„Oft versicherte die wohlthätige Pflegerin im ganzen Ernst: der Mensch sey das reissendste Thier auf der ganzen Erde; es sey grausam, die armen unschuldigen Geschöpfe nur zu erziehen, um sie zu tödten. Wer erkennt nicht in dem allen das sanfte, gutmüthige Herz, die Theilnehmung, das zärtliche Gefühl dieser guten vortrefflichen Frau."

Indessen, die 23 Jahre ihrer Wittwenschaft waren nicht ausgefüllt durch die Sorgen für das Adoptivkind und die eifrige Bethätigung ihrer willig übernommenen Berufspflichten, vielmehr ging eine große schriftstellerische Thätigkeit nebenher. Sie veröffentlichte neue Textausgaben der von ihrem Manne begonnenen Werke, veranstaltete eine Handausgabe des Dio Chrysostomus, vervollständigte die griechischen Redner, den Plutarch, Dionysius von Halicarnaß und gab aus des Gatten Nachlaß die Konjekturen über den Hiob und die Sprichwörter Salomos heraus; auch eine neue Ausgabe des Libanius rührt von ihr her. Aber sie übersetzte auch aus dem Griechischen eine Anzahl moralischer Abhandlungen (erschienen 1782), die dann unter dem Titel „Hellas" gesammelt wurden. Auch einige selbständige interessante psychologische Aufsätze wurden von ihr geschrieben, die besonders wichtig deswegen sind, weil sie Beobachtungen über Fälle enthalten, die sie selbst erlebt hatte. Sie erzählt, wie sie zu wieder-

holten Malen weiblichen Personen niederen Standes, die sich in ihren Diensten befunden hatten, durch neue Vorstellungen die Sinnesstörung, die sich ihrer bemächtigt, zerstörte. Sind die Fälle auch nicht völlig glaubhaft, so legen sie doch Zeugniß ab von dem Interesse, das Ernestine denen, die zu ihr in dienstlichem Verhältnisse standen, dauernd wahrte, und von ihrer thatkräftigen Unterstützung Unglücklicher.

Einmal hatte sie auch eine literarische Polemik zu führen gegen den Göttinger Professor Michaelis, der das Andenken ihres Mannes angegriffen hatte.

Diesem Gatten nun widmete sie die interessanteste Veröffentlichung, die wir von ihr besitzen, die Herausgabe der von jenem aufgesetzten Selbstbiographie 1783. Wie weit sie an diesem Werk selbst redaktionell thätig war, vermag man nicht zu sagen, da die Urschrift nicht bekannt ist. Das schlichte Buch ist eine Gelehrtenbiographie, ohne psychologischen Reiz, ohne Kunst der Charakteristik und ohne einen Versuch, durch geistreiche Bemerkungen zu blenden. In diesem Charakter ist auch die Vorrede, die sie dazu schrieb, sowie die Nachbemerkungen gehalten, durch die sie die Selbstbiographie ergänzte und die letzten vier Jahre aus dem Leben ihres Gatten erzählte. Es war keine Neigung gewesen, die sie zu jenem führte, keine Leidenschaft, die sie an ihn fesselte. Ein wirkliches Glück hatte sie in ihrer Ehe nicht genossen. Die kleinlichen Verhältnisse, die Hypochondrie ihres Mannes, sein schweres Leiden in den letzten Jahren hatten ihr Sorge und Kummer bereitet. Aber sie hatte ihre Pflichten mit der größten Treue erfüllt und widmete dem Gatten, dem Freunde, wie sie ihn in ihren Zusätzen zur Selbstbiographie nennt, rührende Anhänglichkeit. Namentlich in der letzten Zeit seines schweren Leidens war sie eine so treue Krankenpflegerin, daß sie nach dem Tode des Gatten selbst in eine Krankheit verfiel.

Auch in einer der oben erwähnten Abhandlungen führt sie einen rührenden Zug an. Nachdem sie von sich selbst berichtet, daß sie in Gesellschaften aus Schüchternheit oder Zerstreutheit

manchmal nicht das richtige Wort finden könne, erzählt sie, daß ihr Mann in seiner letzten Krankheit alle Sprachen durcheinander gemengt oder dasselbe deutsche falsche Wort häufig wiederholt habe, ohne das rechte zu finden, und fährt fort: „Weil ich aber seine Ideen alle kannte und seine Bedürfnisse wußte, so war ich immer so glücklich, errathen zu können, was er sagen wollte, wofür er mir seine Erkenntlichkeit auf die zärtlichste Weise zu erkennen gab." Man kann bemerken, daß, nachdem ihre Leidenschaft zu einem Andern zu Ende ist, die Sorgen und Unannehmlichkeiten des täglichen Verkehrs geschwunden sind, das Bild des entsagungsvollen, kränklichen und doch im Grunde des Herzens guten und nicht unliebenswürdigen Mannes sich mehr und mehr verklärte.

Schon bald nach dem Tode des Gatten schrieb sie in einem Briefe:

„Mein rechtschaffener Mann ist nicht mehr. Ihm ist wohl. Hier war sein Leben zu elend. Das Gedächtniß der Redlichen bleibt sein Segen. Nicht wahr, mein theuerster Herr, Sie schätzen den würdigen Mann noch im Grabe hoch? Er verdient es, wenn je ein Mensch es verdient. Wie tröstlich ist mir nicht dieser Gedanke!"

In den Zusätzen zur Biographie im Jahre 1783 entwarf sie eine hübsche Charakteristik seines Wesens, eine Vertheidigung gegen den Vorwurf, daß er ein Misanthrop gewesen, eine Darstellung seiner Gelehrsamkeit, seines Gedächtnisses, seiner Bescheidenheit und seiner Frömmigkeit, die sich aber niemals aufdringlich zeigte.

Dem Anfang dieser Schilderung stellte sie die von wirklicher Innigkeit diktirten Worte voraus:

„Der höchste Grad der Rechtschaffenheit, welche die verborgensten Winkel seines eigenen Herzens ausspürte — die nicht eine seiner eigenen Handlungen entschuldigte, die sie nicht auch seinen Feinden erlaubt hätte — die, von der Ungerechtigkeit der

Menschen überzeugt, ihre Falschheit scheuete, allen mißtrauete, und doch allen Gutes wünschte, ihnen ohne Eigennutz diente, eines jeden Leiden half, wo sie konnte, — dieß war sein Charakter."

Nachdem sie dann die hübsche Art erzählt hatte, in welcher er, der Arme, Wohlthaten zu üben wußte und stets bedauerte, den wirklich Elenden so wenig helfen zu können, gebraucht sie die Worte: „Wie verehrungswürdig er mir in solchen seligen Augenblicken war, kann nur ein Herz fühlen, dessen heftigste Leidenschaft Mitleid ist."

Wir besitzen kein genügendes Bild Ernestinens. Dasjenige, das von ihrem Gatten an Lessing geschickt und von ihr aus dem Nachlaß zurückgenommen wurde, ist nicht wieder aufzufinden. Ein Schattenriß von ihr soll sich in der Sammlung „Gallerie edler deutscher Frauenzimmer" Dessau und Leipzig 1786, Bd. 2 Heft 3, befinden; das betreffende Buch habe ich jedoch vergeblich in einigen der größten Bibliotheken Deutschlands gesucht. Der Stich, der durch ihren Gatten der Vorrede des ersten Bandes der großen Demosthenes-Ausgabe vorangesetzt wurde, der von ihr selbst für ganz unähnlich erklärt wurde, zeigt angenehme, überaus kluge Züge und, was bei dem noch immer in vielen Kreisen herrschenden Vorurtheil gegen gelehrte Frauen am bemerkenswerthesten, einen äußerst sanften, weiblich milden Gesichtsausdruck und stimmt so trotz seiner Unähnlichkeit im Großen und Ganzen mit der Schilderung überein, die der schon einmal angeführte Biograph von ihrem äußeren Wesen gibt und die den Schluß dieser Betrachtung machen mag:

„Sie war als Frau von mittlerer Größe, hatte einen angenehmen, völligen, jedoch nicht eigentlich starken Körper, grade so wie es einer Schönen von ihren Jahren am vortheilhaftesten ließ. Ihr Wuchs, ihre Leibesgestalt war im Verhältniß ausnehmend schmal, und da sie sich gut und vortheilhaft zu kleiden wußte, eine muntere Gesichtsfarbe, feine reine glatte Haut hatte, mußte sie Jeder für mehrere Jahre jünger halten, als sie wirklich

war. Bey wenig Frauenzimmern wird man ein ebenmäßiges feineres Knochensystem finden, als unsere Reiske hatte; und ihr Aussehen war so blühend und schön, als der Körperbau vollkommen. Ihr länglich rundes Gesicht hatte zwar nichts Auszeichnendes, nicht Griechisches, aber Verstand, Nachsinnen und Scharfblick, wie die Güte ihres Herzens, waren sichtbar. Sie hatte durch anhaltende Beschäftigungen mit ernsthaften finstern Wissenschaften ihre, in den Jugendjahren ungewöhnlich heiter zufriedene fröhliche Miene, unwissend in eine ernsthafte, zuweilen finstere, umgeschaffen; ob ihr Umgang gleich nichts weniger, als finster, sondern gefällig, munter und scherzhaft war. Ein gewisser gefälliger Zug des Mundes, und das Sanfte, Gefühlvolle, Theilnehmende der blauen, nicht außerordentlich lebhaften Augen waren wahre Verräther ihres unvergleichlichen Herzens; aber nur die Haupteigenschaften ihres Charakters, Sanftmuth, Theilnehmung und Zärtlichkeit, drückten sich auf ihrem Gesichte aus, schienen ganz Besitz von ihr genommen zu haben."

---

7. Henriette von Lüttwitz.

(Eine vermeintliche Liebe Goethes.)

I.

Geschichte und Literaturgeschichte sind den Spezialforschern zu vielfachem Danke verpflichtet; denn sie bringen ihnen, was die allgemeine Forschung nicht immer bieten kann: glücklichste Lokalkenntniß, zu der denen, die größere Gebiete durchforschen, Zeit und Gelegenheit fehlt; Liebe und Begeisterung auch für die scheinbar unbedeutenden und vernachlässigten Dinge; endlich auch die Möglichkeit, unbekannte oder als unzugänglich verschrieene Quellen zu erschließen.

Oeffentliche Archive und Bibliotheken stehen jedem, auch dem fernsten offen, der seinen Wunsch geziemend vorträgt. In Privatarchiven dagegen wird, wie gar manche von uns erfahren haben, — es gibt natürlich auch hier glänzende Ausnahmen, welche jedoch nur die allgemeine Regel bestätigen — der Fremde nicht selten argwöhnisch, ja mißtrauisch betrachtet: es wird ihm nichts gutes zugetraut, sein Begehren vielmehr als ein Raub angesehen. Der Einheimische dagegen erscheint wie ein guter Freund, dem manche Thür sich willig öffnet, die jenem fest verschlossen ist. Gerade durch diesen Gegensatz wie durch manche Begleiterscheinung bereitet jedoch auch die Provinzialforschung der allgemeinen wissenschaftlichen Untersuchung manchen Schaden. Wer vom engen Gesichtskreis die Dinge zu betrachten gewöhnt ist, verliert leicht den Blick für das Große und Allgemeine. Dadurch büßt er die Schätzung

des wirklich Großen ein, geräth leicht in Gefahr, sein Fündlein für viel wichtiger zu halten, als es in Wahrheit ist, und kommt nicht selten dazu, den großen Mann, mit dem er sich beschäftigt, für klein zu nehmen.

Speciell Goethe gegenüber hat die Lokalkenntniß vortreffliche Leistungen entstehen lassen. Man braucht nur mit einem Wort daran zu erinnern, was Weimarer und Frankfurter für die Aufhellung von Goethes Leben in diesen Städten gethan, oder was Auswärtige mit Zugrundelegung von Lokalforschungen für die genaue Erkenntniß mancher Lebensperiode geleistet haben. Als eines der glänzendsten Beispiele dafür möge Loepers verdienstvoller Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit" statt aller anderen Arbeiten angeführt werden. Sonst soll nur, ohne jeden Anspruch, eine vollständige Liste zu geben, und mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß das Verschweigen so vieler Arbeiten nicht etwa ihre Verurtheilung einschließen soll, an Biedermanns Arbeiten über Goethe in Dresden und Leipzig, an Kriegks Studien über die Frankfurter Zeit erinnert werden, um den vielfachen Gewinn zu konstatiren, den unsere Gesammterkenntniß der Lokalforschung schuldet. Denn ich habe wohl nicht nöthig, den allgemeinen Grundsatz zu vertheidigen, daß diese Einzeluntersuchungen wirklich unser Gesammtwissen fördern, oder etwa der oft gehörten Halbwahrheit zu begegnen, daß man durch solche Spezialarbeiten der allgemeinen großen Auffassung des Dichters schade oder gar das Verständniß für sein Wesen und Wirken in Folge des Bemühens verliere, jede Einzelheit in das ihr gebührende Licht zu stellen.

Aber so hoch ich im ganzen die Lokalforschung schätze, die sich in Goethes Dienst gestellt hat, so kann ich doch nicht umhin, auf ihre Schäden hinzuweisen. Wie viel Böses ist von den Vertretern dieses Wissenschaftszweiges über Goethe gesagt worden! Mit welcher schnöden Heftigkeit, mit welch harter Abwehr wurde er von Manchen zurechtgewiesen, theils weil er die einzelnen Lokalgrößen nicht nach ihrem wahren Werth behandelte, theils weil

er der örtlichen Schönheit nicht völlig gerecht wurde, theils weil er in seinen Zeit- und Ortsangaben nicht mit der scrupulösen Genauigkeit eines Lokalchronisten verfuhr! Oder im Gegensatz dazu: mit welcher Wichtigthuerei sind von Provinzialforschern Goethes Beziehungen zu den einzelnen Menschen und Städten aufgebauscht worden, als läge hierin seine wahre Bedeutung, als schlösse ein freundliches Wort, das er mit einer Provinznotabilität gewechselt, zugleich das wahre Wesen seiner Freundschaft ein, als wäre ein freundlicher Blick, den er einer Dorfschönen zugeworfen, die Offenbarung seiner Liebe.

Ich fürchte, daß ein neues, sehr hübsch ausgestattetes, mit liebevollem Sinn und nicht ohne Kenntniß geschriebenes Buch durchaus dieser falschen Richtung angehört, daß es unsere Kenntniß daher nicht fördert, sondern verwirrt und aus diesem Grunde mit Ernst zurückgewiesen werden muß.

Es handelt sich in der neuen Schrift um Goethe's kurze schlesische Reise (1790). Goethe hat wohl gelegentlich einmal den Plan geäußert, diese Reise zu schildern; er kam davon zurück, weil er erkannte, daß er nicht viel darüber zu sagen habe. In den „Tag- und Jahresheften“ oder „Annalen“ wird die schlesische Reise mit wenigen Sätzen abgemacht, in denen als Frucht der Reise einige Epigramme und Arbeiten in der vergleichenden Anatomie erwähnt werden. Gegen Schluß heißt es: „Eine Lustfahrt nach den Salinen in Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glaz u. s. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet sich aufgezeichnet.“

Goethe wußte, daß dieser kurze Ausflug nach Schlesien in seinem äußeren Leben und für seine innere Entwicklung nichts bedeute. Dieser Ausflug steht zwischen seiner Reise nach Venedig und seinem Aufenthalt in Frankreich während der Campagne. Jene, im Auftrag des Herzogs unternommen, um die von Italien heimkehrende Fürstin Anna Amalia zu erwarten und nach Hause zu geleiten, war für Goethe von der allergrößten Bedeutung.

Sie gab dem Dichter Gelegenheit, seine Anschauungen über Italien zu berichtigen, bestärkte ihn in seinem kurz vorher durch den Besitz Christianens erlangten Glücksgefühl und der dadurch erweckten Sehnsucht nach seinem Hause. Sie gewährte ihm, in Folge eines glücklichen Fundes, den Anlaß zu tief greifenden anatomischen Entdeckungen.

Auch die Campagne in Frankreich war ein wirklicher Lebensabschnitt. Sie war, wenn man Goethes kurzen Aufenthalt in Berlin abrechnet, wo er zwar Friedrich den Großen nicht sah, aber den Eindruck seines Wirkens am lebendigsten empfing, und wenn man von seinem gerade in neuerer Zeit erst richtig gewürdigten Antheil an dem Zustandekommen des deutschen Fürstenbundes absieht, der erste große politische Moment, an dem er theilnahm. In einem sehr bekannten Worte hat Goethe dessen Bedeutung auch schon den Mitlebenden entgegengerufen. Aber die Reise in Frankreich wurde ferner wichtig für die Weitergestaltung seiner optischen Untersuchungen und bedeutsam dadurch, daß er bei seiner Rückkehr alte Freunde aufsuchte, neue Bande knüpfte und die Bedeutsamkeit der Einwirkungen der französischen Revolution auf Deutschland durch das Treiben der Emigranten deutlich erkannte.

Von solchen politischen, wissenschaftlichen, freundschaftlichen und innerlichen Erlebnissen weist die schlesische Reise nichts auf. Sehen wir einstweilen von den kleinen Gedichten ab, so sind die Goetheschen Quellen, die über diese Reise handeln, die wenigen Briefe Goethes und sein Notizbuch von der schlesischen Reise. Beide verdienen eine kurze Betrachtung.

Von den Briefen, die Goethe auf der schlesischen Reise geschrieben hat, sind, wenn man die auf der Hin- und Rückreise beide Male aus Dresden abgesandten abrechnet, im ganzen zehn erhalten. Sie sind jetzt abgedruckt in der Weimarischen Ausgabe, Abtheilung „Briefe", Bd. IX, S. 217—228. Für einen Zeitraum von beinahe 2½ Monaten ist dies nicht viel. Der erste Brief ist vom 30. Juli, der letzte vom 3. October datirt.

In Wirklichkeit reiste Goethe am 26. Juli von Weimar ab und war am 7. October wieder in Weimar; die letzten 14 Tage, vom 18. September bis 3. October, sind überhaupt ohne briefliches Zeugniß. Die vorhandenen Briefe jedoch entsprechen hier, wie so oft in Goethes Leben, nicht den wirklich abgeschickten. Zähle ich die im Notizbuch (s. u.) verzeichneten Briefe richtig, so wurden im ganzen 27 abgeschickt. Von ihnen wird bei 11 überhaupt kein Adressat genannt, weil eben, wie schon Zarncke vermuthete, der, oder sagen wir richtiger: die Adressatin sich von selbst verstand. Es war „die kleine Hausfreundin", die gerade so wie Goethe diese zweite Trennung sehr schwer empfand und wenigstens durch Briefe entschädigt werden sollte, die freilich leider nicht auf uns gekommen sind. Die 16 übrigen in jenem Briefverzeichniß aufgezählten sind uns auch nur zum Theil erhalten.

Betrachtet man nun die erhaltenen Briefe und sucht sich aus ihnen Goethes Stimmung klar zu machen, so begegnet man gelegentlich seinem Geständniß, daß er nicht schreiben möge und sich auf das Erzählen freue, daß er mancherlei Interessantes sehe und vieles lerne. Man bemerkt ferner, daß er den amtlichen Obliegenheiten seine Aufmerksamkeit zu schenken fortfuhr, hauptsächlich, daß er wissenschaftlich thätig war, die Gebirgsreisen für seine mineralogischen Untersuchungen nutzbar machte, ja sogar seine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben begann. Auch seine dichterische Ader regte sich. Er fing an, wie er mittheilt, eine komische Oper zu schreiben, und schickte Herder ein paar Verse im Charakter der „Römischen Elegien". Sodann erfährt man, daß er viele interessante Männer kennen lernte, von denen er besonders einen nennt, einen Grafen Reden. Doch soll gleich bemerkt werden, daß in späteren Briefen, in denen Reminiscenzen an Breslau vorkommen, eines anderen Mannes mit großem Ruhm gedacht wird: Caspar Friedrich v. Schuckmann. Er war damals Rath bei der Regierung in Schlesien und wurde später preußischer Minister. Als Mensch und als Beamter gefiel er Goethe und Karl August so sehr, daß

ersterer ihn in des Herzogs Auftrage 1791 dringend aufforderte, als Geheimrath in weimarische Dienste zu treten, eine Aufforderung, der Schuckmann nicht entsprach. Zur Anknüpfung und Festigung der Bekanntschaft Goethes und Schuckmanns diente der Umstand, daß beide mit dem Musiker und Schriftsteller J. Fr. Reichardt gut bekannt waren. In einigen an diesen gerichteten Briefen Goethes aus diesem Jahre und den folgenden heißt es z. B.: „Ihr Freund Schuckmann ist mir sehr lieb geworden", oder „Ihr Freund, den ich von Herzen liebe und ehre". Aber auch in einem späteren, 1797 an Knebel geschriebenen Briefe kommt über Schuckmann das Wort vor: „Es ist einer der schätzbarsten Männer, die ich in meinem Leben gekannt habe".

Außer diesen Aeußerungen, in denen das Erlebte und die durch diese neuen Erlebnisse hervorgerufene Stimmung dargethan wird, finden sich in den Briefen Aeußerungen des Heimwehs und des nun leider vermißten Behagens an den häuslichen Verhältnissen. Wenn Goethe auch wohl einmal schreibt: „Ich wünsche Euch das Beste, was Weimar geben kann", so äußert er andrerseits: „Sehr gern kehre ich zurück", oder „Ich sehne mich nach Hause, ich habe in der Welt nichts mehr zu suchen", oder „Möge doch mein Wunsch erfüllt werden, und ich Weimar bald wiedersehen. Man ist außen doch nur geborgt". Und endlich findet sich folgende Hauptstelle:

„Auch bei mir hat sich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga vermehrt. Es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen."

Das oben schon angedeutete Notizbuch zur schlesischen Reise, oder richtiger die Notizbücher Goethes, die Zarncke in Gelegenheitsschriften und im Goethe-Jahrbuch überaus sorgsam herausgegeben

hat (vgl. jetzt Weimarer Ausgabe, Tagebücher, Bd. 2 und Zarncke, Goethe-Schriften 1897, S. 155—197) sind fast noch weniger als Goethes sonstige Tagebücher Bekenntnisse irgend welcher Art. Vielmehr enthalten sie außer dem schon erwähnten und benutzten Briefverzeichnisse Notizen über die gemachten Beobachtungen und Bekanntschaften, Verzeichnisse der Stationen der Reise, Bemerkungen über Tag und Stunde der Ankunft und Abfahrt, selbst genaue Mittheilungen über die Ausgaben. Die wenigen Namen, die hier genannt sind, gewähren einen sehr geringen Einblick in die von Goethe besuchten Feste und die von ihm geschlossenen Bekanntschaften; so wird der Name Schuckmann, mit dem der Verkehr sich zur Intimität entwickelte, z. B. nur eben so kurz genannt, wie der Mansos, der vielleicht nur von Goethe aufgesucht werden sollte, oder wenn er wirklich besucht wurde, weder damals noch später zu Goethe in irgend welche nähere Beziehungen trat.

Diese Notizbücher haben für die Goethe-Literatur einen wirklichen Werth nur durch die in ihnen enthaltenen ersten, zum Theil sehr flüchtigen Niederschriften von Gedichten. Die in ihnen mitgetheilten Gedichte sind zum Theil sehr allgemeiner Art, haben mit des Dichters religiösen Anschauungen zu thun und äußern seine damals stark ausgeprägte Abneigung gegen Lavater. Einige von ihnen sind in die „Venetianischen Epigramme" aufgenommen worden oder ähneln wenigstens in Form und Gedanken den in die Epigramme aufgenommenen Gedichten. Andere beschäftigen sich mit der Liebe. Zu diesen Gedichten ist auch das übrigens nicht im Notizbuch, sondern nur in der Nachschrift eines an Herder gerichteten Briefes enthaltene Gedicht zu rechnen, das unter der Ueberschrift: „Feldlager in Schlesien" in die Werke übergegangen ist. Goethe spielte darauf an, daß der erwartete Krieg nicht eingetreten sei, und schloß mit den Versen:

„Aber es zeigt sich kein Feind und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns, Cupido, den Krieg."

Daß diese Stelle sich auf Christiane bezieht, daß sie an die Liebesspiele erinnert, die den Dichter in Weimar glücklich machten und in deren Andenken er sich in Schlesien wehmüthig fühlte, kann von keinem bestritten werden. In ähnlicher Weise glaubte man bisher auch alle übrigen mehr oder weniger erotischen Gedichte auf dieses Weimarer Idyll beziehen zu dürfen.

Von besonderer Bedeutung sind unter diesen Gedichten zwei. Das eine:

„Ach, wir sind zur Qual geboren!“
Sagt ihr unter Thränen werth,
„Erst in dem, das wir verloren,
Dann in dem, das wir begehrt.“

Du bist nicht zur Qual geboren!
Habe, was Dein Herz begehrt!
Jenen Menschen, die verloren,
Ist das zweite doppelt werth.

ist nicht ganz leicht zu erklären. Man wird es wohl so verstehen dürfen, daß sich die erste Strophe gegen die weltabgewandten christlichen Denker richtet, welche auf die Freuden dieser Welt verzichten, den Sündenfall betrauern und jedes irdische Verlangen für sündlich halten, daß die zweite Strophe aber im Namen des Dichters gesprochen ist, seine realistische Auffassung, seine Freude am Besitz und Genuß erklärt. Noch deutlicher sinnlich erotisch ist das zweite Gedicht, dem Goethe ebenso wenig wie dem ersten einen Platz in seinen Werken eingeräumt hat (vgl. dagegen unten S. 256). Diese Verse gemahnen durchaus an die „Römischen Elegien“. Sie lauten:

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Lange den Boten des Tags schauen, den freundlichen Stern,
Ungeduldig den Blick der Himmelsfürstin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft hast du mich mächtig geweckt.
Nun erscheint ihr mir Boten des Morgens, ihr himmlischen Augen
Meines Mädchens, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

Die Erklärung dieser Verse kann die folgende sein: Goethe stellt den Wanderer, der ungeduldig den Sonnenaufgang erwartet, dem Liebenden gegenüber, der, weil er seine Geliebte nur Nachts besitzt, den Tagesanbruch recht weit hinausschieben

möchte und die aufgehende Sonne eher verwünscht, als froh begrüßt. Goethe hat sich also hier durchaus in die Stimmung der „Römischen Elegien" versetzt, wo er sich als den begünstigten Liebhaber schildert, der des Nachts zu seinem Mädchen schleicht. Das Gedicht muß, wenn es auch im Notizbuch auf zwei Blättern steht, von denen die ersten Verse ziemlich unleserlich, also während der Fahrt, die beiden letzten leserlich, also während einer kurzen Station geschrieben sind, durchaus mit einem Male concipirt sein, weil die beiden Theile nothwendig zusammengehören und vereinzelt überhaupt keinen Sinn ergeben. Es ist undenkbar, wie der Verfasser der neuen Schrift annimmt, daß die ersten vier Verse aus einer erst in Schlesien durch eine weibliche Bekanntschaft erzeugten Stimmung, die beiden letzten durch eine Reminiscenz an Christiane entstanden seien. Das ganze Gedicht ist vielmehr eines jener zahlreichen Huldigungsgedichte an Christiane, zusammen mit einem der Naturvergleiche, die in Goethes Dichtung eine so große Rolle spielen.

Die schlesische Dame nun, welche nach der Meinung des Verfassers unsrer Schrift sehr stark auf Goethe gewirkt haben soll, nicht bloß soweit, daß sie ihm einige Verse eingab, war Henriette von Lüttwitz, geboren am 5. August 1767, damals also 23 Jahre alt. Sie war eine Freundin der ersten Frau des schon genannten Herrn v. Schuckmann. Von Goethe wird sie weder in den Briefen noch im Tagebuch, noch in den Gesprächen, noch an irgend einer Stelle seiner Werke genannt, und doch soll Goethe, der, wie wir gleich hören werden, sie wirklich gesehen und freundlich begrüßt hat, um ihre Hand angehalten haben.

Die Bekanntschaft Goethes mit jenem Fräulein ist gut bezeugt; in einem Briefe Schuckmanns an Reichardt kommen nämlich die Worte vor: „Ein Mädchen gefiel ihm hier, die Freundin meiner Seligen, von der Du die Zeichnung bei mir gesehen hast. Auch da hat ihn sein Auge nicht betrogen."

Diese Worte können nach richtiger Erklärung nichts anderes heißen, als daß Goethe, wie es seine Art war, dem jungen, anmuthigen, aber nicht schönen Mädchen freundlich begegnete, zumal sie viel in dem Hause des ihm schnell zum Freunde gewordenen Herrn v. Schuckmann verkehrte, und zumal er in seiner Menschenkenntniß merkte, daß sie nicht bloß eine Freundin von Schuckmanns verstorbener Frau war, sondern auch den hinterbliebenen Gatten zu trösten bereit schien. Der Verfasser der Schrift, gegen den sich diese Studie wendet, will dagegen in dieser Stelle die beiderseitige Neigung Goethes und Henriettes bezeugt sehen. Zu dieser Auffassung, die durch den Wortlaut in gar keiner Weise begründet ist, wurde er offenbar durch eine Familientradition geführt. In einer 1835 erschienenen Biographie Schuckmanns, die merkwürdigerweise in der Goethe-Literatur völlig unbeachtet geblieben ist, heißt es nämlich nach Mittheilung der dort zum ersten Mal gedruckten Briefe Goethes an Schuckmann:

„Goethes Verehrer werden gewiß mit Vergnügen diese seine schönen Aeußerungen lesen, in denen sich Wahrheit ohne Dichtung rein ausspricht und vielleicht auch gern vernehmen, daß Goethe während seines Aufenthaltes in Breslau in Schuckmanns Hause bei dessen Frau (dies ist nach Schuckmanns Mittheilung an Reichardt (s. o. S. 250) irrig; die erste Frau war damals schon gestorben) eine Freundin hatte kennen lernen, die er zur Gattin begehrte, nämlich die älteste Schwester des Verfassers dieser Biographie, welche zwar den Dichter von „Werthers Leiden" nicht verschmähte, aber doch seine Wünsche nicht erfüllen durfte und späterhin zweite Gemahlin Schuckmanns wurde."

Der Verfasser dieser Biographie, der Regierungspräsident Ernst Freiherr v. Lüttwitz, ist uns nicht weiter bekannt. Er kann 1790, da seine älteste Schwester nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt war, wohl nur ein Knabe gewesen sein, und man wird daher annehmen können, daß er weder damals von dieser

seiner Schwester nähere Mittheilungen erhalten hat noch überhaupt vertrauliche Aeußerungen von ihr empfangen konnte, da Henriette, die sich bald mit Schuckmann verheirathete, diesem ihrem Gatten 1795 nach Bayreuth folgte und dort 1799, also 36 Jahre vor dem Erscheinen jener Biographie starb. Es bleibt daher doch nur die Annahme übrig, daß Freiherr v. Lüttwitz seine Kenntniß der ganzen Sache aus einer trüben Familientradition schöpfte.

Wie leicht eine solche entsteht, kann man täglich bemerken. In unserm Falle mag sich die Sache so entwickelt haben, daß in dem Lüttwitz'schen Hause die Freundlichkeit bekannt war, mit der Goethe dem jungen Mädchen sich genähert hatte, und daß auch das Wort, das Schuckmann seinem Freunde Reichardt schrieb, in Erinnerung geblieben war. Vielleicht ist auch aus Goethes Munde ein Scherzwort gefallen im Hinblick auf das häusliche Walten des jungen Mädchens, das, ohne Gattin und Hausfrau zu sein, hausfrauliche Pflichten freiwillig übernahm. Daß aber ein Antrag Goethes, wie in dieser Biographie erzählt wird, nicht geschehen, und in Folge dessen auch nicht zurückgewiesen sein kann, ist unbedingt sicher. Das wird aus folgenden Erwägungen jedem klar werden.

Schon das völlige Schweigen Goethes über das genannte Mädchen beweist viel, wenn nicht alles. Wer will es für möglich halten, daß er nie und nirgends eines Mädchens gedenkt, das er zur Frau begehrt hat? Aber noch andere Gründe verweisen diese ganze Geschichte in das Reich der Fabel. Goethe, der eheschene, der, so oft er auch in Liebesbande verstrickt war, jedem Ehebündniß mit einer gesellschaftlich gleichstehenden Frau aus dem Wege ging, sollte plötzlich bei dem Anblick eines jungen, weder durch Schönheit noch, wie es scheint, durch Geist auffallenden Mädchens, das er höchstens ein paar Mal sah, seinen Grundsätzen völlig untreu geworden sein!? Und dann, man nehme an, daß Goethe abgewiesen wurde, hauptsächlich im Hinblick darauf, daß Henriette schon damals bereit war, Schuckmanns

zweite Gattin zu werden: ist es bei einer solchen Sachlage für einen Mann von Gefühl und Leidenschaft auch nur denkbar, daß er sich bemüht haben soll, den ihm vorgezogenen Nebenbuhler nebst dessen Frau an den Ort zu ziehen, wo er selbst wohnte? Gewiß schätzte Goethe Schuckmann als Menschen und Beamten gleich sehr und bestärkte den Herzog in der Würdigung dieses verdienstvollen Mannes. Aber bei der Gesinnung des Herzogs gegen Goethe, der doch wohl um des Freundes Ehegedanken und Brautwerbung hätte wissen müssen, ist es völlig unglaublich, daß er daran hätte denken können, gerade den Mann mit seiner jungen Frau nach Weimar zu ziehen, der Goethe eine beständige Niederlage vor Augen führen mußte.

Selbst wenn man jedoch eine solche Handlungsweise des Herzogs für möglich halten solle, wenn man Goethe für so erhaben erklärt, daß er eine derartige Prüfung gern über sich genommen hätte, kann der, der Goethe's Stimmung in jener Zeit und seine gedruckten Zeugnisse kennt, eine solche Brautwerbung niemals für möglich halten.

Goethe lebte seit dem Ende 1788 mit Christiane. Er schwelgte nach den von ihm mitgetheilten Zeugnissen, wie es für einen gesunden Mann billig, auch während seines schlesischen Aufenthaltes in der Erinnerung an die Freuden, die ihm sein Mädchen gewährte. Er drückte die Freude in liebeglühenden Versen aus, die wir kennen, und in zahlreichen Briefen, von denen wir freilich nur wissen, daß sie geschrieben wurden. Wahrscheinlich sind sie von Goethe oder von seinen Erben, eben ihres gar zu sinnlichen Inhalts und Ausdrucks wegen, vernichtet worden (die Briefe an Christiane sind erst von 1792 an erhalten). Und ferner: Goethe betrachtete vom ersten Augenblick an, da er Christiane in sein Haus aufnahm, die Verbindung mit ihr als eine Ehe. Er erkannte seinen und Christianens Sohn als sein rechtmäßiges Kind an. Er konnte nicht so gewissenlos sein, dieses Mädchen einer anderen wegen zu verjagen und das Kind von sich zu entfernen. Denn kein wirklich sittlich Denkender

wird auf dem pharisäischen Standpunkt stehen, den der Verfasser der vorliegenden Schrift in folgenden Worten vertritt:

„Um Goethe's willen wollen wir nicht bedauern, daß der von ihm gewünschte Ehebund mit Henriette v. Lüttwitz nicht zu Stande gekommen ist. Blieb ihm doch dadurch die Möglichkeit erhalten, durch die spätere Eheschließung mit Christiane Vulpius wieder gut zu machen, was er bei Eingehung des illegitimen Verhältnisses sowohl an ihr, als an der guten Sitte verschuldet hatte. Gleichviel, wie Goethe dieses Verhältniß später aufgefaßt hat, durch die hier festgestellte Werbung ist der unverrückbare Beweis geliefert, daß er es wenigstens nicht von seinem Beginn an als eine Ehe betrachtet hat, der nur die kirchliche Einsegnung fehlte, und daß somit alle Biographen des großen Dichters Unrecht haben, welche das Gegentheil lehren."

Das sind durchaus unbewiesene Phrasen, auf deren Widerlegung ein ernster Kritiker sich nicht einzulassen braucht. Statt die Mittheilungen zu beweisen, auf die er sich stützt, hält der Verfasser ein unbewiesenes Gerücht für eine Thatsache und wagt es, von dieser angeblichen Thatsache aus an einer Auffassung zu rütteln, die Goethe selbst stets aufs nachdrücklichste vertreten hat.

Die ganze Erzählung des Verfassers, die durch alles, was wir von Goethe wissen, als eine unbeweisbare, ja als eine unmögliche hingestellt wird, können wir getrost in das Reich der Fabel verweisen. So lange nicht andere Beweise als unkontrolirbare Familientraditionen ins Feld geführt werden, dürfen wir ruhig behaupten, daß Goethe weder Henriette v. Lüttwitz geliebt noch jemals daran gedacht hat, sie zu seiner Gattin zu erheben.

II.

Auf die vorstehende Studie erfolgte eine Antwort des Angegriffenen. Mein Aufsatz gefiel Herrn Adalbert Hoffmann nicht und ohne daß er etwas sonderlich neues zu sagen hatte, schrieb er eine neue Schrift.

Darin will er sich, wie er im Vorwort bemerkt, mit mir auseinandersetzen. Ich habe nun zwar meinerseits in gar keiner Weise das Verlangen, mich mit ihm auseinanderzusetzen; da aber mein Schweigen als Zustimmung aufgefaßt werden könnte, so ergreife ich noch einmal das Wort und will mich im Gegensatz zu Herrn Hoffmanns ausführlichen Darlegungen so kurz wie möglich fassen.

Die neue Schrift entspricht ihrem Titel „Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz" wenig. Da der Verfasser neues Goethesches Material nicht besitzt, so druckt er einfach die Briefe Goethe's aus der Weimarer Ausgabe ab. Dankenswerth sind nur die biographischen Notizen über die von Goethe besuchten oder gesehenen Breslauer und Schlesier, besonders S. 27, wo auf die Beziehungen Goethe's zu der von Fritz v. Stein geleiteten „Gesellschaft für vaterländische Kultur" hingewiesen wird. Dankenswerth ist ferner die Mittheilung des Faksimiles der ganzen Seite 12 des Tarnowitzer Knappschaftsbuches, auf der unten angeklebt Goethes bekanntes Gedicht steht, darüber ein schwülstiges Begrüßungsgedicht an Goethe und eine Notiz über seinen und des Herzogs Besuch. Recht amüsant sind auch die dieser Wiedergabe folgenden Mittheilungen über den Unwillen, der in Tarnowitz wegen des Anfangs des Goetheschen Gedichts „Fern von gebildeten Menschen" herrschte, und über die Art, wie sich dieser Unwille Luft machte.

Damit sind freilich die neuen Mittheilungen zu Goethe's Lebensgeschichte erschöpft, so daß Leute, die nicht allzu bescheiden sind, ihre 3 Mark werden bedauern müssen, die sie für solche Belehrung opfern. Dem Verfasser kommt es auch viel mehr darauf an, die angebliche Liebeswerbung Goethe's zu stützen, als darauf, Goethe's Aufenthalt in Schlesien durch neue Beiträge zu bereichern. Dabei polemisirt er beständig gegen mich, ist aber nach Art schlechter Polemiker nicht eben geschickt in seinem Kampfe.

Ich hatte gesagt, die schlesische Reise könne in ihrer Bedeutung für das innere und äußere Leben des Dichters keinen Vergleich mit dem Aufenthalt in Venedig und in der Champagne aushalten; der Verfasser meint, mich zu widerlegen, wenn er zwei Aeußerungen Goethe's anführt, die eine, daß er in Schlesien sehr viel interessantes gesehen und die andere, daß er in dem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung aufgeklärt sei. Als wenn dies eine Widerlegung wäre! Als wenn sich nicht aus Goethe's Briefen und Bekenntnissen mit der leichtesten Mühe viele Stellen anführen ließen, aus denen die größere Bedeutung jener beiden Reisen hervorginge! Ich hatte behauptet, Henriette v. Lüttwitz sei, wie es scheint, durch Geist nicht aufgefallen. Der Verfasser läßt mich sagen, „sie habe geistiger Vorzüge ermangelt“ und meint, mich zu widerlegen durch eine Aeußerung Schuckmanns, in der es heißt, Henriette sei „gesunden Verstandes gewesen“. Er merkt gar nicht, daß er dadurch nur meine Ansicht bestätigt. Denn wer gesunden Verstand besitzt, zeichnet sich von den übrigen Menschenkindern nicht eben aus, er fällt also, wie ich gesagt, nicht durch „besonderen“ Geist auf.

Die Zeugnisse, auf die sich der Verfasser in seiner ersten Schrift gestützt hatte, um die Liebeswerbung Goethe's zu beweisen, waren Aeußerungen Goethe's und eine Notiz in der Biographie Schuckmanns. Jene waren drei Gedichte: „Feldlager in Schlesien“, „Ach, wir sind zur Qual geboren“ und drei Distichen, die mit den Worten beginnen: „In der Dämmerung des Morgens“. Ich hatte den sinnlich-erotischen Charakter dieser Gedichte, also ihre Beziehung auf Christiane, so nachgewiesen, daß der Verfasser nur eine unglaublich matte Widerlegung zu versuchen im Stande ist, die gewiß keinen Menschen überzeugt. Nur eine Berichtigung entnehme ich ihm, daß die drei Distichen (ob. S. 249) in veränderter Form in die „Venetianischen Epigramme“, Nr. 95, aufgenommen sind. Gerade das aber ist natürlich nur ein Beweis für meine Behauptung, denn da die „Venetianischen Epigramme“ sich in

ihrem erotischen Theil durchaus auf Christiane beziehen, so ist auch die Beziehung unsrer Distichen ohne weiteres völlig klar.

Ich hatte ferner gesagt, man dürfe nicht annehmen, daß Goethe in Schlesien an eine eheliche Verbindung gedacht haben könnte, da er sich an Christiane völlig gefesselt fühlte. Was Hoffmann dagegen vorbringt, ist wirklich der Widerlegung nicht werth. Wenn er die Briefe Goethe's an Christiane, die in der Weimarer Ausgabe [Briefe Bd. X] vom 3. August 1792 an gedruckt vorliegen, kennen oder richtig interpretiren würde, so könnte er nicht, wie er es thut, auf eine gelegentliche Aeußerung aus dem Jahre 1798 Werth legen.

Für mich und alle Urtheilsfähigen steht es ganz unwiderleglich fest, daß Goethe, seitdem er Christiane ins Haus genommen hatte, sicher aber nach der Geburt Augusts die Verbindung mit ihr als eine lebenslängliche betrachtete und nie daran dachte — ich möchte fast sagen, als anständiger Mensch nicht daran denken konnte — das arme Geschöpf fortzuschicken und sich eine andere Gemahlin zu wählen.

Ich hatte ferner nach Zarncke's Vermuthung behauptet, daß die in dem „Tagebuch der Schlesischen Reise" verzeichneten Briefe Goethe's, bei denen kein Adressat angegeben ist, an Christiane gerichtet sind, und daß man schon deshalb nicht annehmen könne, daß Goethe, der in etwa 2 Monaten elfmal — bei der damaligen Postverbindung eine sehr große Zahl — an die Geliebte schrieb, in dieser Zeit ernstlich daran gedacht hätte, ihr untreu zu werden. Hoffmann leugnet diese Behauptung und will nur vier Briefe als an Christiane gerichtet gelten lassen. Aber seine Bemerkungen sind so willkürlich, daß sich ein Eingehen darauf gar nicht lohnt. Daß jene elf Briefe eben für sich stehen und nicht, wie Hoffmann es thut, mit anderen zusammengeworfen werden dürfen, daß sie eine in sich abgeschlossene Gruppe bilden, geht ganz deutlich daraus hervor, daß bei ihnen, wie bemerkt, kein Adressat steht und vor jedem Brief eine besondere Nummer zu finden ist, während die übrigen 16 Briefe

sämmtlich mit den Namen der Adressaten bezeichnet sind, aber keine Nummer haben. Man wird daher die Vermuthung, daß eben diese elf Briefe wirklich an Christiane gerichtet sind, als eine fast völlig bewiesene Behauptung gelten lassen können.

Als hauptsächliche Stütze für das Liebeswerben Goethe's hatte Hoffmann in der ersten Schrift die Stelle aus einer Biographie Schuckmanns von Herrn v. Lüttwitz angeführt. Ich hatte von dieser Biographie behauptet, sie sei in der Goetheliteratur unbekannt; Hoffmann weist darauf hin, daß Strehlke den Titel anführe. Das will ich zwar zugeben, aber weder Strehlke noch irgend ein Anderer sonst führt jene Stelle an, auf die es einzig und allein ankommt, so daß meine Behauptung trotz jener einzigen Titelerwähnung wohl bestehen bleibt. In dieser Schrift nun kommt die bereits oben S. 253 fg. mitgetheilte Stelle vor, auf die hier nochmals hingewiesen werden muß.

Ich hatte die Wahrheit dieser Mittheilung, daß Goethe damals die Hand der Henriette, der Schwester jenes Biographen, begehrt habe, angezweifelt, natürlich ohne den guten Glauben ihres Verfassers irgendwie zu bemängeln, mit der Bemerkung, daß der Verfasser der Biographie bei jenem Ereigniß 14 Jahre alt und später mit seiner bereits 1799 verstorbenen Schwester nicht mehr viel zusammen war.

Wenn Hoffmann dagegen nachweist, was ich übrigens nicht wissen konnte, daß Ernst v. Lüttwitz mit seiner Schwester, die 1791 Schuckmanns Gattin wurde, bis 1795 zusammenlebte, so ist dies zwar eine Berichtigung, die ich dankbar anerkenne, von der ich aber nicht einsehe, wie sie ernstlich gegen mich angeführt werden kann. Denn obgleich Ernst in dem letzteren Jahr [1795] das Alter von vollen 19 Jahren erreicht hatte, so wird er wohl auch damals von seiner Schwester schwerlich zum Vertrauten ihrer vergangenen Herzensgeheimnisse gemacht worden sein. Wenn aber Hoffmann sich gar den Satz leistet: „Wohl hätte Ludwig Geiger schon von einem Regierungspräsidenten an sich einen auf sorgfältige Prüfung gestützten Be-

richt erwarten und ihm einigermaßen vertrauen dürfen“, so werde ich mich wohl hüten, die unendliche Komik dieser Worte durch irgendeine Gegenbemerkung abzuschwächen.

Ich bleibe also zunächst dabei, die Notiz des Herrn v. Lüttwitz in Schuckmanns Biographie hat, da sie uns eben nur als Familientradition entgegentritt, nicht den geringsten Werth. Sie war durchaus die einzige Nachricht, die Hoffmann in seiner ersten Schrift mittheilte, denn die dunklen Andeutungen von Familienüberlieferungen, die er dort an zwei Stellen gab und deren Nichtbeachtung er mir zum Vorwurf macht, mußten von einem ernsten Kritiker durchaus unbeachtet bleiben. In seiner zweiten Schrift bringt er nun zwei fernere Familienzeugnisse bei, mit denen er jeden Zweifel völlig zu vernichten glaubt. Die Gerechtigkeit erfordert, daß ich sie ganz hersetze. Das eine Zeugniß steht in einem Briefe der Freiin Eleonore v. Lüttwitz an den Verfasser jener Schrift vom 24. August 1896 und lautet so:

„Daß Goethe sich wirklich um sie [Henriette] beworben hat, weiß ich bestimmt durch einen Brief meines Urgroßvaters, worin er nicht sehr entzückt über diese Werbung schreibt, noch befangen in den Standesvorurtheilen der damaligen Zeit; über die Stimmung der Tochter schreibt er nichts.“ Dann in einem anderen Briefe: „Sie soll der Bewerbung Goethe's geneigt gewesen sein, doch hat ihr Vater die Verbindung nicht zugegeben. Sie soll ein seltenes, geistig zartes, weibliches Wesen gehabt haben, nicht schön — aber sehr anziehend gewesen sein.“

Die zweite Stelle, von einer hochbejahrten Enkeltochter Henriettens herrührend, gleichfalls an den Verfasser unsrer Schrift gerichtet, lautet:

„Die Schilderung über meine Großmutter hat mich sehr interessirt. Sie ist ganz wahr, denn von ihrer Schwester wußte ich, daß sie mit schwerem Herzen ihre Neigung überwunden, aber dem Vater hat folgen müssen.“

Auch diese Zeugnisse, soweit sie nur auf Familientradition

beruhen, bedeuten für mich nicht das allergeringste. Allein maßgebend dürfen sie in einem solchen Falle nicht sein, wo die Nachricht allem, was wir bisher wußten, völlig widerspricht. Zudem ist eine solche Nachricht von einer damaligen Werbung Goethe's durch kein Zeugniß des Dichters oder eines seiner Freunde, weder aus jener noch aus einer späteren Zeit bestätigt. Der Name des Mädchens wird nirgends in den Goethequellen genannt. Sie ist ferner allem entgegengesetzt, was wir von Goethe's Charakter und damaliger Stimmung wissen. Das ist nicht, wie Hoffmann meint, eine moralisirende Bemerkung, die ich mache, um den von ihm angeführten Zeugnissen entgegenzutreten, sondern die feste, aus einer genauen Kenntniß von Goethe's moralischer Auffassung und seinem sittlichen Wesen geschöpfte Ueberzeugung. Ich ziehe daher den guten Glauben der beiden Damen nicht im geringsten in Zweifel; daß sie der Ueberzeugung sind, die Wahrheit zu berichten, glaube ich gewiß. Aber jene Ueberzeugung von Familienmitgliedern hat für den Forscher absolut kein Gewicht. Er hat das Recht wie die Pflicht, derartigen Familiennachrichten ein herzhaftes ἀπιστεῖν entgegenzusetzen.

Von jenem Briefe von Henriettens Vater heißt es, daß der Brief in andere Hände gekommen sei und bisher noch nicht wieder aufgefunden werden konnte. So lange dieser Brief nicht vorliegt, ist eine wissenschaftliche Diskussion unmöglich. Erst diesem Briefe, wenn er wirklich aus dem Jahre 1790 stammt und mit ganz bestimmten Worten die Bewerbung Goethe's und die geschehene Abweisung durch den Vater des jungen Mädchens meldet, würde ich mich fügen. So lange dieser Brief nicht vorgezeigt ist, muß ich — und wie ich hoffe, mit mir alle diejenigen, die etwas von Goethe wissen — die Behauptung von einer Werbung Goethe's um Henriette v. Lüttwitz und von einer Abweisung durch deren Vater in das Gebiet unbeglaubigter Familientraditionen verweisen.

8. George Sand und Alfred de Musset.

Die beiden großen Schriftsteller, deren Namen an die Spitze dieser Studie gestellt worden sind, sollen in folgendem nicht nach ihrem ganzen Wesen und in ihrer Bedeutung geschildert werden. Ueber beide gibt es biographische Werke genug, und den schriftstellerischen Charakter der langlebenden und schreiblustigen Frau, deren Lebenswerk hundertzehn Bände füllt, dürfte ein Aufsatz kaum erschöpfen.

Es handelt sich vielmehr nur um das persönliche Verhältniß jenes Mannes und jener Frau. Hier erscheint George Sand als das männliche Weib, die Romanschreiberin, die vor den kühnsten Problemen nicht zurückschreckt; ihr gegenüber der trotz aller Leidenschaftlichkeit etwas weibliche Mann, der lieber grübelnd und träumend mit den Welträthseln sich beschäftigt, als handelnd und lebensvoll eingreifend in die Fragen des Tages.

Nur die kurze Spanne Zeit, in der diese beiden so verschiedenen Menschenkinder zusammenlebten, soll hier geschildert werden. Diese Zeit des Rausches, auf welche eine lange Periode der Ernüchterung folgte, wurde aber trotz ihrer Kürze für beide in ihrer Auffassung des Charakters des anderen Geschlechts von großer Bedeutung und gewann auf ihre poetischen Werke einen großen Einfluß. Es ist kein Zufall, daß die weiblichen Charaktere

Mussets oft etwas Dämonisches, allzu Männliches, die männlichen Charaktere der Sand dagegen etwas Schwächliches und Weibisches an sich haben.

Ueber das Sichfinden, Vereinigtsein und Trennen der beiden gibt es eine romanhafte Darstellung der George Sand: „Elle et lui", die, seitdem sie erschienen ist, als eine Darstellung des Liebesverhältnisses und als eine Verklärung des Verhaltens der liebenden Frau betrachtet wurde. Es ist ein Künstlerroman, wie er vorher und seitdem beliebt gewesen und geblieben ist, dessen Haupttheil im Lande der Kunst, in Italien, spielt, und in welchem gelegentlich die altbewährte Briefform angewendet wird, wenn auch der erzählende Theil vorwiegt.

Die beiden Helden, Therese Jacques und Laurent de Fauvel, sind beide Maler; er mehr Anempfinder, genial aber unstet, sie eine fleißige, gewissenhafte, originelle Künstlerin. Eine Zeitlang leben sie als gute Kameraden zusammen. Bald aber zeigt sich bei ihm das Begehren mehr als die Kameradschaft. Die Gegensätze zwischen beiden treten aber nicht bloß in dem Künstlerthum, sondern in dem ganzen Wesen hervor. Er ist ein Mädchenjäger und ein Schwelger, der nach wenigen Tagen der Arbeit und des ruhigen Genusses Betäubung sucht und diese in Trunkenheit und niedriger Ausschweifung findet. Er hat das Bewußtsein seiner Unseligkeit und seiner Hülflosigkeit; gerade durch dieses schwächliche Anlehnungsbedürfniß erregt er Mitleid. Er ist originell und geistreich von Natur, ausgiebig in der Unterhaltung, bezaubernd durch seine Einfälle, sie still in sich gekehrt und innerlich vergnügt. Er ist ein Aristokrat in Manieren, Neigungen und Umgangssucht; sie, ohne irgendwie die Kleinbürgerin zu verrathen, doch von den bürgerlichen Neigungen erfüllt, die in ihrer Sphäre heimisch waren und sind. Sie besitzt zwei Haupttugenden: Arbeitslust und Enthaltsamkeit. Sie hat den ernstlichen Vorsatz, das Schwere, das das Leben ihr brachte, durch die Kraft ihres Willens zu besiegen, besitzt den Ehrgeiz, durch ihre Thätigkeit ihren Lebensunterhalt zu erwerben

und Ruhm zu gewinnen. Sie ist schön und, ohne ganz jung zu sein, gerade in dem Alter, das den Männern am begehrenswerthesten erscheint, frei von Sinnlichkeit, etwa aufkeimende Leidenschaft bändigend durch Vernunft. Was Laurent für Therese fühlt, ist wildes Begehren. Was sie für ihn empfindet, ist mehr mütterliches Gefühl, in dem das Mitleid mit seiner Schwäche eine viel größere Rolle spielt als die Leidenschaft.

Von einer Heirath kann zunächst keine Rede sein, da Therese nicht frei ist. Denn sie, das uneheliche Kind eines reichen Bankiers und einer Erzieherin, die einige Jahre nach ihrem Fehltritt sich mit einem Kaufmann verheirathete und ihre Tochter nur heimlich sehen konnte, war von ihrem Vater, der für ihre Erziehung reichlich gesorgt hatte, in sehr jungen Jahren mit einem portugiesischen Grafen verheirathet worden. Sie hatte diesen geliebt und war mit ihm glücklich gewesen. Aber sie genoß das Glück nicht lange, denn bald stellte es sich heraus, daß der Graf sie betrogen habe und bereits im Ausland eine Frau besitze. Therese erfuhr diese erschütternde Nachricht gleichzeitig mit der anderen, daß sie arm sei, weil das von ihrem inzwischen verstorbenen Vater ihr bestimmte Legat von den rechtmäßigen Erben bestritten wurde. Der durch diese Kunde in seinen Spekulationen getäuschte unwürdige Gatte ließ sich von seiner ersten Frau willig abholen, raubte, nachdem er auf kurze Zeit zurückgekehrt war, der doppelt, nun dreifach Verlassenen das Kind, das sie ihm geboren hatte. Das Kind soll, wie ihr mitgetheilt worden war, in Amerika, wohin es gebracht wurde, gestorben sein, der Gatte blieb leben, ohne von Therese verfolgt zu werden.

Alle diese Nachrichten erfährt Laurent von einem reichen Amerikaner, einem Freunde von Theresens Vater, Richard Palmer, der, nach Paris gekommen, sein Bild von Laurent malen läßt und, vielleicht gegen seine eigene Absicht, die Entscheidung herbeiführt. Denn kaum hat Laurent von Palmer das Schicksal Theresens erfahren, als er ihr seine Liebe erklärt. Sie widersteht lange, aus Vernunft, aus Unsinnlichkeit. Endlich ergibt

sie sich ihm, theils gerührt von seiner Treue, theils in der Erkenntniß, daß dies das einzige Mittel ist, ihre „heilige Freundschaft" zu bewahren. Sie leben acht Tage zusammen. Schon nach dieser kurzen Zeit zeigt sich bei ihm die Uebersättigung. Bei einem ländlichen Zusammensein kränkt er sie durch eine Erinnerung an seine früheren Abenteuer. Er verfällt in eine Art von Hallucination, die an Wahnsinn streift. Ihre Gesetztheit und Ruhe, ihre treffliche physische und moralische Organisation, die auch nach dem Genuß Arbeitsfreudigkeit und Bedürfniß nach Thätigkeit nicht einbüßt, kontrastiren seltsam mit seiner fieberhaften Hast zum Genießen und seinen langen Trägheitsperioden, die gar zu oft kurzen Zeiten von Eilthätigkeit folgen. Sie fühlt sich nur wohl in Einförmigkeit des Lebens und Folgerichtigkeit des Handelns; er erwartet und begehrt Unvorhergesehenes und stets neue Zerstreuung. Aber ihr Zusammenleben hat nicht bloß traurige Folgen für das gegenseitige Erkennen, sondern übt auch üble Wirkungen auf Theresens gesellschaftliche und finanzielle Verhältnisse. Um beide zu verbessern, geht das Paar nach Italien. Sie verpflichtet sich einem Gemäldehändler, von dem sie die Reisekosten als Vorschuß nimmt, Bilder in Genua und Florenz zu kopiren. Ihm dagegen erscheint eine solche Beschäftigung als unter seiner Würde. Seine Inspiration kann er nur durch Schwelgerei erlangen. Er ergibt sich daher, nachdem Palmer, der stets seine Eifersucht anstachelt, auf kurze Zeit wieder erschienen ist, seinem früheren wüsten Leben. Therese, erschreckt, entsetzt, durch seine gemeinen Beschimpfungen in ihren heiligsten Empfindungen gekränkt, zieht sich von ihm zurück. Sie ist viel zu stolz, um ihm die Nachricht, die sie damals erfährt, daß ihr Gatte gestorben ist, mitzutheilen. Sie betrachtet das Band, das sie an ihn geknüpft hatte, als zerrissen und will keinen Schritt thun, um ihn von neuem an sich zu fesseln. Sie läßt ihn daher nach Florenz ziehen, bleibt mit Palmer zurück, verweigert aber auch diesem ihre Hand, obwohl er sie darum anfleht. Da erhält sie aus Florenz ein Telegramm Laurents:

„Ich habe gespielt, verloren, eine Geliebte getödtet, die mich betrog. Ich habe Gift genommen und sterbe.“ Sofort reist Therese mit Palmer nach Florenz.

Laurents Telegramm entsprach der Wahrheit nicht, aber er liegt infolge der Ausschweifungen und Aufregungen oder infolge seines krankhaften Naturells in einem furchtbaren Nervenfieber.

Er erkennt Therese nicht und wüthet in seinen Wahnvorstellungen gegen sie. Mit engelhafter Geduld erträgt sie alles und rettet ihn vom Tode. Als er genesen ist, zugleich aber auch alle seine Beleidigungen und Kränkungen vergessen hat und das alte Verhältniß wieder anknüpfen will, begegnet er ihrem eisernen Widerstande. Bei ihr ist die Liebe gewichen und nur die Freundschaft geblieben. Nun will sie nach Frankreich zurück, er zieht einen Schweizer Aufenthalt für sich vor. Sie begleitet ihn als Freundin nach Spezzia, er reist mit einem Schiffe fort, auf dem er einen alten Pariser Kameraden getroffen hat. Sie bleibt, nachdem sie dem Bedienten, der ihn zu begleiten und für ihn zu sorgen hat, noch all ihr Geld ausgehändigt, zurück. In Porto Venere nimmt sie ein kleines Zimmer für sich und ernährt sich mit Handarbeiten, trifft mit Palmer zusammen, der, in Florenz zurückgehalten, sie nicht hatte begleiten können und sie nun nach manchem vergeblichen Suchen findet. Therese steht zwischen beiden Männern, die sie lieben: Laurent, der ihr glühende Briefe schreibt und der trotz allem, was vorgegangen, ihr Liebling bleibt, weil er ihr Mitleid weckt, und Palmer, dem Würdigen, dem gegenüber sie gerade wegen der hohen Achtung und Verehrung, die sie für ihn hegt, nicht zur rechten Liebe kommen kann, besonders aus Furcht, er könne, wenn er ein Recht dazu habe, ihr die Freundschaft für Laurent untersagen. Trotzdem entschließt sie sich nun, seinem Drängen zu folgen und sein Weib zu werden. Aber diesen festen Vorsatz Laurent anzuvertrauen, obgleich er sie aufgegeben zu haben erklärt und mit cynischer Offenheit die Wahl einer Nachfolgerin mit ihr diskutirt und

doch gelegentlich sie mit glühenden Briefen überschüttet, das vermag sie nicht.

Die Heirath soll in Amerika stattfinden. Die Abfahrt mit dem Schiffe, das die Verlobten dorthin bringen sollte, steht bevor. Da muß Therese auf Drängen ihrer Mutter nach Paris reisen, Palmer begleitet sie. Aber auch Laurent kommt gleichzeitig in Paris an. Als er die Nachricht von der bevorstehenden Abreise und Heirath erfährt, und zugleich damit die Nachricht vom Tode des ersten Gatten Theresens, bemächtigt sich seiner eine ungeheure Aufregung.

Eine Zeit entsetzlicher Qual beginnt für alle drei. Therese in ihrer schwankenden Stellung und Stimmung zwischen zwei Männern; Laurent verzweifelt, weil er alles für sich verloren glaubt; Palmer nun zum ersten Mal aus seiner Ruhe aufgeschreckt und mit großer Eifersucht gegen Laurent erfüllt, den er für den Begünstigten hält.

Und doch ist Palmer der Entsagende. Er gibt Therese ihr Wort zurück, er macht ihr das Anerbieten, als seine Freundin nach Amerika zu gehen, bei seiner Mutter zu wohnen, vielleicht nach Jahren ihn zu heirathen. Aber er knüpft die Bedingung daran, daß von Laurent nicht mehr gesprochen werde. Therese zieht, um dem Kampf zu entgehen, mit ihrer treuen Magd auf drei Monate in ein kleines Landhaus fern von Paris. Auch diesen Aufenthaltsort weiß Laurent zu finden. Er bestürmt sie mit zärtlichen, aber bescheidenen Briefen. Eine würdige Freundschaft scheint sich zwischen den Leidenschaftlichen zu gestalten.

Als Therese nach Paris zurückgekehrt ist, findet sie in Laurents Atelier, wohin er sie als seine Muse geladen — sie, deren unheilvollen Einfluß auf seine künstlerische Thätigkeit er früher aufs Aergste gehöhnt hatte —, ein prächtiges Gemälde, in dem er all sein Können gezeigt hat. Dort trifft sie aber auch ihre Mutter, die, infolge von Familienangelegenheiten nach Paris gekommen, eine Heirath zwischen Laurent und Therese, deren Empfindungen und Erlebnisse sie durch regelmäßige Briefe

kennt, zu Stande zu bringen wünscht. Therese, in ihrem Opferungsbedürfniß, in ihrer Bemutterungssucht mehr als aus wirklicher Liebe, erklärt sich zu diesem verhängnißvollen Schritt bereit. Laurent und sie beginnen wieder zusammenzuleben, aber nur, um nach allerkürzester Zeit sich für ewig zu trennen.

Die rasende Eifersucht Laurents gegen Palmer und der dadurch hervorgerufene Terrorismus gegen Therese ist ein Grund dieser Entfremdung. Der hauptsächliche aber liegt in der ganz unwürdigen Art von Laurents Benehmen. Nachdem Therese durch sein nächtliches Fernbleiben und durch den unwürdigen Zustand, in dem er sich tagelang nach seinen Orgien befand, ihn verachten gelernt hat, muß sie auf einem Opernball mit ansehen und anhören, wie er sich wegwirft, und wie er sie und ihre Ehre der unwürdigsten Gesellschaft preisgibt, wie er der gemeinsten Lebensführung unrettbar verfallen ist.

Bei solchem Zustand ist aller Logik nach eine definitive Trennung nothwendig. Selbstmord oder Mord scheint die einzige Lösung zu sein. Die Erzählerin zieht es jedoch vor, zu einem abgebrauchten Romankniff zu greifen, Palmer wieder erscheinen zu lassen, um Theresen ihr Kind, das nicht, wie früher von ihr und Palmer geglaubt wurde, gestorben war, wieder zu bringen, das nun von dem Getreuen seiner Stiefmutter entführt worden ist. Mit diesem Kinde reist Therese nach Deutschland.

So endet die Erzählung.

Als Roman ist das Werk überaus schlecht; dagegen ist das Buch als Tendenzwerk höchst beachtenswerth, sowohl als Selbstvertheidigung wie als Anklage. Die Heldin erscheint im schönsten Lichte. Zwar wird ihr Abweichen von der üblichen Moral nicht verschwiegen, aber jeder ihrer ungewöhnlichen Schritte durch edle Beweggründe erklärt. Sie ist von stolzem Unabhängigkeitsgefühl erfüllt, so daß sie für ihren armen Geliebten sorgt und selbst von dem reichen nicht die geringste Gabe annimmt. Sie schenkt ihre Liebe, aber sie verachtet jeden Zwang. Alle vorzüglichen Eigenschaften vereinigen sich in ihr. Sie ist, freilich nur zum

Schluß, eine treffliche Mutter und die ganze Erzählung hindurch eine vorzügliche Tochter. Auch als Gattin war sie exemplarisch, bis sie die Verderbtheit ihres Gatten erkannte. Gegen ihre Magd ist sie edel; großmüthig gegen Niedrigstehende und Untergeordnete. Nachsichtig und anerkennend denkt und handelt sie, sobald sie irgend ein künstlerisches Verdienst erkennt. Ihr gegenüber erscheint der Held in der ungünstigsten Beleuchtung. Alles an ihm ist schlecht und egoistisch, nur sein Künstlerthum bleibt. Im Gegensatz zu der, man kann nicht anders sagen als männlichen Konsequenz der Heldin ist des Mannes ewiges Schwanken und sein Fallen aus einem Extrem ins andere das stärkste Zeichen der Unmännlichkeit. Aber gerade dieses Schwanken wird eigentlich nirgends begründet. Die Vernunft, die himmlische Güte, der Edelsinn seiner Briefe wären mit der Tollheit, Bösartigkeit, Niedrigkeit seines Benehmens bei persönlichem Zusammensein mit der Geliebten nur dann vereinbar, wenn er ein Heuchler wäre. Bei einem Schwächling, wie Laurent wirklich ist, müßte man viel eher annehmen, daß er gut ist, solange er mit Therese zusammenweilt, und ins Elend verfällt, sobald er ihrem Einfluß entzogen ist. Eine solche psychologisch begründete Neigung würde jedoch schlecht zu der Märtyrerrolle passen, die Therese nun einmal spielen soll.

Daß aber die Dichterin in dem Helden nicht den Mann, sondern nur eben einen bestimmten Mann bezeichnen wollte, das zeigt sich in der Gegenüberstellung ihres Helden mit dem ehrlichen Palmer; denn in diesem sind vereint männliche Bravheit, Schlichtheit, Entsagungsfreudigkeit ohne völligen Verzicht auf Lebensglück und -genuß, Hochherzigkeit und Strenge mit einem gelegentlich sich zeigenden Aufbrausen und eiserne Energie, sobald diese nöthig erscheint. Man sieht also deutlich, in Therese steckt George Sand, wie sie zu sein vorgab, und in Laurent Musset, wie sie ihn der Welt schildern wollte. Auch vieles einzelne stimmt, z. B. daß die Heldin älter ist als der Held. George Sand ist 1804 geboren, Alfred de Musset 1810. Ja, selbst das

Alter der Romanheldin beim Beginn des Verhältnisses: achtundzwanzig Jahre, stimmt mit einer bei weiblichen Erzählerinnen merkwürdigen Genauigkeit mit der Wirklichkeit überein. Ob in dem wirklichen Liebesdrama auch ein Palmer vorgekommen ist, bleibe zunächst unerörtert. Aber man möchte denken, daß George Sand, indem sie in Laurent Musset, in Therese sich zeichnete, zugleich in Palmer den Mann vorstellen wollte, den sie treu hätte lieben können, nachdem der Künstler, für den sie alles geopfert, sich ihrer unwürdig gezeigt hatte.

Wäre dieser Roman, oder wie man lieber sagen möchte, diese Selbstverherrlichung und diese Anklage des Feindes unter dem starken Eindruck einer eben erst erlittenen Kränkung geschehen, so würde man ihn begreifen. Aber er bleibt unbegreiflich, da er im Jahre 1858 entstand, dreiundzwanzig Jahre nach dem Bruch des Verhältnisses erschien, zu einer Zeit, da die Schriftstellerin eine gefeierte Frau und eine allgemein anerkannte Künstlerin, und da der Ungetreue, der sich zu einem der hervorragendsten, kunstreichsten Schriftsteller entwickelt hatte, zwei Jahre vorher gestorben war.

So ist er keine Selbstvertheidigung mehr und keine Anklage gegen einen Mann, der auf den Angriff erwidern konnte, sondern eine wenig würdige Rache.

Aber wenn auch Musset todt war, so blieb seine Partei nicht stumm. Sein Bruder Paul, der mehr Historiker als Dichter war, ergriff für ihn das Wort, wohl auf Grund von Aufzeichnungen des Bruders. Es wäre besser für ihn gewesen und für seine Sache, wenn er eben nur als Historiker, nicht als Romandichter gesprochen hätte, denn sein Roman „Lui et elle", zuerst erschienen 1859, war gar zu sehr das Widerspiel des Romanes der Gegnerin seines Bruders. Er ist es nicht nur dadurch, daß hier der Charakter des Mannes die Summe alles Edlen enthält, der des Weibes den Inbegriff alles Niedrigen und Gemeinen, sondern auch in der ganzen Verbindung, in der Führung der Intrigue. Auch hier wird auf den italienischen Aufenthalt der Hauptnachdruck

gelegt. Die äußerliche Nachahmung geht sogar so weit, daß auch dieser zweite Roman gleich dem ersten mit Briefen beginnt. Wie das Allgemeine, daß beide Helden Künstler sind, so wird auch das Einzelne nachgeahmt. Wie dort der Mann häßliche Worte gegen Wissen und Kunst der Frau schleudert, so wirft hier die Frau Spott und Hohn auf das Wirken des Mannes. Auch hier fällt der Mann in ein Nervenfieber. Während aber dort die Frau die aufopfernde Pflegerin des Mannes wird, ist sie hier die Ungetreue, die sich am Krankenbett mit dem Arzt in ein Liebesverhältniß einläßt.

Der Inhalt des Mussetschen Romanes läßt sich folgendermaßen wiedergeben:

Olympe B., mit ihrem Künstlernamen William Caze, durch ein paar Lieder schnell berühmt, schickt ihren ehemaligen Geliebten, Jean Cazeau, auf Reisen und lebt mit ihrer Tafelrunde zusammen, die aus Pedanten und widrigen Vertretern der Bohême zusammengesetzt ist. Da lernt sie auf einem Diner ihres gemeinsamen Verlegers einen genialen Musiker Edouard de Falconey kennen, einen vornehmen wohlhabenden Mann, der durch einige Kompositionen rasch großen Ruhm erworben hat. Dieser sah, bevor er zu jenem Mittagessen ging, die ersten Gesänge Cazes durch und verbesserte manches darin, da es seiner Auffassung nach verfehlt oder gesucht erschien. Ihr erstes Zusammentreffen erregt in keinem von beiden Verlangen oder plötzliche Neigung: sie stehen sich mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Und auch ihre Uebereinstimmung in Verachtung der Wissenschaft und Hochschätzung der Kunst, die sie zu ähnlich lautenden, den Tischgenossen sehr ketzerisch klingenden Aussprüchen treibt, schließt sie, da diese doch nur ein loses Einigungsband bilden, nicht unauflöslich aneinander. Aber sobald Edouard Olympe auf ihre Aufforderung besucht, spüren sie den Blitzstrahl, der die für einander Bestimmten durchzuckt und ihnen andeutet, daß sie sich gleich und dauernd anzugehören haben. Vergebens versucht Edouards Freund Pierre, ein Maler, seinen Freund

mit Hinweis auf die Grausamkeit zurückzuhalten, mit der Olympe jenen Cazeau behandelt und fortgeschickt hatte; weder diese Reden noch die unliebsamen Scenen mit den widerlichen Hausfreunden vermögen ihn von der Zauberin zu entfernen. Er ist gefangen und bleibt in ihren Netzen. Einige Tage weilt er im Freudenrausch bei ihr. Bei einem glänzenden von Olympe gegebenen Fest erscheint auch Pierre, der als der einzige von Edouards früheren Genossen an seiner nunmehrigen Freude sich miterfreuen darf. Um ungestört zu bleiben, gehen die Liebenden aufs Land. Vorher hatte Olympe den neugewonnenen Freund besucht und dessen nur wenige Minuten dauernde Abwesenheit dazu benutzt, das von jenem durchkorrigirte Exemplar ihrer Lieder anzusehen. Sie legt es scheinbar gleichgültig weg, ja beglückwünscht den Freund zu seinen geistreichen Verbesserungen. In Wirklichkeit empfindet sie gegen den Kecken einen Ingrimm, der nur darauf wartet, in einem starken Zornesausbruch sich zu entladen.

Doch dauert es längere Zeit, bis der geeignete Moment kommt. Zunächst gehen sie aufs Land und genießen einen scheinbar ungetrübten Honigmonat, bei dessen Schilderung der Verfasser ganz aus der Rolle des Romanschreibers fällt und folgende Apologie seines Helden gibt:

„Damals hörte Olympe eine Sprache, wie sie niemals eine andere Frau hören wird. Denn das Herz, das sich ihr in diesen lauen Septembernächten öffnete, enthielt solche Schätze von Zärtlichkeit und Leidenschaft, sprach, von lebhaftester Phantasie erregt, eine so poetische und erhabene Sprache, war so voll, so verliebt und beredt, daß man sich fragen muß: Wie konnte das Geschöpf, das den Grund eines solchen Herzens sah, das seine Reichthümer empfing, seine Erregungen theilte und seine Schläge zählte, nicht nur die Erinnerung an diese Glücksaugenblicke verlieren, sondern sie leugnen, durch häßliche Lüge beschmutzen, diese Periode als eine schwere Prüfung darstellen und diese süßeste Liebe als einen bitteren Kelch bezeichnen?“

Nicht lange weilt das Paar nach dieser ländlichen Episode in Paris, weil trotz der Verabschiedung der ehemaligen Genossen in der großen, an Zerstreuungen und Ansprüchen reichen Stadt von einem rechten innern Zusammenleben nicht die Rede sein kann. Daher fassen sie den Plan zu einer italienischen Reise und führen ihn alsbald aus.

Der gute Pierre sieht dieser Reise mit Bangen entgegen. Nicht etwa, weil er der Liebe der beiden nicht recht traut, sondern weil er an dem Postwagen, der sie entführt, die Nummer 13 bemerkt, mit ansieht, wie dieser Wagen beim Durchfahren durchs Thor mit dem Rade die Mauer streift und auf der nächsten Straße einen Wasserträger unsanft anrempelt.

Aber auch für Scharfsichtigere, die in solchen Dingen keine Vorzeichen sehen, bot das Wesen der Liebenden Grund genug zu Bedenken.

Schon in Genua entstehen die ersten Kämpfe in Folge der frivolen Ausdrücke, deren sich Olympe gegen Fremde über ihre Angehörigen bedient. Zwar kommt es bald zu einer Versöhnung, doch gehen sie, da beiden Genua verleidet ist, über Livorno nach Florenz. Dort wird Edouard von einer förmlichen Arbeitswuth ergriffen und ruht nicht, bis er sein Werk vollendet hat.

Statt des erwarteten schönsten Lohnes, der Zustimmung der Geliebten, erhält er jedoch von ihr, die seine früheren Korrekturen ihres Werkes noch nicht verwunden hat, nur banales Lob und unmotivirten Tadel. Zu dieser künstlerischen Gegnerschaft tritt nun aber auch eine persönliche. Olympe gibt dem Gefährten Grund zur Eifersucht und leugnet frech, was er mit eigenen Augen sieht. Trotzdem läßt er sich noch einmal umgarnen. Die mühsam Wiedervereinigten reisen nach Neapel. In Folge der Ueberanstrengung und der vielen Aufregungen fällt Edouard in ein Nervenfieber.

In diesem Zustande, von seiner Pflegerin und dem Arzt völlig aufgegeben, sieht er, wie seine Geliebte mit diesem Arzt, Palmariello, kost, auf seinen Knien sitzt, fröhlich mit ihm schmaust

und aus einem Glase mit ihm trinkt. Als der Kranke aber wider Erwarten sich bessert, wird er von den beiden Schuldigen gepflegt und mit Hinblick auf diese treue Pflege gehindert, auch beim Wiedervorhandensein der Kräfte seinen Verdacht zu äußern. Schließlich fast ganz wiederhergestellt, wagt er die Pflegerin zu beschuldigen, begegnet jedoch Olympes krassem Leugnen und muß, da er sie hindern will, sich mit ihrem Mitschuldigen zu verständigen, von ihr hören, daß er von ihr als verrückt betrachtet wird und in ein Irrenhaus gesteckt werden soll. Endlich, nach einer tollen Nachtverfolgung gesteht Olympe ihre Schuld, Palmariello spielt eine Entsagungskomödie. Edouard jedoch, bereit, die beiden sich selbst zu überlassen, hat nur den einen Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren. Wirklich reist er, obwohl er noch sehr schwach ist, allein ab. Die Erinnerung, ja die leidenschaftliche Liebe zu der Ungetreuen lebt zwar noch in seinem Herzen, doch besitzt er Kraft genug, das stets wiederkehrende Verlangen nach der Geliebten zu besiegen, und bekundet seine Neigung nur dadurch, daß er öffentlich zu ihren Gunsten auftritt, wenn er liest, daß ihr Charakter oder ihr Künstlerwerth angegriffen wird.

Sie lohnt ihm solche Ritterlichkeit wenig. Vielmehr hat sie den traurigen Muth, nachdem inzwischen auch ihr Künstlerruhm durch manche neue Schöpfungen sich vermehrt hat, mit jenem Arzte nach Paris zu reisen, wo sie den öffentlich als ihren Geliebten Proklamirten als Kunstkenner und Sammler ausgibt. Doch erlebt sie bald große Enttäuschungen. Die hochgepriesene Sammlung stellt sich als ein zusammengewürfelter werthloser Haufe von Nichtigkeiten heraus; der italienische Geliebte selbst erscheint ihr, spät genug, als ein jämmerlicher Wicht. Rasch entschlossen entfernt sie ihn ebenso schnell und entschieden, wie sie ihn an sich gezogen hat.

Ihr ganzes Bestreben ist von nun an darauf gerichtet, Edouard wieder an sich zu fesseln, theils um den Angriffen entgegenzutreten, die aus einzelnen seiner Andeutungen wider sie geschleudert wurden, theils weil sie durch die Gerüchte von neuen

und großen Werken, die er geschaffen, den Künstlerehrgeiz empfindet, ihm wieder nahe zu sein. Sie weiß ihm so flehentlich zu schreiben, daß er sie, obwohl er sie nicht mehr liebt, wieder besucht, nur um sie an der Ausführung ihrer Drohung zu hindern, sich ihre herrlichen Haare abzuschneiden. Aber da die gewünschte Wiedervereinigung trotz gelegentlicher Besuche nicht eingetreten ist, geschieht das von ihm Gefürchtete doch. Sie bombardirt ihn mit Briefen, in denen er, der wahrhaft Empfindende, die Uebertreibung der Empfindung, und er, der Stilkünstler, das Unnatürliche des Ausdrucks mit Unwillen bemerkt. Trotz alledem kommt es noch einmal zu einer freilich kurzen Vereinigung.

Olympe hat nämlich Edouard aufgesucht, stürzt davon, da er sich nicht erweichen lassen will; er jagt ihr, das Schlimmste befürchtend, nach, trifft, verzweiflungsvoll heimgekehrt, sie endlich bei seinem in demselben Hause wohnenden Freunde, erbittet und erlangt ihre Verzeihung. Wiederum leben sie zusammen. Aber bald treten zu den alten Eifersuchtsgründen neue. Ein deutscher Musiker, Hans Focken, der schon früher eine kurze Beziehung zu Olympe unterhalten, stört das Zusammensein; Zänkereien, ja gewaltsame Bedrohungen machen der Liebelei ein Ende. Wiederum sucht Olympe den Flüchtigen auf. Noch einmal will er sich bereden lassen, an ihren kleinen Diners theilzunehmen. Als er aber hört, daß Hans Focken der dritte sein soll, verläßt er sie auf ewig.

Das Schlußkapitel ist eine Unterhaltung zwischen Edouard und Pierre, die zwanzig Jahre nach den geschilderten Ereignissen stattfindet. Edouard, der von der Ahnung gequält wird, daß William Caze öffentlich über ihn sprechen, und, wie er richtig vermuthet, schlecht sprechen wird, beauftragt Pierre, seine Sache zu übernehmen. Pierre verspricht dies, und der Autor schließt seinen Bericht mit den Worten: „Ich höre, Pierre hat Wort gehalten.“

Das ganze Buch ist trotz seiner Romanform kein Roman. Von einer geschlossenen Kunstform ist keine Rede. Das Ganze

ist weiter nichts als eine Zusammenstellung vieler in ihrer Einförmigkeit ermüdender Abenteuer. Es ist aber nicht nur eine unkünstlerische Wiedergabe wirklicher Begebenheiten, sondern zugleich eine Streitschrift. Diesen Charakter einer Streitschrift beweist es z. B. dadurch, daß es gleichsam als Drohung auf benutzte schriftliche Aufzeichnungen, auf noch vorhandene Briefe mehrfach hinweist. Aber auch sonst verräth sich überall die Absicht der Vertheidigung und Anklage: Bei der Frau ist alles schwarz, bei dem Manne alles licht und hell gemalt. Die Verherrlichung dieses und die Herabsetzung jener ist so plump, daß gerade der entgegengesetzte Eindruck erreicht wird, der nämlich, daß man für die Frau Mitleid statt Haß, für den männlichen Tugendspiegel jedoch Abneigung statt Bewunderung empfindet. Zudem ist dieser tugendhafte Mann mit seinem ewigen Schwanken so schwächlich und unmännlich, daß man selbst an seiner Tugend irre wird. Ein Charakter aber, wie der der geschilderten Frau, ist völlig undenkbar. Eine geistig so bedeutende, künstlerisch hervorragende, als Weib und Künstlerin thätige Frau kann nicht in der Art mannstoll sein, wie die hier vorgeführte, daß sie aus einem Arm in den anderen fliegt, zu gleicher Zeit mehrere mit ihrer Gunst beglückt, in unwürdiger Weise den angeblich Geliebten täuscht und dann dem Verschmähten und Betrogenen doch wie ein Hund nachläuft. So viele Züge aus dem Leben gegriffen sein mögen, so porträtähnlich das häusliche Leben der Olympe mit ihren unkultivirten Genossen, das innige Zusammenleben der beiden Freunde, wohl richtiger der zwei Brüder, geschildert wird, man hat keine rechte Freude dran. Der Autor hat eine so geringe Ahnung von den Gesetzen des Romans, daß er, um ja der wirklichen Geschichte treu zu bleiben, am Anfang die Persönlichkeit des Jean Cazeau einführt — ohne Zweifel, wie man schon aus dem Namen erkennt, Jules Sandeau, der freilich im Leben gewiß keine so jämmerliche Rolle gespielt hat wie dieser Romanheld — obwohl dieser für den Roman gänzlich belanglos ist und nie im Verlauf der Erzählung wieder auftaucht.

In Pauls Berichten ist auch vieles andere durchaus historisch. Jenes Mittagessen, wo beide sich kennen lernten, wurde wirklich von Buloz, dem Herausgeber der Zeitschrift, an der beide mitarbeiteten, der Revue des deux mondes, gegeben. Auch daß die Frau damals einen Dolch trug, entspricht der Wahrheit. Sie gab ferner in der That eine Gesellschaft, zu der die Eingeladenen in der Tracht des vorigen Jahrhunderts erschienen, bei der Paul zugegen war. Sie sah wirklich bei dem ersten Besuch, den sie dem Freunde machte, ein Exemplar ihres Romans „Indiana", in dem der sehr jugendliche Autor vielerlei angestrichen und verbessert hatte. Wie George Sand ihrer alten treuen Köchin in ihrem Roman ein liebenswürdiges Denkmal stiftete, so ist es nicht undenkbar, daß Paul in seiner Streitschrift unter den beständigen Tischgenossen und Vertrauten Georges, den Leuten mit den unangenehmen Manieren, Boucoiran und Gustave Planche hat treffen wollen. Ob unter Hans Jocken Franz Liszt gemeint ist, stehe dahin. Daß unter Palmariello, dessen Namen aus Palmer italianisirt ist, der italienische Arzt Pagello gemeint sein soll, von dem noch ausführlicher zu sprechen ist, versteht sich von selbst.

So schildert die Heldin der Liebesepisode und der Vertraute des Helden gleichsam in dessen Namen die Vorgänge.

Welcher von beiden Romanen nun nähert sich mehr der Wahrheit? Das Aufstellen einer solchen Frage kann nicht müßige Neugier gescholten werden. Wir haben gewiß nicht die Pflicht, nicht einmal das Recht, in alle Liebesverhältnisse unserer Dichter und Denker täppisch hineinzufassen, das auszuspüren, was sie geflissentlich verbergen wollten. Wohl aber dürfen wir das, worüber sie selbst sprachen, was sie in der Beleuchtung, die ihnen gut dünkte, erscheinen ließen, mit dem wahren Lichte beleuchten.

Eine Aufklärung über die ganze Angelegenheit war bis vor kurzem unmöglich, da die Erben beider Parteien sich weigerten, die damals geschriebenen Briefe und die vorhandenen Akten-

stücke, aus denen die thatsächlichen Verhältnisse erkennbar waren, herauszugeben.

Nun hat sich das Dunkel einigermaßen gelichtet, und wenn auch nicht alle Zeugnisse des merkwürdigen Vorfalls vorliegen, sind wir doch durch mehrere neue Veröffentlichungen soweit unterrichtet, daß man im Ganzen die Wahrheit erkennen kann.

Alfred de Musset sagt in seinem Gedichte „Oktobernacht“:

> Voll Frieden ruhn im Erdenschoß die Todten,
> So sei denn unsre Liebesgluth begraben,
> Auch Herzensreste sollen Ruhe haben,
> Grabschändern werde ein „Zurück“ geboten.

Im Anschluß an diese Mussetschen Verse entrüstet sich ein ungenannter Dichter in der „Revue des deux mondes“ vom 15. März 1897 über die eben angedeuteten neuen Publikationen, verflucht diejenigen, welche sehen wollen, ob die Thränen der Todten echt waren, und welche ihre Finger in die Wundmale der Abgeschiedenen legen. Aber zu solchen Weherufen über Grabschänderei bietet unser Fall keine Veranlassung. Wo von Seiten der Betheiligten, ihrer Angehörigen und Freunde so viel gesprochen worden ist, um absichtlich zu entstellen oder durch Halbwahrheit irre zu führen, da ist es das gute Recht, ja die Pflicht der Kritik, auf Grund authentischer Materialien, sobald solche sich bieten, die Wahrheit zu enthüllen. Aber hier ist einer jener Fälle, wo die bloße Geschichtserzählung nicht ausreicht; der Historiker muß zugleich die Vorgänge psychologisch zu ergründen suchen.

George Sand lebte seit dem Anfang der dreißiger Jahre theils auf ihrem Gute Nohant, theils in Paris, von ihrem Gatten, Herrn Dudevant, getrennt. Sie hatte diese Trennung erlangt, weil des Gatten spießbürgerliche Natur, vielleicht auch seine Trunkluſt und seine gelegentlich hervortretende Roheit ihr das gemeinsame Leben unmöglich machte. Ihre zwei Kinder lebten bei dem Manne. Wegen dieser Kinder, die sie in ihrer

Weise abgöttisch liebte, blieb sie mit dem Gatten in einer kameradschaftlichen Korrespondenz. Die Zeit ihrer Freiheit benutzte sie zu schriftstellerischer Thätigkeit und zu mannigfachen Liebesabenteuern. Am längsten dauerte ihr Verhältniß zu Jules Sandeau. Aber unter den jungen Dichtern und Kritikern jener Tage waren die meisten gelegentlich mit ihr in Verbindung. Prosper Mérimée und St. Beuve mögen wenigstens genannt werden, von denen der letztere ihr eben nicht priesterlicher Beichtvater und der erstere ihr Liebhaber von acht Tagen war. Aber es ist merkwürdig, daß in allen diesen Verhältnissen bei ihr die Sinnenlust keine oder nur eine geringe Rolle spielt. Was sie zu den Männern treibt, das ist ein unablässiges Verlangen, in dem die Sucht nach Abwechselung eine ebenso große Rolle spielt wie die Unmöglichkeit, allein zu sein. Aber gerade die Sehnsucht hatte nichts von Unterwürfigkeit an sich, war vielmehr verquickt mit zwei Empfindungen, die einer längeren Dauer jedes Verhältnisses widersprachen. Die eine war ein stark ausgebildetes Unabhängigkeitsgefühl, wodurch sie dem Manne völlig gleichzustehen meinte, die andere eine Art von Mutterempfindung, die, in ihrem Wesen tief begründet, in dem Geliebten nicht den Stärkeren sehen wollte, an den sie sich anlehnen sollte, sondern das Kind, dem sie Stütze zu sein begehrte. Machten schon diese beiden Empfindungen sie ungeeignet zur Geliebten, so trat noch ein anderes hinzu.

Andere Frauen, sinnbethörte oder künstlerisch begabte, gehen in einem solchen Liebesverhältniß vollkommen auf. Sie befinden sich in einem Rausch, in dem sie das übrige Leben vergessen haben. Sie aber war keine Künstlernatur und keine Berauschte. Sie war eine methodische Arbeiterin, deren praktischer Verstand niemals ruhte. Sie hatte die Kraft, ja auch das Bedürfniß, nach Liebesscenen, die den Mann erschöpften, ihr Arbeitspensum ruhig zu erledigen.

So trat sie, die gereifte Frau, dem jugendlichen Alfred de Musset entgegen, der damals erst angefangen hatte, sich seine

Sporen in der Literatur zu verdienen, dem stürmischen Jüngling, dem Sinnenmenschen, dem Adligen, der zugleich die ausgeprägteste Künstlernatur besaß.

Die erste Zusammenkunft Mussets und George Sands fand, wie schon erwähnt, wirklich bei einem Mittagessen statt, das beider Freund Buloz in einem bekannten Pariser Restaurant gab, nachdem George Sand es abgelehnt hatte, sich durch St. Beuve den interessanten Dichter zuführen zu lassen. Vom 24. Januar 1833 ist der erste, von einem Gedicht begleitete Brief Mussets datirt. Er ist ungemein merkwürdig. Er behandelt eine Scene in dem Sandschen Roman „Indiana", wo ein Mädchen einen Mann, den es liebt, in dem Zimmer seiner Maitresse empfängt. Himmlische und irdische Liebe verschlingen sich seltsam miteinander. Die Art, wie ein Mann eine ihm bisher fremde Frau nicht nur über die Geheimnisse ihrer Autorschaft, sondern auch über das Wesen ihrer sinnlich-unsinnlichen Gefühle inquisitorisch befragt, hat für uns etwas Unkeusches an sich. Und doch ist es nicht zufällig, daß ein solcher Brief am Anfange dieser Korrespondenz und Liebschaft steht. Denn von seiner Seite war viel Ungesund-Pathologisches vorhanden. Er hatte zwar viele Frauen besessen, darunter elegante, von seinem Geist entzückte, jedoch noch war ihm der weibliche Autor fremd, die Ehefrau, Mutter war, die schon Geliebte mancher Schriftsteller gewesen war und viele Liebesscenen geschildert hatte. Aber auch von ihrer Seite herrschte von vornherein ein krankhafter Zug. Sie hatte es bisher meist mit ehrbaren Männern zu thun gehabt — dies Wort im formalen Sinne genommen —, nun hatte sie es auf einen Sinnenmenschen abgesehen, der sich besonders gern mit schlechten Weibern abgab und die feinen Frauen vermied. Sie hatte gesunde robuste Männer um sich gehabt; nun fand sie einen Schwächling, einen jeder Ordnung Widerstrebenden, dem Trunke Geneigten, einen mit allerlei Krankheiten Behafteten, der gleich beim ersten Besuch, den er ihr machte, von Magenkrämpfen ge-

peinigt ward. Vielleicht lockte es sie, einen Kränkling zu heilen. Aber sie gewahrte noch anderes, was sie überraschte und reizte.

Von den beiden Bänden des Romanes „Lelia", die unmittelbar nach der Knüpfung des Liebesbundes erschienen, in dem man an einer Stelle sogar die Schilderung des Aeußern Mussets, seiner Augen hat finden wollen, trägt der eine die Widmung: „An den Gamin Alfred, George", der andere aber „An den Herrn Grafen Alfred de Musset sein Diener George Sand". — Gamin und Graf, Kind und Hochgeborener Herr, das war eine ungewöhnliche Mischung, die auch die Verwöhnteste hätte reizen können. Dieses Ungesunde tritt auch in den ersten Liebesbriefen hervor, Juli 1833. Musset hat „Lelia" gelesen; er will aufhören, Freund zu sein, er „stellt seine Kandidatur" mit dürren Worten in unglaublichem Cynismus. Es finden sich auch romantische, ja leidenschaftliche Liebesklagen, glühende Betheuerungen, rasendes Stammeln; aber man täusche sich nicht: der Grundzug ist das Abnorme. — Es gibt ein Wort in Mussets Briefen, das vielleicht am deutlichsten seine Selbsterkenntniß verräth: „Liebe diejenigen, welche zu lieben verstehen. Ich kann nur leiden." Er hätte hinzufügen sollen: und Leiden bereiten. Dazu kommt ein zweites, an das George Sand den ehemals Geliebten nach ihrem Bruche erinnert: er habe ihr oft gesagt: „Du kannst mir keine Liebesfreuden bereiten." Damals habe sie darüber geweint; jetzt freue sie sich, „daß ihre Vergnügungen ehrbarer seien als seine gewöhnlichen". Dem erstangeführten Mussetschen Worte steht ein fast zu gleicher Zeit geschriebenes Wort George Sands gegenüber: „Oft spotte ich der Liebe, aber in den Stunden, in denen der Geist mich treibt und zu meinen heiligsten Ueberzeugungen leitet, weiß ich, daß es nichts Schöneres und Geweihteres gibt als die Liebe."

So standen sich diese beiden Wesen gegenüber. Auf der einen Seite bei beiden eine krankhafte Sucht; auf der anderen bei dem Manne das Passive, das Kranke, worüber George Sand später einmal sagte: „Er war fast todt, als ich ihn kennen

lernte, bei mir fand er den letzten Hauch," bei der Frau das Leidenschaftlich-Mystische. In der ersten Zeit ließ es die Neuheit, das Absonderliche, das Zusammensein mit geistreichen, berühmten und unberühmten Menschen zu einer eigentlichen Entwickelung nicht kommen. Verkleidungen, Bälle, Diners, Schmausereien wechselten miteinander ab. Bald (September) kam es zu einer Reise. Die Wälder von Fontainebleau sahen die Glücklichen, die nur allzuviel Stoff zum Unglück in sich hatten. Es ist durch Zeugnisse von beiden Seiten (Musset spricht von der Zeit besonders in seiner „confession d'un enfant du siècle“) bestätigt, daß während dieser Zeit eine jener nervösen Krisen bei Musset sich zeigte, welche die Freundin erschreckten. Es war nicht der Anfang des Bruchs, aber der Beginn der Uebersättigung. Aus dem Spiel war Ernst geworden. Aber auf solchen Ernst hatte sie nicht gerechnet. Nach einigen ruhigen Monaten folgte (Dezember) die italienische Reise. Musset war noch sehr jung und wollte, wenn er auch nach dem kurz vorher erfolgten Tode des Vaters unabhängig war, derartige Entschlüsse nicht ohne Einwilligung seiner Mutter fassen. Diese verweigerte ihm ihre Zustimmung. George Sand ging zu ihr und entriß ihr kraft ihrer leidenschaftlichen Beredtsamkeit die Erlaubniß.

Diese italienische Reise, auf der sie noch in Frankreich Stendhal (Beyle) trafen, brachte sie über Genua und Florenz nach Venedig. Am 19. Januar 1834 kamen sie in Venedig an. Während des größeren Theiles der Reise war George Sand krank gewesen, Musset hatte manches gearbeitet, Dramenpläne geschmiedet, die erst in seinen späteren Jahren feste Gestalt gewannen. Als sie nach Venedig kam und von einer zweiwöchentlichen Krankheit erstanden war, fühlte sie das dringende Bedürfniß zu arbeiten. Er schwelgte in der Wonne, unthätig zu sein. Aber er schwelgte auch in anderen Wonnen. Daß er gespielt, eine große Summe verloren habe, die G. Sand durch Vermittelung ihres Verlegers bezahlte, scheint eine Erfindung zu sein.

Noch in demselben Jahre 1834 schrieb George Sand an Musset über diesen Aufenthalt in Venedig: „Mit welchem Rechte befragst du mich über diesen Aufenthalt? Habe ich dir dort je angehört? Hast du nicht vom ersten Augenblick meines Leidens auf der Reise gesagt: Es ist zu langweilig, eine kranke Frau zu haben, und warst du es nicht, der mich Träumerin, Nonne und weiß Gott was noch alles nannte? Beginnt unser Bruch nicht vom ersten Tage? Weißt du nicht, daß ich ganz am Anfang unseres venetianischen Aufenthaltes dir gesagt habe: Alfred, ich habe mich getäuscht, ich liebe dich nicht. Und nach den schweren Beleidigungen, die du mir zufügtest, bekräftigte ich diesen Satz mit den Worten: Wir lieben uns nicht mehr, ja, wir haben uns nie geliebt." Dieser Anklage der Frau steht das resignirte Bekenntniß des Mannes zur Seite: „Ich habe verdient, dich zu verlieren."

Zu den also Gestimmten, in einen Bund, der eigentlich keiner mehr war, trat ein dritter, der Arzt Pietro Pagello. Pagello, geboren 1807, ist erst 27. Febr. 1898, 91 Jahr alt, nachdem er die ihn belastenden Veröffentlichungen noch erlebt, vielleicht auch gelesen hatte, in sehr hohem Alter in Belluno, gestorben. Er hat 1881 in einer Zeitung mit wenigen Worten von seinen Beziehungen zu George Sand gesprochen und in demselben Jahre ein Büchlein herausgegeben, das fast unbeachtet geblieben, erst jetzt durch eine französische Uebersetzung bekannt geworden ist und hat im Laufe des letzten Jahrzehnts über diese merkwürdigste Episode seines Lebens einzelne Briefe geschrieben und inspirirt.

Er sah im Albergo Danieli auf einem Balkon eine Frau sitzen, deren Aeußeres ihn fesselte. Der Zufall wollte, daß sie einige Tage später, ohne zu wissen, daß sie in ihm ihren Bewunderer finden würde, ihn rufen ließ, um sie von einer starken Migräne zu befreien. Pagello wurde der Arzt des Paares, und als Musset gefährlich krank wurde, — ob an Typhus oder am Delirium, das bleibe dahingestellt — war er es, der

einen alten unverständigen Arzt völlig ersetzte. Vielleicht hätte sich auch ohne diese Krankheit der äußere Bruch zwischen Musset und George Sand vollzogen. Nun spielte George Sand die Rolle der Krankenwärterin. Aber sie war keine fromme Schwester, die dem Leben abgestorben war, sie war vielmehr ein leidenschaftliches und gekränktes Weib. Gerade diese Kränkung schrie nach Rache. Die Verwundete begehrte Heilung: der Fremde blieb nicht bloß Arzt des Körpers, sondern er wurde auch der Arzt der Seele.

Sittsame Frauen werden George Sands Handlungsweise schwerlich begreifen. Sie werden Treue verlangen auch in einem solchen irregulären Verkehr, oder sie werden Entsagung da fordern, wo die Liebe aufgehört hat. Aber George Sand war nicht sittsam im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Sie kannte weder Treue noch Entsagung. Sie wählte sich Pagello zum Retter. Nach dem Schwachen den Starken, nach dem Kranken den Gesunden, der Genesung brachte. Er war damals 27 Jahre alt, von robuster Gesundheit, körperlichen Uebungen, besonders der Jagd leidenschaftlich ergeben. Es gibt ein Romanfragment, das George Sand damals schrieb und das sie Pagello — „au stupide Pagello“ — zusteckte, der die Umstände nicht recht begriff und sein Glück kaum zu ahnen vermochte. Aus dem ziemlich langen Stück seien nur die folgenden Sätze hervorgehoben. „Ich bin schwach, und du bist der Führende. Ich weine und du lachst. Wirst du mir Stütze oder Herr sein? Bin ich deine Begleiterin oder Sklavin?“

Pagello war beim Lesen dieser Liebeserklärung verwirrt. Aber bald siegte seine männliche Begierde. Er genoß und freute sich seines Triumphes. Und auch hier erscheint sie bald wieder als die Männliche. Da sie getäuscht und betrogen ist, nimmt sie Rache in dem Augenblick, da die Leidenschaft schwindet. Und sie verbirgt ihr Thun nicht. Sobald Musset wieder gesund ist — mag er nun schon in seiner Krankheit bei halbem Bewußtsein Liebesscenen mit angesehen haben oder nicht; denn er selbst

hat das nie behauptet, sondern nur sein Bruder — gesteht sie ihm ihre neue Liebe. Musset reist ab am 29. März 1834; von demselben Tage stammt sein Brief, in dem sich die Worte finden: „Wie groß auch deine Gleichgültigkeit oder dein Haß gegen mich sein mag, ich fühle es, daß ich verdient habe, dich zu verlieren, und ich weiß, daß keine Strafe zu hart für mich ist."

George Sand lebte mit Pagello mehrere Monate. Sie verließ das Hotel Danieli und bezog eine kleine Wohnung in San Fontino in demselben Hause, in dem Pagello wohnte. Sie machte mit ihm mehrere Touren in die Umgegend. Es war eine glückliche Zeit. Sie schrieb den Roman „Jacques", in dem Pagello der Hauptheld ist, wenn auch manche Züge Musset entlehnt sein mögen, und feierte ihn in den „Lettres d'un voyageur", wo er als „Pietro" und Doctor, George Sand als „Beppa" vorkommt. Er, auch seinerseits nicht unliterarisch, widmete ihr eine Serenade, in der die Worte vorkamen: „Du bist schön, jung, frisch wie eine Blume. Vielleicht kommt die Zeit des Herbstes; heute lache und freue dich der Liebe." Und George Sand liebte. Aber jetzt ist sie, die Eifersüchtige, nachsichtig bis zu einem Grade, der uns schaudern macht. Bei Musset war ihr das Geliebele mit anderen widrig, weil es ihr ein Zeugniß seiner krankhaften Verderbtheit war; bei Pagello freut sie sich über seine sonstigen Liebessünden, weil sie ein Zeichen seines Ueberschusses an Kraft sind. In einem der vielen Briefe, die zwischen Venedig, Genf, Paris und den übrigen Orten, wo Musset sich aufhielt, hin und her wanderten, Briefe voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit und geistreicher Reflexionen, schreibt sie einmal nach einer Klage über die üblen Nachreden, deren Opfer sie sei: „Ich habe meinen Stab und Schirm. Er leidet nicht, er ist nicht schwach, nicht eifersüchtig und kennt die Bitterkeit nicht, die dein Herz verzehrten. Er in seiner Ruhe und Tüchtigkeit hat meine Stärke nicht nöthig. Er liebt mich in Frieden und ist glücklich, ohne daß ich leide." Aber allmählich stellte sich doch gerade bei ihrer mütterlichen Natur heraus, daß auch diese strotzende Ge-

sundheit ihr nicht recht war. Sie schrieb einmal an Musset: „Warum konnte ich nicht zwischen Euch beiden leben, ohne Einem von Euch anzugehören?“ Sie wollte leiden und für jemand arbeiten; sie sehnte sich nach dem Freunde, eben in jener Krankenwärterinnenstimmung, die eine der charakteristischsten Eigenschaften ihrer Liebe war und eine Eigenthümlichkeit ihrer Freundschaft blieb.

Nach fünf Monaten gemeinschaftlichen ruhigen Lebens zog Pagello mit ihr über Meran, den Gardasee, Mailand, Genf, wo sie überall kurze Zeit verweilten, nach Paris (14. August). Diese Reise war von seiner Seite eine große Thorheit, wie er dies schon unmittelbar nach dem Abschiede von Venedig erkannte. In Venedig war er dem Zauber unterthan, der von ihr ausgeübt wurde. Auf der Reise wurde er nüchtern und schaute die Verhältnisse mit klaren Blicken an. Er war ein guter Bürger ohne Abenteurerlust, ohne romantischen Hang. Er liebte seinen Vater, der das Verhältniß mit der fremden Frau mißbilligte. Er empfand plötzlich auch moralische Anwandlungen, die ihm die Beziehungen zu einer verheiratheten Frau als unrecht erscheinen ließen. Je länger er mit ihr zusammen war, — freilich nicht allzu häufig, denn er wohnte allein, nahm seine Mahlzeit allein und mußte seine meiste Zeit einsam, in einer fremden Stadt zubringen, deren Sprache und Sitten er nicht kannte, G. Sand war sogar eine Zeit lang nicht in Paris, sondern in Nohant — desto mehr merkte er, daß er eigentlich nur von dem Kontrast gegen Musset gelebt hatte, daß er in seiner Einfachheit zu der komplizirten Natur der Schriftstellerin nicht passe, und als er in Paris war, empfand er sofort, daß er in das Getriebe dieser Stadt nicht gehöre. Zu dieser Erkenntniß bedurfte es gar nicht einer Neuanknüpfung zwischen George Sand und Musset, von der Pagello übrigens wußte. Wer etwas von Liebesphysiologie versteht, wird eine solche Anknüpfung natürlich finden, ohne großen Werth darauf zu legen. Sie waren eben beide Dichter, die trotz aller Wirklichkeitsschmerzen sich ein Bild der Phantasie gestalteten.

Als aber dann die Phantasie von neuem durch die Wirklichkeit abgelöst wurde, da waren ihre Schrecken in kürzester Zeit grausamer und krasser da als früher. Die kaum Vereinten trennten sich wieder. Pagello ging, 23. Okt. 1834, nach seiner Heimath zurück und erhielt die Stelle als Hospitalarzt in Belluno; er vermählte sich 1838 zum ersten, 1849, 7 Jahre nach dem Tode seiner ersten Gattin, zum zweiten Mal. Er hatte 5 Kinder. Mit seiner Entfernung aus Frankreich war für ihn jene Episode vorüber. Die Nachricht von dem Ende seiner ehemaligen Geliebten (1876) nahm er auf, nach dem Berichte seines Sohnes, „wie die Ankündigung von dem Tode einer bohémienne.“

George Sand lebte mit ihren Kindern in Nohant, Musset weilte zu einer Kur in Baden. Als Pagello fort war, trafen die Beiden wieder in Paris zusammen. Aber es war ein trauriges Glück, das ihrer wartete. Die Erinnerung an die Vergangenheit zerstörte die Genüsse der Gegenwart. Jedes Zuzweisein erneuert den alten Streit und erweitert die tiefe Kluft. Es ist ein trauriges Schauspiel, das folgt. George Sand ist nun diejenige, die dem Kalten sich zu Füßen wirft, die durch das Abschneiden ihrer Haare sein Mitleid zu erwecken sucht. Eine neue kurze Vereinigung folgt, eine Tragödie, in der Schuld und Sühne reichlich vertreten sind. Aber das Mitleid fehlt; es ist wie eine Erlösung, wenn man hört, daß es endlich vorbei ist. Der Abschiedsbrief ist vom März 1835. (Der treue Boucoiran war zuletzt der Vermittler.) Sie schreibt: „Nun ist's genug. Armer, Unglücklicher, ich habe dich wie meinen Sohn geliebt. Ich blute noch an dieser Mutterliebe. Ich beklage dich, verzeihe dir. Aber soll ich nicht böse werden, so muß ich dich verlassen. Du wirst um so eifersüchtiger, je weniger du das Recht hast, eifersüchtig zu sein. Es ist, als wenn die Strafe Gottes sich auf deinem Haupte sammeln wollte. Ich lasse dich, Unglücklicher, um meine wirklichen Kinder zu sehen.“

Unmittelbar nach diesem Bruche schrieb George Sand an St. Beuve: „Liebe und Verzeihung ist der ganze Schluß. In

der Zukunft mag ein Strahl der Wahrheit über diese Geschichte sich verbreiten."

Es dauerte Jahrzehnte, ehe sie das Wort ergriff. Erst nach dem Tode Mussets, 3. Mai 1857, begann sie ihr Werk. In einem sehr merkwürdigen Briefe an Musset vom 12. Mai 1834 hatte sie erklärt, es sei ihr unmöglich, von ihrem Verhältniß in einem Buche zu sprechen, hatte ihm dagegen die Erlaubniß ertheilt, in Romanen, Sonetten oder Gedichten von ihr, wie er wolle, zu reden. Wirklich ist auch in einzelnen Mussetschen Gedichten der unmittelbar folgenden Zeit und in einem besonders merkwürdigen Werke: „Beichte eines Kindes des Jahrhunderts", in Andeutungen, die den Zeitgenossen verständlich waren, von dem Verhältniß die Rede. In den späteren Jahren machte Musset direkte oder indirekte Versuche, die Briefe zurückzuerhalten, denn auch die Liebesbriefe Georges waren infolge seiner Nachgiebigkeit oder Schwäche in ihrer Hand, Versuche, denen George Sand indessen beständigen Widerstand entgegensetzte. Wie diese unglücklichen Versuche blieben auch alle von Alfreds Bruder Paul nach Alfreds Tode unternommenen erfolglos. Der rechtskundige Freund, dem George Sand die Briefe anvertraut hatte, und in dessen Hand sie die ganze Angelegenheit ließ, begründete hauptsächlich seinen Widerstand damit, daß Alfred selbst die Auslieferung der Dokumente an seinen Bruder strikt verboten hatte.

Der Roman, in dem sie die Wahrheit andeutete, ohne sie ganz zu sagen, ist in den Wochen vom 29. April bis 30. Mai 1858 geschrieben. Sie übergab ihn der „Revue des deux mondes" zur Veröffentlichung. Die darüber handelnden Briefe des Direktors Buloz an sie sind erhalten. Er fand in ihrer Erzählung alles richtig, wünschte aber für das Publikum einige Aenderungen. Eine der wichtigsten und gewiß glücklichsten war die, daß die Heldin in der späteren, der einzig gedruckten Fassung nicht mehr die Maitresse von Palmer war, wie sie in der ersten Fassung erzählt hatte. Man sieht also, daß sie die Wahrheits-

liebe viel weiter getrieben hatte, als dies nach der Ansicht des Verlegers nöthig und nützlich war. Die Striche, die sie im Ganzen vornahm, waren übrigens so groß, daß schließlich die letzten Theile des Romans dem Verleger für die Zeitschrift ebenso wie für die Buchform zu kurz vorkamen. Der Roman erschien in der „Revue des deux mondes“ in den Nummern vom 15. Januar bis zum 1. März 1859, in demselben Jahre in Buchform und auch in demselben Jahre in zweiter Auflage.

Fast unmittelbar darauf folgte die Antwort Paul de Mussets. Sie erschien in einer weniger hervorragenden Zeitschrift: „Buchhändler-Magazin“, vom 10. April bis zum 10. Mai des Jahres 1859. Schon vorher waren private Anschuldigungen gegen George Sand laut geworden, daß sie in ihrem Roman wirkliche Briefe benutzt habe. Gegen diese und die in dem sogenannten Roman Pauls erhobenen Anklagen vertheidigte sich George Sand in der Vorrede zu einem neuen Roman: „Jean de la Roche“, in der es heißt:

„Wir behaupten, daß der berühmte Todte, der in seinem Grabe ruht, sich im gegebenen Augenblick entrüstet erheben wird. Dann soll er seine wirklichen Gedanken wieder verlangen, seine wahren Gefühle, das Recht, selbst das stolze Bekenntniß seiner Leiden abzulegen, um noch einmal zum Himmel den großen Ruf nach Gerechtigkeit und Wahrheit zu erheben, der den edelsten Theil seiner Seele und die glorreichste Periode seines Lebens ausmachte. Er wird solches weder in einem Roman noch in einem Pamphlet, noch in einer Angeberei thun. Es soll vielmehr ein Denkmal werden, das von seiner eigenen Hand geschrieben und seinem Andenken durch eine befreundete Hand geweiht ist. Erst dann, wenn die Angreifer sich genugsam bloßgestellt haben, soll dies Denkmal errichtet werden. Bis dahin mögen sie ihres Weges gehen, verlästern und vergessen werden.“

Die in diesen allgemeinen Ausdrücken deutlich genug ausgesprochene Absicht, die Briefe Mussets herauszugeben, wurde indessen nicht erfüllt. Eine Zeitlang dachte George Sand an

die Veröffentlichung und wandte sich zu diesem Zweck an ihren alten Freund St. Beuve. Aber dieser wußte sie zu bestimmen, daß sie nicht einmal eine Auswahl dieser Briefe herausgab, sondern die Verfügung traf, daß erst nach ihrem Tode die Briefe veröffentlicht werden sollten (1861). Drei Jahre später, 1864, übergab sie ihrem Unterhändler Aucante den die Briefe enthaltenden Koffer und beauftragte ihn, die Briefe nach ihrem Tode zu veröffentlichen. Zu gleicher Zeit bat sie Alexander Dumas, den jüngeren, an Aucantes Stelle zu treten, im Falle dieser vor der Erfüllung seiner Pflicht aus dem Leben geschieden wäre. Die Originale sollten nach der Veröffentlichung in einer öffentlichen Bibliothek deponirt, der Ertrag der Sammlung einer wohlthätigen Anstalt überwiesen werden. Auch diese Bestimmung wurde indessen nicht erfüllt. Erst in den letzten Jahren wurden hier und dort durch Berufene und Unberufene Bruchstücke mitgetheilt, die dann selbst zu unangenehmen Prozessen seitens der Familien und der Verleger führten. Erst jetzt liegt ein großer Theil des Briefwechsels in authentischem Wortlaut vor.

Der unparteiische Beobachter des eigenartigen Liebesromans wird den alten Satz bestätigt finden, daß nur durch die volle und unbedingte Veröffentlichung der Wahrheit dem Andenken der betheiligten Personen wirklich gedient ist.

---

9. Otto Roquette.

Otto Roquette gehörte zu den Männern, die, durch ein Jugendwerk berühmt geworden, einem großen Leserkreise ausschließlich als Dichter dieses Werkes galten. Das war ein Ruhm und zugleich eine Last. Denn jenes liebliche Büchlein, „Waldmeisters Brautfahrt", erschien dem Dichter, wenn es ihm auch später noch gefiel, keineswegs als Lebenswerk; erhob er doch den Anspruch, durch andere vollgültige Werke ein Anderer, Bedeutenderer geworden zu sein. Jene Dichtung stammt aus dem Jahre 1851; er aber hat ununterbrochen, fast bis zu seinem Lebensende, also fünfundvierzig Jahre fortgedichtet; sollte nichts von alledem übrig bleiben?

Roquette hat seinem Biographen die Aufgabe dadurch erleichtert, daß er eine Selbstbiographie geschrieben hat. Dies Werk, unter dem Titel: Siebzig Jahre, Geschichte meines Lebens, zwei Bände, Darmstadt 1894, erschienen, ist zwar weder aufregend durch seinen Inhalt noch sonderlich unterhaltend durch seine Form, aber ein hübscher Beitrag zur neueren Litteratur- und Kulturgeschichte und ein Zeugniß für die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit seines Verfassers.

Am 19. April 1824 kam der Dichter in Krotoschin zur Welt, einer Refugiéfamilie angehörend, die in Folge ihres hundertfünfzigjährigen Aufenthalts in Deutschland, trotz aller

Zusammengehörigkeit mit Frankreich, an der sie festhielt, durchaus deutsch geworden war. Sein Vater mußte als Justizbeamter seinen Wohnort oft wechseln, von Krotoschin ging's nach Gnesen, von dort nach Bromberg, wo Roquette einen großen Theil seiner Knabenzeit verlebte. Es war eine, trotz seiner Kränklichkeit harmlose und anmuthige Zeit für ihn. Sein Vater war ein in seinem Berufe eifrig thätiger, vielfache Interessen verfolgender, die Bildung der Kinder umsichtig fördernder Mann, die Mutter eine schöne, heitere, gesellige, kunstbegabte, geistig angeregte, dabei im Hause unermüdlich schaffende Frau; es waren ferner Geschwister da, die mit zärtlicher Liebe aneinander hingen. Trotz dieser angenehmen Verhältnisse mußte der Knabe Bromberg verlassen, da er sonst im Gymnasium in Folge der Verkommenheit einzelner polnischer Lehrer an Leib und Seele Schaden gelitten hätte. Er fand zu Frankfurt a. O. im Gymnasium eine erfreuliche Lehrstätte, der er noch Jahrzehnte später durch ein Huldigungsgedicht seinen Dank abstattete, im Hause seines Großvaters, des alten Pfarrers Roquette, eine nach manchen Mißverständnissen gemüthliche Heimath und durch seinen Onkel, den Historiker und Jugendschriftsteller Spiker, manche Anregung. Denn schon der Knabe, der durch die Mutter, eine vielgesuchte Gelegenheitsdichterin, den poetischen Trieb empfangen hatte, begann dichterisch thätig zu sein. Zwar sollte er, nach den Traditionen der Familie und nach dem besonderen Wunsch der Mutter, Theologe werden; durch den Sammeleifer des Vaters beeinflußt, hatte er wohl an Naturwissenschaft gedacht; eine Zeit lang hatte er Lust, Maler zu werden, bis er das Unzureichende seines Talentes erkannte. Aber endlich wog die schriftstellerische Neigung vor. Er las als Knabe viel Fouqué und Walter Scott, Körner und Schiller, bekam zu Goethe erst spät ein Verhältniß, so daß er sich erst lange nach dem Tode des Meisters rühmte, einige Jahre sein Zeitgenosse gewesen zu sein, schwärmte nicht, wie die Seinen, für Jean Paul, las aber viel Französisches, darunter manches, was seiner jugendlichen Unreife wenig angemessen

war, jedoch keinen ungünstigen Einfluß auf ihn übte. Während der Frankfurter Schulzeit arbeitete er mit seinen Kameraden, dem späteren Juristen Bardeleben und dem Mediziner Aubert und anderen, manches Poetische, z. B. eine satirische Komödie, und begann allein eine Tragödie, Heinrich IV. (von Deutschland). 1846 bezog er die Universität: ein Semester verbrachte er in Berlin, wo er vieles bunt durcheinander trieb: Philosophisches, Historisches u. a. Er ließ sich in die juristische Fakultät einschreiben, ohne zur Juristerei sonderliche Lust zu verspüren. Er las ungeheuer viel, auch die zahlreichen in der vormärzlichen Zeit verbotenen Bücher. Seine dramatischen Versuche setzte er fort und legte das schon erwähnte Drama dem gestrengen Julian Schmidt, den er zufällig kennen gelernt hatte, vor. Der Kritiker erklärte es rundweg als eine Nachahmung Shakespeares und verleidete dem Kunstjünger durch solche Bemerkungen sein Werk. Nicht glücklicher war der jugendliche Dichter wenig später mit einem „Ludolf von Schwaben", den er Gervinus präsentirte, denn er bekam von dem gefeierten Literarhistoriker, der das Werk gar nicht ansah, nur eine wirkungslose Empfehlung an den Mannheimer Theaterleiter.

Auf ein Berliner Semester folgten schöne Heidelberger Jahre, Roquettes wahre Jünglingszeit, sein Dichterfrühling. „Ich kann sagen," so schrieb er später selbst, „daß meine Jünglingszeit nun erst erwachte, daß alles, was an Lebensgefühl, reiner Glückseligkeit, dichterischer Anlage in mir war, sich in dieser Zeit erst entwickelte. Meine Knabenjahre waren durch manche Verworrenheit getrübt worden, die ich schwerer nahm, als es nöthig gewesen wäre; mein Selbstgefühl war wenig entwickelt, trotzdem ich mich vielfach selbständig halten mußte zur Abwehr gegen Widerstrebendes. Ich fühlte mich meist mit meinem Denken, Empfinden und Wünschen in mich zurückgedrängt, sogar verschüchtert. In dieser Zeit aber sprangen gleichsam die Hülsen meines Wesens ab und, als gälte es allen versäumten Uebermuth nachzuholen, überkam mich eine Lebhaftigkeit, in der ich

meinen Umgebungen zeitweise als einer der verrücktesten jungen Menschen erscheinen mochte."

In Heidelberg hatte Roquette verschiedenartige Lektüre vorgenommen, manche dichterische Pläne verfolgt, in seinen Studien sich hauptsächlich der Geschichte zugewendet. Von geschichtlichen Studien waren politische Betrachtungen kaum zu trennen, sie drängten sich den jungen Leuten jener Tage um so mehr auf, als das politische Interesse, das seit den dreißiger Jahren sich zu regen begonnen hatte, durch die achtundvierziger Revolution auch für die bisher Gleichgültigen allgemeiner geworden war. Doch gehörte Roquette zu diesen Gleichgültigen. Das Bekenntniß, das er im Hinblick auf jene Zeit ablegte: „Wenn wir Jüngeren aus Zeitungen, hauptsächlich aber aus literarischen und poetischen, von Satire und Phrase beherrschten Erscheinungen, eine allgemeine Kenntniß von politischer Mißstimmung erhalten hatten, so wußten wir doch nicht, daß die Erbitterung aller Gebildeten so tiefgehend, wir wußten nicht, daß gerade in Deutschland sich des revolutionären Zündstoffes am meisten aufgesammelt, um bei dem ersten Anstoß von außen her überall die Bombe zu sprengen," ist, wie in den thatsächlichen Angaben übertrieben, so für einen Vierundzwanzigjährigen verzweifelt naiv. Aber es zeugt davon, daß Roquette der eigentlich politische Sinn abging. Er war deutsch genug, um sich über die großen Errungenschaften des deutsch-französischen Krieges zu freuen, freilich ohne Schlachtendichter zu werden (vergleiche jedoch einzelne patriotische Gedichte und den hübschen Anfang vom „Rebenkranz"), und freisinnig genug, um reaktionären Gelüsten jeder Art ehrlich entgegenzutreten, aber im öffentlichen politischen Leben spielte er, der Insichgekehrte, in gelehrten und literarischen Interessen Lebende, keine Rolle.

Für sein Schicksal hatte die Revolution, speziell der Umstand, daß sein Vater Mitglied des Frankfurter Vorparlaments war, noch die Folge, daß er mit diesem von Heidelberg fortzog und nach kurzem Verweilen in der Heimath nach Berlin ging.

Dort, wo er zuerst in den unruhigen Zeiten einem Studentenkorps, einer Art Bürgerwehr angehörte, knüpften sich manche Bande, die zeitlebens hielten, z. B. mit Paul Heyse, Fr. Eggers, besonders aber innige Beziehung mit Robert Prutz, dem Roquette nach Halle folgte und dem er für seine Studien viel verdankte. Aber gerade durch die nahe Verbindung mit ihm hatte er mit den offiziellen Kreisen der Universität, besonders bei seiner Doktorpromotion (1852), viele Schwierigkeiten, und auch mit ihm kam er, in Folge des herrischen und mißtrauischen Wesens des Lehrers, zu keinem rechten Verhältniß. Aber sonst war die Hallenser Zeit eine wohl ausgefüllte und reichbewegte: wichtige und im späteren Leben wieder aufgenommene Beziehungen zu R. Kögel, Aug. Förster, Jul. Grosse, Luise von François wurden geknüpft; die ersten dichterischen Werke erschienen und fanden Beifall. Der Verkehr mit Verwandten und zwar mit seiner verheiratheten Schwester, die einige Zeit in Halle lebte, verschönte den dortigen Aufenthalt.

Auch die Liebe trat ihm nahe. Freilich spielte sie bei ihm keine so große Rolle, wie bei anderen Dichtern. Roquette blieb unvermählt, allerdings weniger, weil er niemand fand, dem er seine Neigung schenken konnte, sondern mehr aus Pflichtgefühl, weil er nach dem Tode des Vaters für Mutter und Schwestern zu sorgen übernahm. In Halle verliebte er sich in die Frau eines Freundes und entzog sich männlich dem gefahrdrohenden Verhältniß. In Meißen verlobte er sich, mußte aber trotz aller Neigung das Verlöbniß rückgängig machen, da seine Braut für das Leben und dessen Bedürfnisse gar kein Verständniß besaß. In Dresden liebte er eine junge Frau, deren Mann unheilbarem Wahnsinn verfallen war, und mußte auch diesmal schmerzlich entsagen. Auch später „zeigte sich mir“ — wie er selbst schreibt — „doch ein paar Mal eine Aussicht, die äußeren Verhältnisse zu überwinden, oder ich hoffte doch, da das Herz gern an eine Möglichkeit der Erfüllung glaubt. Ueber mir aber waltete der Unstern, daß das Gemüth sich gerade dahin wendete,

wo es ahnungslos auf unabwendbare Hindernisse traf, oder daß, wo es die gleiche Ergriffenheit erwartet hatte, es nur kühle Ablehnung fand."

Trotz aller dieser schweren Enttäuschungen war er nicht unglücklich. Die traurigen Lebenserfahrungen bestimmten den Dichter vielleicht, das Entsagungsmotiv häufig zu behandeln. Unglückliche Familienereignisse, gewichtige Schicksalsschläge beugten den Dichter ebensowenig, wie die Erkenntniß, zwar viel genannt, aber wenig gelesen und gewürdigt zu werden. Er mußte namentlich bei Reisen, aber auch im Verkehr mit guten Freunden, die Erfahrung machen, wie unbekannt sein Schaffen den meisten war. Er hatte, selbst noch in seinem Alter, manche Verlegernöthe zu bestehen und gehörte, freilich weil er selbst Geld und Erwerb nicht sonderlich achtete, zu denen, die Dichterelend aus eigener Erfahrung kennen lernten. Trotz alledem erhielt er sich zeitlebens einen frischen Optimismus. Er sprach sich frei von dem Pessimismus der modernen Dichterjugend; er mochte in ihrer „Spitalatmosphäre" nicht gedeihen. Aber auch fürs Leben wollte er von einer trüben Weltanschauung nichts wissen. „Ich fasse," so lautet sein Geständniß, „das ins Auge, was in der großen wie kleinen Welt besser geworden ist, den äußeren Fortschritt, den erweiterten geistigen Besitz, die sittliche Vertiefung des Lebens, welche ich noch überall in Bewegung finde, über die Thatsachen hinweg, welche das Gegentheil zu beweisen scheinen."

In dieser Gesinnung verbrachte Roquette seine Jünglings- und Mannesjahre. Von Halle, wo er zum Manne herangereift war, begab er sich, nachdem er eine Reise nach Venedig unternommen, die einzige Reise, die ihn ins Ausland führte, nach Berlin, wo aber seines Bleibens wiederum nicht lange war, dann nach Dresden. Dort weilte er einige Zeit als Lehrer am Blochmannschen Institut, war Lehrer mit Eifer und Erfolg, wurde allerdings durch seine Lehrthätigkeit nicht vollkommen ausgefüllt. Vielmehr war er literarisch eifrig thätig, besonders auf dramatischem Gebiet, genoß mit

Freude Dresdens landschaftliche Reize, gab sich, häufig allein, nicht selten in Gesellschaft führungsbedürftiger Fremden, der durch die reichen Kunstschätze geübten Anregung hin und pflegte einen regen geselligen Verkehr. Unter den ihm Nahestehenden seien Berthold Auerbach und Hermann Hettner genannt, dagegen kam er zu Otto Ludwig in kein rechtes Verhältniß und wurde von Karl Gutzkow, dem er ohne seine Schuld verdächtig geworden war, verspottet dadurch, daß zum „Urbild des Tartüffe“ statt des Präsidenten Lamoignon ein Abbé Roquette gemacht wurde. Auch kleine Reisen wurden unternommen, z. B. nach Weimar, wohin Roquette seitdem häufiger zurückkehrte, immer gern gesehen, bei Hof, in literarischen und Kunstkreisen, von Liszt und seiner Gemeinde, denen er durch die Textdichtung zum Oratorium „Die heilige Elisabeth“ werth geworden war, von dem Maler Preller, dem er persönlich sehr nahe trat, von den Leitern und den Schauspielern des dortigen Theaters, die sich bereitwilliger als andere an die Aufführung einiger seiner Stücke machten (z. B. Jakob von Artevelde, Rudolf von Habsburg oder die Sterner, deren erster Aufführung er in Folge eines merkwürdigen Zufalls nicht beiwohnen konnte, u. a.).

Das anregende literarische, künstlerische, gesellige Treiben in Dresden, auch die ihm liebgewordene Schulthätigkeit wurde durch den Tod des Vaters (1857) unterbrochen. Die Familie blieb in nicht sonderlich günstigen Verhältnissen zurück, später verlor die Mutter noch den Rest ihres Vermögens, und die Sorgen häuften sich für den Schriftsteller, der, zwar für sich bedürfnißlos, die von ihm innig geliebten, an eine gewisse Behäbigkeit gewöhnten Wesen möglichst wenig entbehren lassen wollte. Er, der nun bald zwei Jahrzehnte wie ein Wandervogel hin und her geflattert war und bald da, bald dort sein einsames Nest gebaut hatte, versuchte sich nun seßhaft zu machen. Er nahm seine Mutter und seine zwei unverheiratheten Schwestern zu sich, deren ältere als Allerweltstante und Pflegerin vielfach unterwegs war, deren jüngere später mit dem Dichter zusammenlebte (die Mutter starb

erst 1892, in ihrem achtundachtzigsten Lebensjahre), und gründete in Berlin seinen Hausstand.

Es war ein reges, geistig und gesellschaftlich frohes Leben, das der Dichter einige Jahre in emsigem Schaffen führte. Zu den schon genannten Berliner Freunden gesellten sich andere hochstehende bedeutende Männer, wie Karl und Richard Lucä, Wehrenpfennig u. a., mit denen ernste und heitere Zusammenkünfte gepflogen wurden. Bei solchen Vereinigungen wurde manch poetischer Beitrag geliefert; aber auch sonst war jene Zeit eine reiche und schaffensfreudige. Zu der dichterischen Thätigkeit kam nun die gelehrte, die Arbeit an einer deutschen Literaturgeschichte, die während eines langen Aufenthalts bei Freund Lübke in Zürich eifrig gefördert wurde.

Gerade diese war es, die für Roquettes äußeren Lebensgang entscheidend wurde, denn sie bewirkte, daß er aufhörte, unabhängiger Schriftsteller zu sein, gelegentlich auch Theaterkritiker, wie er es ein Jahr lang für die kurzlebige „Preußische Zeitung" war, daß er auch nicht mehr nöthig hatte, privatim oder öffentlich den Schulmeister zu spielen, sondern daß er als akademischer Lehrer die höchste pädagogisch-wissenschaftliche Thätigkeit ausüben konnte. Auf Grund seiner Literaturgeschichte nämlich wurde er zum Professor der Literaturgeschichte an der Kriegsakademie ernannt, welches Amt er aber nur ein Jahr bekleiden konnte. Nach seiner Angabe war Wiese schuld an seiner Entfernung, und der Grund zu dieser hätte in seiner politisch-liberalen Gesinnung gelegen; doch ist hier wohl ein Irrthum des Selbstbiographen unterlaufen, da jener einflußreiche Rath des Kultusministeriums über eine dem Kriegsministerium unterstehende Bildungsanstalt schwerlich etwas zu sagen hatte. Gleichfalls kurze Zeit lehrte Roquette mit großem Erfolge an der Berliner Gewerbeakademie, der jetzigen technischen Hochschule, er konnte aber die von ihm und dem Leiter der Anstalt gewünschte Umwandlung der Docentenstelle in eine Professur nicht erwirken. Dagegen wurde ihm, hauptsächlich in Folge des Beifalls, den

seine Vorträge in Berlin fanden, durch Vermittelung Reuleaux', eine Professur in Darmstadt angeboten.

Er trat die neue Stelle an (1869) und wirkte in ihr bis zu seinem Tode. Zuerst nicht ohne Anfeindung, sowohl wegen seines energischen Widerstandes gegen das Tragen einer Uniform, das bisher von den hessischen Staatsbeamten, selbst den Lehrern, verlangt wurde, als auch wegen seiner Bemühungen, die verkommene Schule zu einer wirklichen Hochschule zu erheben. Ein stilles gesegnetes Wirken war dem pflichttreuen Lehrer beschieden. Zuerst ziemlich einsam, gewann er allmählich Verkehr, Fühlung mit dem dortigen Theater und einige Zeit auch Einfluß darauf, Beachtung in der Gesellschaft, auch seitens des Hofes, und konnte sich, nachdem er in seiner Junggesellenwirthschaft in Folge schwerer Erkrankung traurige Zeiten durchgemacht hatte, später gemeinsam mit seiner jüngeren Schwester ein traulicheS Heim schaffen. Es war ein viel kleinerer Kreis als der, in dem er in Halle, Dresden, Berlin sich zu bewegen gewöhnt war; aber es fehlte nicht an Anregung und Behagen. Unter den Männern, an die sich Roquette anschloß, sei als der hervorragendste D. F. Strauß genannt. Ziemlich am Anfang der Darmstädter Zeit brachte der Krieg gegen Frankreich Erregung, Schmerzen und Freuden. Die eifrige Arbeitszeit wurde häufig unterbrochen durch Kunstgenuß und Erholung. In den Ferien wurden kleine Reisen zur Kräftigung und Ausspannung unternommen, einmal erschien er auch mit Paul Heyse bei der Festversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar, einige Winter hindurch reiste er in nahe und ferne Städte, z. B. Wien und Danzig, um nach geschehener Aufforderung Vorträge zu halten. Gerade diese Reisen, als ungewohnte, boten dem Reisenden Abwechselung und Erholung, sie verschafften ihm Gelegenheit, der alten Mutter noch einmal ins Antlitz zu schauen; sie gewährten ihm ferner die große Freude, lange nicht gesehene Freunde wieder zu begrüßen; sie verschafften ihm manche neue Bekanntschaft und neben vielen Enttäuschungen doch das Bewußtsein,

nicht ungekannt und ungerühmt sein Leben verbracht zu haben. — Nach einem arbeitsreichen Leben starb Roquette am 18. März 1896 in Darmstadt. Er hatte sich äußerlich frisch erhalten, so daß man ihm 1894 den Siebziger nicht ansah. Er starb ohne langes Leiden, nach kurzer Schwäche, an den Folgen eines Schlaganfalls. Noch am Abend vor seinem Tode hatte er das Theater besucht.

Es war ein gesegnetes Leben, trotz mancher Leiden, trotz mancher verfehlten Hoffnungen. Knapp und einfach ging es freilich bei ihm her; nach seinem Tode verbreitete sich die Kunde, daß auch die letzten Jahre des Alternden voll Entbehrung gewesen seien, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, weil Verpflichtungen, die er für die Seinen übernommen, auf ihm lasteten, für die hinterbliebene Schwester zu sorgen. So theilte er mit manchem deutschen Dichter die trüben Erfahrungen deutschen Schriftstellerlebens. Aber an inneren Freuden war sein Leben reich. Von den Seinen ward er geliebt, von vielen Guten anerkannt und geehrt. Er kannte nicht die Hinfälligkeit und die durch schwere Schicksalsschläge manchem bereitete Freudlosigkeit des Greisenalters. Er fühlte kein Erlahmen oder gar Schwinden seiner geistigen Kraft. Er war und blieb eine vornehme, feine Natur, sich seiner Stellung freuend, aber neidlos zu Erfolgreicheren aufblickend, gern bereit, Jüngere zu fördern. Er versenkte sich nicht griesgrämig in eine vergangene Zeit, um in der Gegenwart alles trüb und grau zu finden, er lebte rüstig in und mit der Gegenwart, wenn er auch nicht alles in ihr bewundern konnte, weder modernste Malerei noch neumodische Poesie. Er wußte, was er war, drängte sich aber nicht unbescheiden vor. Auf ihn paßte bis zum Ende vortrefflich das Wort, das er sich zu seinem silbernen Dichterjubiläum zugerufen hatte:

Beglückt, wem noch die Lust des Strebens
Der höchste Inhalt blieb des Lebens!
Beglückt, wer seine Schaffenswelt
Noch frohgemuth umschlossen hält!

Roquette war ein ungemein fleißiger, gewissenhafter Arbeiter. Wollte man seine Werke sammeln, so würden einige Dutzend Bände herauskommen, wobei seine Vorlesungen, die ihn etwa drei Jahrzehnte viel Zeit und Mühe kosteten, gar nicht mitgerechnet sind. Es wären unendlich viel mehr, wenn er alles, was er niederschrieb, gesammelt hätte. Aber alles, was ihm ungenügend schien, oder den Beifall urtheilsfähiger Freunde nicht erlangte, zerstörte er. Mit großer Gewissenhaftigkeit feilte und glättete er. Selten, namentlich in der früheren Zeit, erschien eine seiner Arbeiten in ihrer ursprünglichen Gestalt. Manche Dichtungen trug er Jahre, ja Jahrzehnte lang mit sich herum, ehe er ihnen die endgültige Form gab. Konnte er ein Werk in neuer Auflage erscheinen lassen — ein Glücksfall, der den Prosadichtungen (Novellen und Romanen) seltener zu Theil wurde —, so ließ er es nicht bei einem verbesserten Abdruck bewenden, sondern gab dem Werke, z. B. der Literaturgeschichte, eine veränderte Gestalt. Dazu bediente er sich keiner fremden Hülfe, sondern schrieb alles selbst, so daß er sogar bei einer von ihm herausgegebenen Sammlung von Lesestücken das mühselige und geisttödtende Geschäft des Kopisten übernahm. Aber auch an dem Gewordenen, an dem in die Oeffentlichkeit Gelangten empfand er nicht immer die reine Freude. Eins seiner ältesten Werke, ein Epos „Der Tag von Sankt Jakob“ (1852 bis 1853), das „in der öffentlichen Kritik eigentlich nicht so übel wegkam“, nannte er, trotz seiner vier Auflagen, trotz der wesentlichen Aenderungen, die er ihm in der zweiten, und trotz der völligen Umgestaltung, die er ihm in der letzten Auflage zu Theil werden ließ, „in seiner Komposition verfehlt“. Bei dieser Kritik brauchte er dann die merkwürdigen, nicht für das einzelne Werk, sondern allgemein gültigen Worte: „Das künstlerische Schaffen beglückte mich, das fertige Werk war mir unbehaglich und bald gleichgültig. Nur an wenigen blieb meine Neigung haften, und zwar an solchen, welche nur die Theilnahme von wenigen erreicht haben.“

Länger als ein Vierteljahrhundert war Roquette Professor der Geschichte und Literatur. Für seine Schüler wirkte er zwar anregend, keiner von ihnen jedoch, da sie ja alle einen praktischen Lebensberuf ergriffen, widmete sich den von dem Lehrer vorgetragenen Disciplinen. Aber auch er schrieb während der ganzen Zeit kein einziges wissenschaftliches Werk, höchstens ein paar literarhistorische Aufsätze in Zeitschriften und einzelne Wandervorträge, die aber ungedruckt blieben. Sein in der ersten Darmstädter Zeit veröffentlichtes „Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Ausgewählte Stücke deutscher Dichtung und Prosa nebst einer historisch-biographischen Uebersicht", zwei Bände, Berlin 1877, das übrigens ziemlich unbeachtet blieb, ist keine wissenschaftliche Leistung, ebensowenig wie ein (München 1878) veröffentlichter biographischer Text zu einer „Galerie deutscher Dichter". Seinen Beruf zu der Stellung, die er so lange Zeit würdig ausfüllte, hatte er nicht bloß durch die kurze aber erfolgreiche Thätigkeit an der Kriegs- und Gewerbeakademie in Berlin dargethan, sondern durch kleine Untersuchungen und größere Werke. Zu jenen gehörten kleinere Arbeiten über die Tellspiele, patriotische Lyrik, Goethe und die Gartenbaukunst, Zeugnisse eifrigen Sammelfleißes und geschickter Darstellung. Eigentlich gelehrte Forschung, philologische Kleinarbeit, kritische Methode bewiesen sie nicht. Auch in zwei größeren Arbeiten, die dem streng literarhistorischen Gebiete angehören: „Leben und Dichten Joh. Chr. Günthers" (Stuttg. 1860) und „Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit" (zwei Bände, Stuttg. 1862 bis 1863), von der 1872 eine umgearbeitete, 1879 eine dritte durchgesehene Auflage erschien (1882 nur eine Titelauflage der letzten), ist die Forschung nicht die Hauptsache. Das Buch war geplant als eine Wendung gegen Vilmar, es sollte dessen vielverbreitetes, gelehrtes und gutgeschriebenes Buch, das wegen seiner pietistisch-reaktionären Richtung manchen Schaden stiftete, verdrängen. Dieser Erfolg ward ihm nicht zu Theil. Das Vilmarsche Buch blieb in seiner Be-

deutung und Verbreitung bestehen; erst neuere Werke vermochten es aus seiner herrschenden Stellung zu entfernen. Roquettes Buch ist fleißig und geschmackvoll, aber weder geistreich noch gelehrt. Es zeigt weder blendende Charakteristiken noch neue Gesichtspunkte, dafür ist es aber auch frei von Vorurtheilen und bestimmten Tendenzen. Das Hauptgewicht liegt in dem Werke auf der Schilderung der klassischen Periode. Mit besonderer Ausführlichkeit werden nach Klopstock und Wieland auch Lessing, Schiller und Goethe behandelt. Man merkt diesen Abschnitten die Vorliebe des Autors an: sein Ton wird wärmer, ohne jemals in übergroßes Pathos zu gerathen. Nirgends zeigt sich nörgelnde Kritik, sondern überall das liebevolle Versenken in das Schaffen anderer, das feine Verständniß für ihr Wollen und Wirken. Aber es ist — und das erklärt wohl den verhältnißmäßig geringen Einfluß, den es übte, so daß jetzt seit siebzehn Jahren kein Bedürfniß nach einer neuen Auflage sich gezeigt hat — weder ein Lehr- noch ein Lesebuch, d. h. es unterrichtet weder genugsam, indem es das Vorgetragene eindringlich predigt, noch unterhält es angenehm durch anziehenden Vortrag. Besonderen Reiz dagegen besitzt Roquettes Buch über Preller (Frankfurt 1883), den großen Künstler, dem der Biograph seit 1855 persönlich nahe getreten war. Es ist keine bloße Künstlermonographie, sondern eine liebevoll empfundene, mit Kunst gearbeitete Biographie, die den bedeutenden Menschen im Zusammenhang mit seiner Zeit und Umgebung klar hervortreten läßt und die Würde des Tones mit der Wärme der Empfindung sehr wohl verbindet.

Als Roquette, so erzählt er selbst treuherzig genug, sich „bei der Säkularfeier der Universität Heidelberg, wobei ich mit Versen und Prosa für die Festzeitung reichlich beigesteuert hatte, die Karten löste für die verschiedenen Abtheilungen des Festes, wußten die Studenten, welche die Karten ausstellten, meinen Namen, den sie nie gehört zu haben schienen, nicht zu schreiben, und ich

mußte ihnen denselben, Buchstaben für Buchstaben, in die Feder diktiren.“ Und als Roquette starb, meldeten die ersten Telegramme, der Professor Roquette sei gestorben und wußten von dem Dichter nichts zu melden. Doch hat gewiß nur der Dichter einen Anspruch auf Beachtung.

Als Dichter hat Roquette die verschiedensten Gebiete betreten. Als Novellist war er gern gesehener Mitarbeiter vieler Zeitschriften. Im Ganzen veröffentlichte er dreizehn Novellensammlungen oder einzelne einen ganzen Band füllende Geschichten: Erzählungen, Frankfurt 1859, Neue Erzählungen, Stuttg. 1862, Susanne, Stuttg. 1864, Luginsland, Stuttg. 1867, Novellen, Berlin 1870, „Welt und Haus“, zwei Bände, Braunschweig 1871—1875, Inga Svendson, Stuttg. 1883, Neues Novellenbuch, Breslau 1884, Ueber den Wolken und andere Novellen, Dresden 1887, Große und kleine Leute in Alt-Weimar, Breslau 1887, Frühlingsstimmen, Breslau 1890, Krethi und Plethi, das. 1895, Sonderlinge, das. 1895. Sodann schrieb er fünf Romane, die später zu nennen sind. Dem dramatischen Gebiet gehört die zweibändige Sammlung: Dramatische Dichtungen, Stuttgart 1867 bis 1876, an, einzelne andere Dramen sind in der Reclamschen Universalbibliothek und in der Lassarschen Theaterbuchhandlung erschienen; auch die große Dichtung „Gevatter Tod“ (Stuttgart 1873) ist hierher zu rechnen. Der Lyrik gehört sein „Liederbuch“ an (Stuttgart 1852), das unter verändertem Titel, mit manchen Vermehrungen noch zwei Mal bis 1880 erschien. Eine Sonderstellung zwischen Epik, Lyrik und Dramen nimmt die Sammlung „Elegien, Idyllen, Monologe“, Stuttgart 1882, ein. Den Schluß bilden die episch-lyrischen Stücke, die zum Theil der spätesten Zeit des Dichters angehören, z. B. „Cesario“ (Stuttgart 1888), „Uli von Haslach“ u. a. (Berlin 1892), von denen einzelne seiner Frühzeit entstammen, besonders aber „Waldmeisters Brautfahrt“ (seit 1851) und der damit in äußerlichen Zusammenhang gebrachte „Rebenkranz“ (seit 1876; sechste Aufl. Stuttgart 1893).

Am fruchtbarsten war Roquette als Novellenschreiber. Als solcher wählte er nun nicht Stoffe, die seinen Studien und Berufsgeschäften nahe lagen. Historische Stoffe behandelte er gar nicht; literarhistorische nur in einer Sammlung: „Große und kleine Leute in Alt-Weimar" (Breslau 1887). Sie verrathen mehr den Literarhistoriker als den Dichter. Herder kommt darin nie, Schiller, Goethe, Wieland nicht als Haupthandelnde vor. Dies geschieht nicht aus Zufall, sondern aus Absicht, denn Roquette verkündet außer in dem verfehlten Werke „Das Hünengrab" (Dessau 1855) als Grundsatz, daß er die Großen sich niemals zu Helden einer Novelle wählen würde. Er gibt ein gutes Bild von Alt-Weimar, an das man auch glauben würde, selbst wenn nicht, was gar sehr nach dem Katheder schmeckt, Stellen aus Goethes Annalen und dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel mitgetheilt würden. Störend ist ferner ein gewisser absichtlicher Parallelismus, d. h. die Nebeneinanderstellung eines Haupt- oder literarischen Ereignisses mit einem Privat- oder persönlichen Vorgang, z. B. Schillers Begräbniß mit dem Korbe, den sich Herr Sekretär Schwabe bei der schönen Schauspielerin Silie holt, oder der ersten Tasso- und (bruchstücksweisen) Faust-Aufführung mit Silies traurigem Eheleben mit Karl Unzelmann. Schon die genannten Personen zeigen, daß es sich in den Novellen hauptsächlich um Theatervorgänge handelt, auch die erste Aufführung des Wilhelm Tell steht im Vordergrund. Sehr gut wird Goethes Frau in Gutmüthigkeit, Hülfsbereitschaft und kunstloser Sprechweise, das Kleinbürgerthum Weimars, das von den Heroen wenig weiß und wissen will, gezeichnet; daneben der Hof, freilich nicht die prachtvollen Gestalten Karl Augusts und Luises, die, wie man meinen sollte, einen Dichter zur Behandlung reizen, ja geradezu zwingen, sondern mehr der Nebenhof der Herzogin Anna Amalia und des lustigen Fräuleins von Göchhausen, die hier freilich wenig lustig erscheint. Daß bei einer Schilderung Alt-Weimars, besonders in den Jahren 1802 bis 1805 (nur die letzte Novelle geht über diesen Zeitraum hinaus),

auch Kotzebue, der reiche und vornehme Herr, der in der Gesellschaft die erste Rolle spielen wollte, und Böttiger, der Allerweltsmann, der die Dioskuren bekrittelte und seine Nase in alles steckte, vorkommen, versteht sich von selbst: der letztere, auch als Familienvater, ist sehr gut, der erstere recht wenig zutreffend geschildert; wäre er bloß ein solcher Schwadroneur gewesen, so hätte er nicht den Einfluß, den er wirklich geübt hat, besessen. Liebesgeschichten bilden den Hauptinhalt, manche recht anmuthig; aber gerade da, wo Herzensnöthe bekannter Personen geschildert werden, versagt des Dichters Kraft. Daß Amalie von Imhof, die Dichterin der „Schwestern von Lesbos", den schwedischen Oberst von Helvig heirathete, ist dem Leser einer Literaturgeschichte genug; der Leser einer Novelle möchte das Wie und Warum erfahren, er möchte mehr in das Herzensleben beider Personen eingeweiht werden. Auch hier hat dem Dichter die gelehrte Kenntniß und Gewissenhaftigkeit des Historikers geschadet. Man wird es nicht bedauern, daß Roquette in seinen Novellen das literarhistorische Gebiet nur einmal betrat, sich sonst aber nicht mit dem gegebenen Stoff begnügte, sondern frei erfand und fabulirte.

Seine übrigen Novellen entstammten durchaus der Gegenwart. Sie spielen häufig auf dem Lande, oft in einer kleinen Stadt; Halle und Heidelberg, die Orte, an denen sich der Autor während seiner Studienzeit besonders wohl fühlte, werden gern vorgeführt und anmuthig geschildert („Der Baum im Odenwald" und „Die Herbergsmutter"), die Rheingegenden und der Odenwald kommen nicht selten vor. Was die Eigenthümlichkeit moderner Novellen ausmacht: detaillirte Beschreibung des Schauplatzes, ausführliche Charakteristik der Personen, psychologische Vertiefung, findet sich selten bei ihm; soziale, politische, religiöse Streitfragen werden kaum berührt; ja, was vielleicht noch merkwürdiger ist, Urtheile über oder Hinweise auf literarische Erscheinungen finden sich so gut wie gar nicht. Höchstens dadurch bekennt er seine Lebensstellung und seinen Beruf, daß er gern

Philologen, Lehrer, Professoren zu Helden seiner Geschichten macht, diesen aber selten oder nie einen Stich ins Pedantische gibt, sie nicht zu weltabgewandten und lebensunkundigen Philistern stempelt, sondern aus ihnen thatkräftige, frische, poetisch empfindende Gestalten schafft.

Er analysirt nicht, er philosophirt nicht, er erzählt. Und zwar erzählt er nur Wirkliches, Mögliches. Der Zauberkreis der Romantik, der dem Literarhistoriker wohl bekannt war, umfängt den Erzähler nicht; er ist kein Freund des Zauberhaften und Ahnungsvollen, das Schicksal, als unheilverkündendes Fatum oder als unentrinnbare Nemesis, spielt bei ihm keine Rolle. Auch das abenteuerliche und das humoristische Element kommt wenig bei ihm vor. Oder, wenn Humoristisches vorkommt, so ist es recht schwach. Man sollte das Element am besten in der Sammlung „Sonderlinge" (freilich seiner letzten, Breslau 1895) vertreten finden, aber die hier geschilderten Personen haben meist gar nichts Komisches an sich, höchstens der Alte, der Stiefel sammelt, oder die drei Dienerinnen einer wackeren Studentenwirthin, aber die hier eingestreuten Motive sind zu keiner rechten komischen Wirkung herausgearbeitet. Auch in der Form der Erzählung herrscht keine Abwechselung: die Ich-Novelle, d. h. die, in welcher der Erzähler im eigenen Namen spricht, oder die Hauptperson der Novelle ihr Erlebniß vorträgt, findet sich selten; die Briefform wird, soweit ich sehen kann, gar nicht angewendet. In behaglicher Breite, in gebildeter Sprache sind seine Erzählungen geschrieben. Es sind im besten Sinne Familiengeschichten: kein unkeusches Wort, keine unlautere Gesinnung tritt in ihnen hervor. Aber auch in der Beziehung sind es Familiengeschichten, daß der Segen des Familienlebens, der Reiz eines großen geselligen Kreises geschildert wird. Man ist versucht, in den oft vorkommenden Typen: einer an der Spitze des Ganzen stehenden lebhaften Matrone, anmuthigen, blühenden Töchtern, einem geistig hochbegabten, körperlich leidenden oder mindestens nicht durch körperliche Eigenschaften ausgezeichneten jungen oder

älteren Mann, des Dichters Mutter und Schwestern, endlich den Dichter selbst zu sehen. Auch der Typus des Entsagenden findet sich zu häufig, als daß man ihn nicht durch Lebenserfahrungen des Dichters erklären möchte. Auch sonst sind gewisse Vorgänge aus seinem Leben treu berichtet, z. B. sein Verkehr mit der angenehmen Wirthstochter in Handschuchsheim (bei Heidelberg) oder das eigenartige Erlebniß, daß ein gar nicht besonders nahestehender Bekannter vor seinem freigewählten Tode ihn zum Vollstrecker seines letzten Willens und zum Vermittler der grausigen Nachricht an seine Familie macht. Eigentlich will der Dichter dies nicht Wort haben. Er behauptet, aus dem Verkehr mit der Welt nur Anlaß und Anregung geschöpft zu haben, und meint: Es können die Ereignisse der Wirklichkeit zwar Erfahrungen aller Art bringen, aber das Geschehene, ob man es erlebt oder ob es nur berichtet worden, eignet sich noch lange nicht für den Roman oder die Novelle; oft das Unscheinbare eher als das Auffallende.

Es ist kein Tadel, sondern einfach eine Konstatirung, wenn man sagt: diese Bekenntnisse zeugen von „alter Manier". Zu dieser alten Manier gehört aber noch gar vieles andere: Zunächst die langen Reden. Sie sind, wenn man den Ausdruck gelten lassen will, Buchreden und zwar im doppelten Sinne, einmal, weil sie für das gesellschaftliche Leben viel zu lang, sodann weil sie viel zu gebildet sind. Sollte es wirklich heute geschehen, daß ein junges Mädchen zu einem Manne, den sie nie gesehen, mit dem sie aber lange korrespondirt hat, beim ersten Begegnen im Walde sagt: „Es muß die Oreade sein, die aus dem Felsen spricht und ihn sehnsüchtig nach ihrem Anblick macht" (Novelle „Unterwegs")? Daß, mit wenigen Ausnahmen, alle gleich sprechen, der Landmann wie der Professor, die Bäuerin wie die Edeldame, gehört gleichfalls zur alten Manier. Zu dieser alten Manier gehört auch die Scheu vor allem Unreinen, Gewaltsamen, man könnte fast sagen: Tragischen. Nicht selten wird der Konflikt zweier Bewerber um die Hand eines Mädchens

dargestellt: der einzig logische Ausgang scheint der zu sein, daß der Zurückstehende zeitlebens unglücklich ist oder seinem Leben ein Ende macht, doch tröstet er sich leicht und entsagt schnell („Rumpelstiezchen" und „Einer von Beiden"). Schlimmer aber ist es, wenn der Autor um den eigentlichen Konflikt herumgeht und mit übel angebrachter Weichherzigkeit vor konsequenter Durchführung zurückschreckt. So geschieht es in der Novelle „Peter Weyrichs Haus". Der Held ist ein Schuft, der mit Bewußtsein zeitlebens Uebles gethan; statt ihn nun fluchbeladen untergehen oder allmählich zur Erkenntniß und vielleicht dann zur Sühnung seiner Schuld kommen zu lassen, läßt ihn der Dichter gleich nach der Lektüre einer förmlichen Anklageschrift (als wenn ihm diese etwas Neues sagte!) windelweich werden und reumüthig sterben. Oder gar die Novelle „Wer trägt die Schuld?" Eticho von St. hat mit der Operettensängerin Cadaro ein Verhältniß gehabt, erfährt zufällig, daß sie seine Schwester ist — beide natürliche Kinder eines Hofbeamten — und will aus Grausen über die Blutschande in den Tod gehen. Er verfällt in eine schwere Krankheit, wird aber gerettet und tröstet sich, nach längerer Schwermuth, durch Reisen und wissenschaftliche Arbeiten. Der Vater sieht die ganze Sache ziemlich gleichmüthig an, ärgert sich höchstens darüber, daß andere davon erfahren haben und möchte den Skandal vermeiden. Das Schwesterlein gönnt sich zur Erregung nur kurze Zeit, schaudert vor dem Selbstmord zurück, benutzt vielmehr ihre freilich nur noch kurze Jugendblüthe, um den Papa zu ärgern und sich und andere zu erlustigen. In so schwächlicher unpoetischer Weise endigt ein grausiger Konflikt, der zu einem wahrhaft tragischen Ausgange hätte führen müssen.

Mögen dies üble Zeichen alter Manier sein, so muß als ein sehr hübsches die Verklärung der ersten Liebe, die anmuthige Schilderung treuen Festhaltens an dem einmal Geliebten erklärt werden. Liebenswürdige Mädchengestalten, die zum erstenmal ihr Herz pochen fühlen, aber keusch ihre Neigung verbergen, thatkräftige, der ersten Jugend entwachsene, die den zögernden Liebhaber er-

muntern, Wittwen, die den Gegenstand erster Mädchenneigung wiederfinden und nun das wahre Glück zu erlangen streben, wechseln in bunter Reihe. So viel Novellen von Liebe handeln, und eigentlich immer nur von ruhiger, abgeklärter Herzensfreundschaft, fast nie von stürmischer oder gar strafbarer Leidenschaft („Zu spät", wo die eine Schuldige alsbald ihr Vergehen büßt), so abwechselungsreich wird die „keusche Minne" dargestellt und so hübsch, ohne Phrase und ermüdende Deklamation wird die Liebeserklärung herbeigeführt. Eine der hübschesten Novellen dieser Art ist das „Eulenzeichen", wo nicht bloß die Charakteristik eines halb gelehrten Sonderlings ganz vortrefflich ist, sondern namentlich die Kunst gerühmt werden muß, mit der ein starkes Weib, das aus Vernunft und Entsagung sich dem geliebten Manne entzieht, endlich ihm doch zugeführt wird.

Unter den Romanen ist der älteste „Heinrich Falk". Er erschien zuerst 1858 in dem stattlichen Umfange von 1032 Seiten; zwanzig Jahre später wurde eine neue Auflage ausgegeben, auf schlechtestem Papier mit augenverderbendem Druck. Die erste Auflage kostete ein kleines Vermögen, fünfzehn Mark, die zweite ward zu dem billigen Preise von drei Mark ausgegeben, und da sie sich auch da nicht verkaufte, für eine Mark fünfzig Pfennige, also den zehnten Theil des Originalpreises geliefert. Diese Thatsache des geringen Erfolges, die sich bei so vielen Roquetteschen Werken wiederholt, darf natürlich nicht zum Maßstab der Beurtheilung genommen werden. Aber man wird die Thatsache nicht ungerecht schelten können. Der Roman ist keine originelle Arbeit. Die Vorbilder von Bulwer für die Abenteurer- und Verbrecherepisoden, von Dickens für manches Humoristische sind gar zu deutlich. Eigene Erlebnisse sind auch hier verwerthet, z. B. der Erfolg eines Festspiels, das der Dichter in Halle gemacht und das er nach der Aufführung für ein wirkliches Theater und eine Wohlthätigkeitsvorstellung hergeben sollte. Ein autobiographischer Roman ist das Buch nicht; doch möchte man meinen, daß der Hauptheld einige Züge des Dichters

trägt, und daß einige seiner Freunde: ein derber Landmann, ein ewig heiterer Philologe, der durch seine Kurzsichtigkeit für sich und andere manches Unheil anrichtet, ihre Urbilder unter den Bekannten des Dichters hätten. Auch hier übrigens einige Typen, die in den Novellen vorkommen: der des geistig hervorragenden, aber körperlich leidenden Jünglings, der liebt, entsagen muß, durch diese Aufregung sich den Tod bereitet; der des schönen, durch schwere Schicksalsschläge verfolgten Mädchens, das, da es sein Glück gefunden zu haben scheint, entsagt, eigentlich aus überflüssigen Bedenken. Gerade dieses Mädchen, Sarah, die Tochter einer Dirne und eines reichen jungen Mannes, der schließlich als welthassender Musikus verkommt, ist durchaus unglaubhaft geschildert: ein wildes zerlumptes Dorfmädchen, das fast ohne Erziehung aufwächst und trotzdem sich zu einer gebieterischen, hochgebildeten Schönheit, einem Musterbild von Tugend entwickelt, das überall Leidenschaft erregt, aber nirgends Glück bringt, um schließlich traurig unterzugehen. Sie ist nur eine der zahlreichen Frauen, die sich um Heinrich Falk gruppiren: in Kaufmanns- und Beamtenhäusern, in dem eines Barbiers, der Daguerrotypist und schließlich Vorsteher einer Schmiere wird, im Hause eines Pfarrers, sind die meisten ein wenig in ihn verliebt. Der Held, Sohn eines ländlichen Handwerkers, wird von einem reichen Maler erzogen, dann, da sich seine Beschützerin zum zweitenmal mit einem Regierungspräsidenten verheirathet, verstoßen, zu einem Stubenmaler in die Lehre gethan, kommt auf eine schier unglaubliche Weise, gleichsam auf der Straße aufgelesen, zu einem Kattunfabrikanten als Musterzeichner, wird von diesem betrogen, gelangt dann, gleichfalls auf recht wunderbare Weise, zu seinen alten Gönnern und entwickelt sich schrittweise zu einem bedeutenden Künstler. Außer der schon erwähnten echt Dickensschen Figur des Barbiers, dessen Familie schließlich unserem Helden zur Last fällt — die älteste Tochter wird Gattin des oben erwähnten Philologen — sind es namentlich ein Pensionsvater mit Gattin und drei angejahrten Töchtern,

die an Personen des englischen Humoristen gemahnen. Daneben der obligate Bösewicht, der durch den ganzen Roman als Verderber des Hauptheldeu hindurchgeht, als Erzieher und nebenbei Wucherer, als Mädchenverführer, Erbschleicher, frommer Heuchler, der schließlich als Leiter einer frommen Erziehungsanstalt entlarvt uud gefangen gesetzt wird, wobei er, auf eine ebenso wunderbare wie unaufgeklärte Weise, mit dem Kattunfabrikanten und einer der leichtfertigen Schwestern des kunstbegeisterten Barbiers zusammengeräth. Dazu kommen Atelierscenen und ein weit ausgebreiteter geselliger Kreis, in dem würdevolle, ernste und humoristische Personen, z. B. das niedliche Allerweltstantchen Finette, vorkommen. Die vielfach verschlungenen Fäden werden geschickt entwirrt, obwohl dem Leser manches Unglaubliche zugemuthet wird; ganz besonders unwahrscheinlich ist die unmotivirte Bekehrung einer unerhört herrschsüchtigen Generalin, die als Tyrannin ihres erwachsenen Sohnes und als Quälgeist der gesammten Verwandtschaft durch den ganzen Roman schreitet, um schließlich ganz zahm zu werden. Manche Scenen aus Kunstateliers sind gut geschildert. Am besten sind aber die ländlichen Scenen, nicht gerade die Landschaftsschilderungen, bei denen der Autor nicht allzu lange verweilt, sondern die Situationen und Personen, sowohl in dem kleinen thüringischen Dorf Dietharz, wo der kunstliebende Gastwirth eine gute Figur, die thätige, liebende, lebenskluge Mutter des Helden, die oft aus den Augen verloren, doch immer wieder erscheint, die Hauptperson ist, als auch in dem der Residenz nahegelegenen Buchensee, wo die tüchtige Pächter- und die gesunde Pastorenfamilie anmuthige Idyllenfiguren sind. Das Ganze eine bunte Fülle von Abenteuern, trotz mancher tragischen Fälle meist mit heiterem Ausgang, sich um das Leben des Hauptheldeu herumrankend, Gespräche und Erzählungen, viel äußere und auch nicht selten äußerliche Handlung, aber ohne rechte innere psychologische Entwickelung.

Mehrere andere Romane erschienen erst Jahrzehnte nach

dem ersten. Von diesen sind mir „Euphrosyne“ (Stuttgart 1877) und „Die Prophetenschule“ (Berlin 1879, zwei Bände) nicht bekannt geworden; zwei andere: „Im Hause der Väter“ und „Das Buchstabierbuch der Leidenschaft“ (zwei Bände, beide Romane Berlin 1878, alle vier also fast unmittelbar aufeinander folgend), verdienen eine kurze Besprechung. „Im Hause der Väter“ ist eine höchst unglückliche Bezeichnung — wie denn überhaupt die Namengebung Roquettes schwache Seite war — denn daß der alte Herr Hagen nach vierzigjähriger Abwesenheit in das Haus seiner Großeltern wieder einzieht und dort auch seine Enkel erzieht, ist doch etwas rein Aeußerliches. Es handelt sich eigentlich darum, daß dieser Hagen, der eine adelige Dame entführte und mit ihr in Amerika lebte, sowohl durch sie als durch seine Tochter Valentine großes Herzeleid empfängt, da diese mit einem Sänger nach Europa durchgeht und schließlich in Deutschland bleibt; ihre beiden Kinder läßt sie nach dem Tode von deren Vater, der eigentlich nie ihr Gatte war, unter fremdem Namen bei dem Vater dieses Mannes. Nach dessen Tode haben sie merkwürdige Schicksale: der Junge läuft aus dem Gymnasium fort und schließt sich einer Seiltänzerbande an, die Tochter will Schauspielerin werden. Die unnatürliche Mutter ist unterdessen Gattin, bald Wittwe eines vornehmen Herrn geworden. Wie eine solche Verheirathung einer unjungfräulichen Jungfrau ohne Legitimationspapiere in einem modernen Staatswesen möglich ist, wird freilich nicht erklärt. Sie kümmert sich nicht um ihre Kinder. Diese kommen in sehr seltsamer Weise, die an ungeschickte Abenteurerromane des achtzehnten Jahrhunderts erinnert, in Hagens Haus. Er findet den Jungen, halb verhungert, vor seinem Hause liegen, nimmt ihn auf und dazu seine Schwester, deren Adresse er in nicht minder unwahrscheinlicher Art erfährt. Er läßt sich von einem alten Schulgefährten die Vormundschaft übertragen, leider nicht auch das Mündelgeld, das dieser in einer für einen Beamten schwer qualifizirbaren Weise bei einem Banquier deponirt und verliert. Durch

diesen Sturz des Banquiers verliert auch Valentine ihr Geld. Sie weist ihren Vater, der sich ihr nähert, zurück. Das ist ihr Recht, und es wäre nicht minder recht, wenn sie als Sühne für ihre Schuld sich aus dem Leben machte. Ganz unbegreiflich und in keiner Weise durch Schilderung ihres früheren Lebens und Charakters motivirt ist es aber nun, daß sie, nachdem sie von der Verlobung oder Verheirathung ihrer Tochter gehört hat, ohne irgend welche Einsprache dagegen zu erheben, plötzlich ihren Sohn für sich verlangt. Es gemahnt völlig an veraltete Räuber- und Intriguenromane, wenn sie diesen, der schon durch unliebsame Begegnungen an seine kurze Seiltänzerthätigkeit erinnert worden, in geheimnißvoller Weise zu einer Unterredung lockt. Nach dieser Unterredung läuft der knabenhafte Jüngling fort, geräth in einen halbgefrorenen Sumpf und ertrinkt. Und ein solcher Zufall, durch den ein Unschuldiger zu Grunde geht, soll eine Lösung sein!? Auch in diesem Roman zeigt sich übrigens, wie auch sonst, die Vorliebe, einen jungen Philologen zum Helden zu machen — er mit seinem „unsterblich machenden" Werke und seinen zweihundert Thalern Jahresgehalt ist der Glückliche, der die reiche Erbin, deren Reichthum er freilich nicht ahnt, heimführt. Auch hier die Vorführung gewisser grotesker Figuren: der Mitglieder der Seiltänzerbande und eines Fräuleins, halb Dienstmädchen, halb Wirthschafterin, das besonders gern mit falschem Pathos die Jungfrau von Orleans und andere Heldenrollen deklamirt. Sonst zeigt sich hier der bei Roquette seltene Fall, reiche, äußerlich gebildete, talentvolle und etwas aufdringliche Juden mit leichter Satire zu zeichnen.

Aus der Bürgersphäre führt „Das Buchstabirbuch der Leidenschaft" in fürstliche Kreise. Diese sind freilich so wenig deutlich gezeichnet, daß man nicht gut zu erkennen vermag, wie sich der Autor Stellung und Wohnort der Geschilderten denkt. Philologen gibt es hier drei: einen Lehrer, der sich beständig die Brille rückt, einen Bibliothekar, der, hochbetagt zu diesem Amt erhoben, dadurch aus tiefem Elend befreit wird, und

einen Provinzialschulmeister, der den aus unrechtmäßiger Ehe hervorgegangenen Sohn des Fürsten zu erziehen hat. Und Leidenschaft gibt es genug: rohe ungebändigte, die zwar, dessen kann man bei unserem Dichter sicher sein, nicht zu Verbrecherischem verleitet, aber doch zu manch seltsamem Vorgang führt. Beide Helden, Fürst Alfred, der Neffe und Erbe des verstorbenen Fürsten, und Graf Ithuriel, jener unebenbürtige Sohn, führen erst die heim, die sie zuerst übersehen haben, während die Geliebte sich zu ihnen sehnte. Daneben manche andere Männer und Frauen, voll Liebe und Freundschaft, Kunstliebe und Wissenschaftspflege, eine „Familie der freien Wahl", in der es geistreich, lebhaft, anmuthig genug zugeht. Auch hier wird manches aus dem eigenen Leben berührt: die „rationellen Schwammbelustigungen", wie das Pilzsuchen Ithuriels und seiner Halbschwester Ella, seiner späteren Gemahlin, genannt wird, sind den Spaziergängen Roquettes und seiner Schwester in Darmstadt nachgebildet. Ob etwa das Treiben im fürstlichen Hause dies oder jenes vom Darmstädter Hofe angenommen? Die vornehmen Engländer, die im Romane übrigens eine sehr rühmliche Rolle spielen, möchten dafür sprechen. Alle diese Verwickelungen sind spannend erfunden und gut durchgeführt, mit manchen humoristischen Zügen ausgestattet. Drängte sich nur nicht auch hier die Lust zum Abenteuerlichen und Geheimnißvollen hervor, spielte nur nicht auch hier ein Betrüger eine Rolle, der unter dem Namen eines Herrn von Ottendorf und unter verschiedenen anderen erscheint, durch gefälschte Briefe Unheil anstiftet, schließlich, wobei er selbst zu Grunde geht, auf einen der Helden einen Mordversuch macht, der den Betroffenen glücklicherweise nur verwundet. Er ist mit der Handlung durchaus nicht organisch verbunden, man könnte alles, was mit ihm zusammenhängt, einfach wegstreichen, ohne irgend etwas Wesentliches zu entfernen; ja, die Einheit der Handlung würde dadurch gewinnen, der hochgestimmte Ton durch Vernichtung der Mißklänge größere Reinheit erlangen.

Von Roquettes Dramen hat keines Bürgerrecht auf unseren Bühnen gewonnen, obgleich einzelne in Privatzirkeln und auf großen Theatern schöne Erfolge davontrugen. Es sind theils Schwänke, theils Märchendichtungen, theils ernste, manchmal tragische historische Stoffe. Einzelne konnten wegen ihrer politischen oder religiösen Tendenz auf Theatern, namentlich Hoftheatern, keinen festen Fuß fassen, wie „Die Protestanten in Salzburg“. Bei anderen, z. B. dem „Feind im Hause“ (ursprünglich „Lucrezia Colonna“), machte der Dichter mit Theatervorständen und Publikum humoristisch-tragische Erfahrungen. Als eins seiner wichtigsten Dramen betrachtete er den „Sebastian“, der (1883) in Darmstadt aufgeführt wurde und große Wirkung that. Es ist viel dramatisches Leben darin: Waffenlärm, Patriotismus, Verräthertücke, Freundestreue und Liebe. Es ist die frei behandelte Geschichte des falschen Sebastian von Portugal (sechzehntes Jahrhundert), der Befreiung des von Spanien unterdrückten Portugals und des Todes Sebastians, des Befreiers. Man sieht, es ist das von Schiller behandelte Demetriusmotiv, wie denn Schillersches Pathos das Ganze durchzieht, ja auch im einzelnen sich Anklänge an Schiller nachweisen lassen. Während aber bei Schiller der Konflikt darin liegt, daß der Prätendent an sich glaubt, allmählich vom Zweifel beschlichen wird, bis er von seiner Schuld überzeugt wird, während er also wirklich ein tragischer Held ist, ist bei Roquette Sebastian ein Betrüger, aber ein edler. Er ist ein Gefährte des wirklich verstorbenen Königs, der diesem sehr ähnlich sieht, und nun nach des Königs Tode die Aufgabe übernimmt, sein Vaterland zu retten, dem Hause Braganza die Krone zu verschaffen, selbst aber rühmlich in der Schlacht fallen will. Man muß bezweifeln, ob eine solche Mischung von Held und Betrüger möglich, ob seine Unterstützung durch den Mitwisser seines Geheimnisses, den alten Alexio, den ehemaligen Minister, nunmehrigen Mönch, der übrigens mehrmals bedenklich schwankt, denkbar ist. Gibt man aber diese Seltsamkeiten zu, dann wird man in Exposition, Aufbau und Entwickelung des

Stückes die geschickte Hand nicht verkennen. Wenn auch Juan und Isabel, die Kinder der Herzogin von Braganza, etwas stark an Max und Thekla, letztere mit einer gewissen Beimischung des Käthchen von Heilbronn-Charakters, gemahnen, so ist gerade das jugendlich Heldenmüthige, das willig Hingebende gut in ihnen gezeichnet. Alle portugiesischen Großen, Patrioten und Verräther, sprechen eine vornehme Sprache; es ist die gebildete Ausdrucksweise eines vornehmen Dichters.

Als sein in dramatischer Form geschriebenes Hauptwerk, ja als sein Hauptwerk überhaupt, sah Roquette den „Gevatter Tod" an. In dramatischer Form; trotz der Form aber weder vom Dichter zur Aufführung bestimmt noch überhaupt aufführbar. Denn es ist viel zu lang und besteht im Grunde nur aus einer Reihe von Scenen mit fast beständig wechselnden Personen. Aber es ist ein nachdenkliches Buch zur Lektüre und ein Buch, das Freude macht. Die Fiktion ist die, daß Gevatter Tod der Pflegevater eines jungen Arztes Faramund ist, dem er mit einem Zeichen die ihm verfallenen Opfer andeutet, sonst aber die Kraft und Kunst verleiht, alle Kranken zu heilen. Zweimal muß Faramund die Frauen, denen er seine Liebe schenkt, sterben sehen, ohne ihnen helfen zu können, die eine, ein Bürgermädchen, eine reine Jungfrau, an einer schweren Krankheit, die andere, eine Herzogin, der er in schuldiger Liebe verbunden ist, durch Mord. Sie wird durch ihren Gemahl getödtet; Faramund, eingekerkert, soll durch seinen Beschützer, den Junker Vohland, den Teufel, der an dem herzoglichen Hofe eine große Rolle spielt, gerettet werden, verabscheut ihn aber und erlangt nach dem Tode des Herzogs seine Befreiung. Der Teufel wird um seine Beute betrogen. Der Tod (Hans Mors) triumphirt über ihn; aber auch Fortuna ist stärker als er. Daneben eine bunte Reihe Scenen aus der bewegten Welt: Bürger, Hofleute, Studenten. Ernstes wechselt mit Heiterem, frohe Lieder werden übertönt durch trüben Lärm. Es ist etwas Faustisches in Faramunds Natur und etwas Mephistophelisches außer in Vohland auch im Gevatter Tod.

Leider fehlt es aber an dem rechten Abschluß und einem logischen Zusammenhang der bunten Bilder, obgleich ein solcher leicht hätte hergestellt werden können. Trotz dieses Ernsten, ja Grausigen besteht ein naher Zusammenhang zwischen dieser und Roquettes anderer Hauptdichtung („Waldmeister"); der Dichter selbst deutet das mit folgenden Worten an: „Es war von Anfang hier auf ein Lied der Versöhnung abgesehen. Das Leben und die Liebe überwindet die Schauer, der Tod selbst wirbt um Liebe, er will nicht der Allgehaßte sein, und er selbst erkennt alle Rechte des Lebens an. In dem Rheingedicht singt und klingt Jugendlust und der Uebermuth des Studentendaseins, in ihrer Stimmung durch nichts getrübt. Malen sich hier die Bilder im modernen Leben, so sind sie im Gevatter Tod in eine entferntere Zeit verlegt und damit derber dargestellt. Es ist auch hier ein akademisches Treiben, dessen ernsteres und vertiefteres Streben in der Gestalt des Faramund hervortritt. Dem eigenen Wesen des Verfassers lag das nicht fern. Grübeln, Ringen, Drang zum Schaffen, Freude des Gelingens, Enttäuschung, Verkennung, Vereinsamung — es ist nur die Kehrseite zu dem leichten Indentagleben des Rheinliedes."

Außer Epos und Drama pflegte Roquette auch die Lyrik. Man thut den Gedichten gewiß kein Unrecht an, wenn man sie in ihrer ersten Gestalt (1852), nicht aber in ihrer veränderten Form (1880) betrachtet. Denn sie sind ein Jugendwerk, nicht gerade der Form wegen, obgleich diese gelegentlich ungelenk ist, sondern wegen des Inhalts. Diese Lieder gelten dem Wandern und dem Frühling — dem Herbst nur, weil er den Wein bringt, und dem Winter um seiner Weihnachtsfreude willen — dem Frohsinn und Leben, jugendlichen Leichtsinn und Weltgenuß – Verachtung wird den „Schlammphilistern" geboten —, dem Tanzen und Trinken — auch Hopfen und Gerste finden ihr Lob —, der Freundschaft und Liebe. Wohl gibt es auch ernstere Töne: der Wald erscheint mit seiner Poesie und seinen stillen Kapellen, Goethes wird an seinem hundertsten Geburtstag gedacht, die Freiheit wird ge-

priesen, hauptsächlich jedoch wird die Liebe besungen. Wenn auch gelegentlich trübe Scheidelieder erklingen, und die alte Lust der neuen Qual gegenübergestellt wird, wenn hier von Entsagung und dort von verzehrender Leidenschaft gesprochen wird, wenn bald den Nebenbuhlern, bald den ungetreuen Mädchen gedroht wird, meist wird das stille Glück der Liebe verherrlicht. Es ist der „ersten Liebe sel'ge Zeit", die des Dichters Herz erfüllt, das verschwiegene Gekose; Veilchen erscheinen als Liebeszeugen, Nachtigallen und Rehe als Liebesboten; das ganze Herz geht ihm auf, wenn er sein Glück, seine Wonne, sein Leben und Licht preist. Als Motto dieser Liebes- und Lebenslust mögen die hübschen Verse gelten:

O Leben, goldenes Leben!
Sprecht nicht von Ruh und Tod,
Die Schale sollt ihr heben
Die euch das Leben bot.
Was modern will, das modre,
Doch kannst du kräftig blühn,
So blüh mit Lust und fodre
Des Lebens Früchte kühn.

Zwischen Drama, Epik und Lyrik stehen die „Idyllen, Elegien, Monologe". Die Idyllen könnte man zur epischen, die Elegien zur lyrischen, die Monologe zur dramatischen Gattung rechnen. Ihr Gemeinsames besteht in der antiken Form (Hexameter, Distichen), zum Theil auch in dem der Antike entlehnten Inhalt. Sonst sind sie verschieden genug, sowohl ihrer Entstehung nach, denn einige stammen aus der Zeit von 1846 ff., andere aus den Jahren 1880 ff., als auch nach den in ihnen behandelten Gegenständen. Denn einzelne behandeln Schönheit und Alterthum, andere, wie die „Naturstimmen", freilich schwer verständlich, das Ringen des verkannten Dichters, noch andere endlich enthalten mancherlei satirische, nicht sonderlich wirksame Ausfälle gegen Zeit- und Modegeschmack, gegen Publikum und Kritiker nebst beredten Vertheidigungen des Rechtes der Dichter.

Einer Mischgattung gehören die poetischen Erzählungen an. Ihr Inhalt weist sie dem Epos zu, aber sie sind mit lyrischen Bestandtheilen so verquickt, daß sie zur reinen Epik nicht gerechnet werden können. Unter ihnen bedeuten die in den letzten Lebensjahren des Dichters erschienenen, „Cesario" u. a., nicht viel; es sind Spätlinge, die keine rechte Lebensfähigkeit besitzen. Man fragt sich verwundert, warum diese kleinen Erzählungen denn in Versen geschrieben werden mußten.

Aber derselben Gattung ist auch das Werk zuzurechnen, das Roquettes Namen zuerst, und wohl auch allein, in weitere Kreise trug: „Waldmeisters Brautfahrt". Gewöhnlich wird mit ihm ein anderes der Form nach verwandtes Werklein in Verbindung gesetzt: „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit", aber es hat mit dem Hauptwerk gar nichts zu thun. Seinen Titel erhielt es, weil es in dem Jahre entstand, da jenes erste Werk sein erstes Vierteljahrhundert vollendete, aber es ist durchaus keine Fortsetzung. Denn wenn jenes anmuthige Märchen mit Pflanzen und nebenbei mit Menschen zu thun hatte, so erzählt diese Geschichte, die zwar auch am Rhein spielt, von Menschen, von dem Treiben einer kleinen Stadt, von der Liebe eines jungen Baumeisters Friedrich zu Eva, der Pflegetochter eines Weinbergbesitzers. Frisch und anmuthig, wie aus der besten Jugendzeit, wird die Liebesgeschichte erzählt: Ernst mischt sich ein, Nebenbuhlerschaft und Entsagung eines Anderen, Nachklänge des großen Krieges lassen sich hören, dumpf und schaurig erschallt die Brandglocke, dazwischen aber humorvolle Töne (ganz allerliebst die Ueberreichung eines Kranzes, den jeder von sich ablehnt) und herzerquickend der Jubelruf glücklicher, seligmachender Liebe.

Roquettes bekanntestes Werk aber ist und bleibt „Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen". Es erschien zuerst, wie schon erwähnt, 1851 und wurde 1893 in fünfundsechzigster Auflage ausgegeben, ein Erfolg von einer Größe und Dauerhaftigkeit, wie ihn kaum eine andere Dichtung

aufzuweisen hat. Die Anlage dazu gehört der Zeit unmittelbar nach dem Verlassen des Gymnasiums an, in den Heidelberger Studienjahren wurden die meisten in die Dichtung eingeschobenen Lieder gedichtet, das Märchen von Grund aus neu bearbeitet, die Scenerie nach den auf einer Rheinreise gewonnenen Anschauungen neu hinzugefügt.

Es ist ein liebenswürdiges Buch, voll Naturschwärmerei, Wanderfreudigkeit, Lebensfrische, Poesie des Waldes, des Frühlings und des Weines. Märchenzauber umfängt den Leser. Der Kritiker möchte vielleicht wünschen, daß Märchen und Erzählung entweder strenger auseinander gehalten oder enger miteinander verknüpft seien, denn die liebliche Geschichte von Waldmeisters Brautfahrt, seine Vermählung mit der holden Rebenblüthe, der Schilderung des großen Festes, das zur Feier dieser Verbindung veranstaltet wird, steht doch in recht losem Zusammenhang sowohl mit dem hübschen Waldidyll des spröden Jägers und seines Schätzchens, als mit den Abenteuern des dicken sangfeindlichen Kaplans und seiner Wirthschafterin, als mit denen des dünnen Botanikers, der aus Versehen den Waldmeister in seine Botanisirtrommel packt, als endlich mit dem Studentenchor, der bald hier bald dort erscheint und mit der eigentlichen Handlung gar nichts zu thun hat. Aber der Kritiker beschwichtigt seine Bedenken leicht: denn die Hauptsache ist nicht die logische Verknüpfung und die Erzählung, sondern die Stimmung, sind namentlich die verschwenderisch durch das Ganze gestreuten lyrischen Partieen. Sie verklären Jugend und Frühling, Freude und Liebe. Wohl erklingen auch andere Töne, und vielleicht hat schon damals der Dichter an sich gedacht, als er die schöne Strophe von dem Lohne dichtete, den Heinrich Frauenlob sich ersehnte:

Wenn von der Jugend Zungen
Mein Lied einst hell erklingt,
Wenn voll Erinnerungen
Man mir den Becher schwingt;

Wenn es in Lust und Schmerzen
Ertönt mit Mark und Kraft:
Er hat mit treuem Herzen
Fürs Vaterland geschafft!

Das Heitere aber wiegt vor: die ungebändigte Lust am Leben, die Sehnsucht nach Liebeswonne und Trinkerseligkeit, die Lobpreisung der Sorglosigkeit und des heiteren Hingebens an die Welt. So als Priester frohen Lebensgenusses und heiteren Weltbehagens wird Roquette als Dichter, trotz der höheren Ansprüche, die er erhob, fortleben:

Und solang noch Lebenstriebe
Froh sich mir gesellt,
Will ich loben diese liebe
Wunderschöne Welt!
Wollt ihr goldne Schätze heben,
Zeig ich sie euch echt,
Denn die Jugend und das Leben
Und der Tag hat recht.

Literarische Notiz.

Zu 1. Die erste Abhandlung und Mittheilung von Briefen ist zum großen Theil neu. Die Briefe Thereseus an Böttiger über ihre Mutter (aus der Böttiger-Sammlung der Dresdner Bibliothek) und die Briefe an ihren Vater über ihr Verhältniß zu F. L. W. Meyer (aus dem Antiquariat von O. A. Schulz in Leipzig) waren allerdings unter demselben Titel: „Aus Therese Hubers Herzensleben" in Westermanns Monatsheften, Februar-März 1897, gedruckt. Die meisten Ausführungen und alle Stücke des Briefwechsels zwischen Therese und F. L. W. Meyer sind neu hinzugefügt. Die Briefe aus der Göttinger Zeit (S. 37 ff.) entstammen der Königl. Universitätsbibliothek in Göttingen und durften nach der Bestimmung des Schenkers, eines Enkels Herders, nicht wörtlich mitgetheilt werden: der Briefwechsel Thereseus und Meyers ist in meinem Besitz, manche Briefe allerdings nur in einer von der Hand der Therese Forster, der Tochter, herrührenden Abschrift, nur der Brief vom 14. März 1795 ist mir aus dem Archiv des Schwäbischen Schiller-Vereins in Marbach freundlichst zur Benutzung überlassen worden. — Für die Skizzen ist ferner ein weitschichtiges gedrucktes Material benutzt: außer den betreffenden Abschnitten der „Allgemeinen Deutschen Biographie, Goedekes Grundriß und bekannten Handbücher sind benutzt: J. G. Forsters Briefwechsel, nebst einigen Nachrichten aus seinem Leben. Herausgegeben von Th. H[uber] geb. H[eyne]. In zwei Theilen, I. Theil Leipzig 1829. — Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröders. Lebensskizze nebst Briefen. Zwei Bände. Braunschweig 1847. — Georg Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmering. Herausgegeben von H. Hettner. Braunschweig 1877. — A. Leitzmann: Beiträge zur Kenntniß Georg Forsters, aus ungedruckten Quellen (Briefe an Spener und Heyne), im Archiv für das Studium der neueren Sprachen (1890 ff.), Bd. 84, 369—404, Bd. 86, 129—226, Bd. 87, 129—216, Bd. 88, 1—46; in den Briefen Forsters an Heyne, ist eine große Lücke vom März 1787 bis April 1788. — Einzelnes aus Carolinens Briefen, herausgegeben von G. Waitz. Leipzig 1871, bes. I, S. 139 ff. Caroline und ihre Freunde. Mittheilungen von G. Waitz. Leipzig 1882. — Für Heyne vergleiche ferner

Ch. G. Heyne. Biographisch dargestellt von L. Heeren. Göttingen 1813 (ergänzt durch den Band Heyniana und den Briefwechsel Böttiger-Heyne in der schon genannten Böttiger-Sammlung); Göttinger Professoren. Gotha 1872. Für Therese: Elvers, Aimé Huber (Theresens Sohn). Bremen 1872, Bd. I.

Nachträglich zu S. 16 Z. 8. Auf den einzigen weniger Bekannten unter den hier aufgezählten Männern kam Therese in einem ferneren Brief an Böttiger (3. Dezember 1812) zurück, in dem sie schrieb: „Anker war ein Schwede, soviel ich mich erinnere, oder ein Däne; ein sehr gelehrter Mann, denn er las meiner Mutter den griechischen Homer deutlich vor. Er ist nachmals in seinem Vaterland — es war doch ein Schwede — zu den höchsten kirchlichen Würden gelangt".

Zu S. 80 ff. Auch in einem Briefe an ihre Tochter Therese Forster (1. Februar 1820) kam Therese Huber auf Meyers Schröder-Biographie zu sprechen und meldete Folgendes: „— — Nous avons également lu la vie du Comédien Schroeder. L'homme est intéressant mais le livre contient en quelque manière l'histoire du Théatre — — —. C'est mal écrit quoique d'un de mes meilleurs amis. Il nous apprend que le public allemand avoit un gout bien plus pur, plus solide il y a 80 ans qu' aujourd'hui et les Comédiens bien plus de dignité."

Zu 2. Die verwertheten brieflichen Mittheilungen und die dazu gehörigen Darstellungen sind noch niemals gedruckt. Die Originale der ersteren sind theils in meinem Besitze (Briefe an Therese Forster), theils dem Privatarchiv des Herrn Oberst Meister in Zürich (Brief an Usteri), theils der Autographenhandlung von O. A. Schulz in Leipzig (Billet an die Forkel), endlich der Kgl. sächs. Bibliothek in Dresden (Briefe Hubers an die Schlegel, du Vaus an Böttiger) entnommen. Die Druckschriften du Vaus habe ich aus der Großherzogl. Bibliothek in Weimar benutzt. — „Die Mainzer Clubbisten zu Königstein. Ein tragikomisches Schauspiel in einem Aufzuge. 1793." habe ich in der Stadtbibliothek zu Mainz excerpirt. — Die französischen Briefe sind, wie nochmals ausdrücklich bemerkt werden soll, sprachlich richtig gestellt. Die gedruckten Quellenwerke und Darstellungen, denen ich im Einzelnen gefolgt bin, sind im Texte selbst angeführt.

Nachträglich zu S. 107 Z. 5. Nachdem dieser Bogen schon gedruckt war, habe ich mir den betreffenden Band verschafft. Die „Zeitg. f. d. eleg. Welt" vom 13. u. 29. Jan. 1805 enthält einen Aufsatz: „Hubers letzte Tage" von Mahlmann. Den Haupttheil davon bildet ein Brief Theresens, aus dem übrigens hervorgeht, daß Huber zu Söfflingen neben seinen beiden Töchtern begraben ist. — Es ist ein Privatbrief, der nicht zur Veröffentlichung bestimmt war.

Zu S. 111 ff. Trotz dieses literarischen Kampfes war Huber gerecht genug, in seine (oder seiner Frau) zweite Sammlung: „Erzählungen" (Braunschweig 1802) S. 410 (Kritik eines englischen Romans) die folgende Stelle aufzunehmen: „Es ist in den Charakteren dieses ehrwürdigen Paares eine Haltung, eine zarte Bestimmtheit, durch welche man an die glücklich

ausgedrückte Formel eines unserer neueren Schriftsteller (Friedrich Schlegel (in seinen „Griechen und Römern") erinnert wird: die idealische, wahrhaft kunstmäßige Nuancierung des Unterschiedes zwischen beiden Geschlechtern bestehe darin, den männlichen Charakter mit Sanftheit, den weiblichen mit Selbständigkeit zu vermischen." — Freilich ist der Aufsatz, wie aus S. 417 Anm. hervorgeht, schon 1797 geschrieben, wie ich glaube, von Huber selbst, nicht von Therese; gleichwohl ist die Aufnahme der Stelle in ein 1802 erschienenes Buch bemerkenswerth genug.

Zu 3. Ungedruckt. Die Originale der Briefe Dorotheas sind in der Kgl. Bibliothek in Dresden, Schlegelsche Briefsammlung, Bd. 23; die Briefe Aug. Wilhelms sind mir von Herrn Dr. Spahn mitgetheilt worden. — Für die allgemeine Würdigung Dorotheens vgl. „Dichter und Frauen" (1. Sammlung), Berlin 1896, S. 128—150. — Das dieser Würdigung zu Grunde liegende Quellenwerk führt den Titel: Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben von Dr. J. M. Raich. 2 Bände. Mainz 1881. Die Sammlung ist schon in der zweiten Abhandlung erwähnt. —

Zu 4. Ungedruckt. Die Originale der mit A: „Lyrische Gedichte" bezeichneten Lieder sind in meinem Besitze; die unter B: „Melete" stehenden Stücke dem einzigen in der Bibliothek des Herrn von Bernus, Stift Neuburg bei Heidelberg, erhaltenen Exemplare entnommen.

Für die allgemeine Würdigung der Dichterin darf hier nochmals ausdrücklich auf einen Aufsatz in der ersten Sammlung „Dichter und Frauen" S. 151—178 hingewiesen werden. Die Schreibung: „Karoline", die hier konsequent durchgeführt wurde, ist die von der Dichterin selbst gebrauchte, während die Schreibung: „Caroline" im zweiten Aufsatz auf Waitz und andere Autoritäten hin angenommen worden ist.

Zu 5. Ungedruckt. Hauptsächlich ist handschriftliches Material benutzt, alles in der Varnhagenschen Sammlung der Kgl. Bibliothek Berlin. Meine Kunde davon habe ich in einer großen Besprechung des Kernerschen Briefwechsels, „Zeitschr. f. deutsche Philologie", Bd. 31, S. 251—280 und in einer Miscelle „Justinus Kerners Briefwechsel mit Varnhagen von Ense" a. a. O. S. 371—384 mitgetheilt. — Die wichtigeren Briefe Kerners an Varnhagen werden in einer Studie in der Zeitschrift „Nord und Süd" hoffentlich noch 1899 abgedruckt werden. Sonst ist besonders die im Text mehrfach erwähnte Sammlung „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden", herausgegeben von Th. Kerner und Ernst Müller, 2 Bände, Stuttgart 1897, benutzt, einzelnes auch bei K. Mayer: „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen", zwei Bände. Stuttgart 1867. Interessante einzelne Notizen, wenn auch lange nicht so viel, wie man erwartet, in Varnhagens „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens"; ich benutze die dritte Ausgabe, 6 Bände, Leipzig 1871. — Ein Aufsatz, den Rosa Maria über Chamisso schrieb, Freihafen 1839 (vergl. Goedeke VI, 143) ist nicht sehr bedeutend; ein Brief von ihr ist neuerdings gedruckt: „Deutsche Dichtung", 1899, Bd. XXVI, S. 225. Die wichtigeren

Dichtungen von Rosa Maria wurden von ihrem Gatten gesammelt: Rosa Marias poetischer Nachlaß, herausgegeben von D. A. Assing, Altona 1841 (nicht 1840, wie es bei Goedeke heißt). Seine eigenen Trauergedichte erschienen unter dem Titel: „Nänien nach dem Tode Rosa Marias", herausgegeben von Dr. D. A. Assing, Hamburg 1840. — Bibliographisches über beide Gatten bei Goedeke, Grundriß VI, 185 ff. (vgl. auch A. D. B. I, 624 ff.). Der Aufsatz Gutzkows: „Rosa Maria und A. D. (sic!) Assing", schon 1842 erschienen, wiederholt in Gutzkows gesammelten Werken 1845, Bd. VI, 289—316. Jn dem Varnhagenschen Nachlaß befindet sich auch aus dem Besitz der Tochter des Assingschen Paares, Ludmilla, der wenig umfangreiche Assingsche Nachlaß. Daß in diesem auch eine ziemliche Anzahl Briefe jenes Paares an Kerner im Original erhalten ist, kann nur daraus erklärt werden, daß Ludmilla, wohl in der Absicht, den Eltern ein biographisches Denkmal zu widmen, von Kerners Erben die Briefe Rosa Marias und Assings erbeten hat. Diese Schriftstücke sind, wie der Anschein lehrt, aus einem Briefbande mit nicht eben großer Sorgfalt herausgerissen und daher mitunter beschädigt. Den oben angedeuteten Plan Ludmillas erkennt man auch daraus, daß einige Briefe ihrer Eltern, die nicht im Originale erhalten sind, in Abschriften von ihrer Hand vorliegen.

Zu 6. Gedruckt. „Die Frau", Juli 1898. Hauptquelle für die unverändert wiedergedruckte Skizze (nur einzelnes Stilistische wurde verbessert), ist die Sammlung, in der auch viele Briefe von Ernestine zum ersten Male gedruckt sind. Joh. Jak. Reiske's Briefe, herausgegeb. von Richard Förster, Abhandlungen der phil. hist. Kl. der Kgl. sächsisch. Gesellsch. der Wissenschaften, Bd. 16 (auch separat bei Hirzel 1897. 8°. XVI, 928 S. Lex. 8°) 1897. Vergl. ferner ihre Biographie in Hirsching, Historisch-Literar. Handbuch IX, 2 (Leipzig 1807), S. 48 ff. Rich. Försters Artikel über sie und ihren Gatten in der A. D. B. Bd. 28, 129—143; Redlichs Sammlung von Lessings Briefen und Erich Schmidts Lessing-Biographie.

Zu 7. Gedruckt. Allg. Zeitg. 1897, Beil. 165. 1898, Beil. 80. Der Aufsatz bezieht sich auf folgende zwei Bücher:

1. „Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge. Neues aus dem Leben von Goethe, Günther und Körner. Mit je 3 Porträts in Heliogravüre und in Lichtdruck, darunter einem Bildniß der von Goethe zur Gattin begehrten, bisher unbekannten Schlesierin, und mit 8 Abbildungen im Text. Von Adalbert Hoffmann. Warmbrunn, Verlag von Max Seipelt." (1897. Diese Unsitte, neue Bücher ohne Jahreszahl erscheinen zu lassen, ist aufs schärfste zu verdammen. Sie ist für spätere Citate und Bemerkungen geradezu unleidlich.) Die speciell auf Goethe bezüglichen Jllustrationen dieses Buches sind zwei Heliogravüren Goethes und der Freiin Henriette von Lüttwitz. Die der Frau kann ich nicht beurtheilen, da ich das Originalbild nicht kenne; die Wiedergabe der Lips'schen Zeichnung Goethes ist eckig und hart und vermag ein treues Abbild von Goethes herzerobernder Schönheit, die er damals wirklich besaß, nicht zu geben. — Auf die übrigen Beiträge des Buches, die

weit umfangreicher sind als der Goethe gewidmete, gehe ich ausführlich kritisch nicht ein, weil sie zum Theil meine Kompetenz überschreiten. Der Eindruck, den ihre Lektüre auf mich gemacht hat, ist kein unterschiedslos günstiger. In beiden tritt der kleinliche Provinzialismus unangenehm hervor. Günther wird überschätzt, wenn auch gegen einzelne Vorwürfe vielleicht nicht ohne Glück vertheidigt. Von handschriftlichem Material ist, so viel ich sehe, nur das sogenannte „Koppenbuch", d. h. das auf der Schneekoppe gebrauchte, jetzt der Gräflich Schaffgott'schen Bibliothek in Warmbrunn gehörige Fremdenbuch benutzt, aus dem für meinen Geschmack gar zu reichliche Proben mitgetheilt werden. Dem Aufsatz über Körner liegt manches ungedruckte Material aus dem Körner-Archiv in Dresden zu Grunde. Das meiste davon wird wörtlich mitgetheilt. Sollte nicht hier wie auch sonst dem liebenswürdigen Dichter Körner, dessen dichterische Fähigkeit, Mannhaftigkeit, Anmuth und Patriotismus von keinem in Zweifel gezogen wird, der doch aber von jedem ernsten Urtheiler als Anempfinder, als ein eben seines frühen Todes wegen nicht zur rechten Reife gelangter Schriftsteller charakterisirt werden muß, zu viel Ehre angethan werden? Was bleibt für die wahrhaft Großen übrig, wenn jedes Gedichtchen, das er schrieb, als großer Fund ausposaunt und jedes seiner Erlebnisse, auch das kleinste, übertrieben und zu einem Nationalereigniß erhoben wird!?

2. Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette v. Lüttwitz. Neue Beiträge zu Goethes Lebensgeschichte von Adalbert Hoffmann. Oppeln-Leipzig, Verlag von Georg Maske 1898. Das Buch ist mit zwei Vollbildern, einem Faksimile, einer Karte und acht Textabbildungen geziert, die für unsern Zweck, außer dem einen Faksimile, von dem oben gehandelt ist, keine Bedeutung haben. — Ich freue mich zu konstatiren, daß meine Ansicht über die Hoffmannsche Hypothese von allen ernsten Forschern — ich nenne O. Pniower, M. Koch, W. v. Biedermann, die dem Buche besondere Kritiken gewidmet haben — getheilt wird. An den üblichen Reklame-Artikeln Urtheilsloser über den neuen Fund hat es auch in diesem Falle nicht gefehlt.

Zu S. 244 Z. 27. Unter diesem „Aufgezeichneten" kann nur das oben S. 247 ff. näher gewürdigte „Notizbuch von der schlesischen Reise" gemeint sein. Denn auch in der großen Weimarer Ausgabe enthalten die Lesarten und Paralipomena der autobiographischen und der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes durchaus keinerlei Aufzeichnungen, die nicht schon in jenem Notizbuch enthalten wären.

Zu 8. Für diese Studie sind außer den allgemeineren Werken, unter denen insbesondere der fünfte Band von Georg Brandes, „Geschichte der Literatur im neunzehnten Jahrhundert" eine Erwähnung verdient, folgende Veröffentlichungen benutzt worden: „Elle et lui", par George Sand. Nouvelle édition. Paris 1885. — „Lui et elle", par Paul de Musset. Nouvelle édition. Paris 1895. — Paul Mariéton: Une Histoire d'amour. George Sand et A. de Musset. Documents inédits lettres de Musset. 21. Édition. Paris 1897. — Vicomte de Spoelberch

de Lovenjoul: La véritable histoire de „Elle et lui“. Notes et documents. 2. Édition. Paris 1897. — George Sand: Lettres à Alfred de Musset et à Sainte-Beuve. Introduction de S. Rocheblave: 2. Édition. Paris 1897. Die neueren Publikationen waren meist vorher ganz oder bruchstücksweise in einzelnen französischen Tageszeitungen und Revuen, besonders der „Revue de Paris“ erschienen. Auf diese ursprünglichen Veröffentlichungen kann indessen hier keine Rücksicht genommen werden. Die beiden ersten Werke der Betheiligten werden nur nach der Ausgabe citirt, die ich benutzt habe. Es sind aber, wie gleich bemerkt werden soll, insbesondere von dem Sandschen Buch zahlreiche Ausgaben erschienen. Seit dem ersten Druck der Studie erschien: F. de Roberto. Una pagina della storia dell' amore a proposito degli amori di Giorgio Sand con Alfredo de Musset et Federigo Chopin Milano, Fratelli Treves, 1898, ein Buch, das ich aber nur aus einer bibliographischen Notiz kenne, dagegen habe ich benutzt: Cabanès, Georges Sand, Alfred de Musset und Dr. Pagello. Persönliche Erinnerungen. (In: „Deutsche Revue“, Juni 1898, S. 290—312.)

Während des Druckes dieses Buches wurde mir bekannt: Wladimir Karénine, George Sand: „Sa vie et ses œuvers 1804—1876“, Paris, Ollendorff. Im zweiten Band, Paris 1899, wird in den beiden ersten Kapiteln S. 1—161 die Episode behandelt, der unsere Darstellung gilt. Diese Kapitel waren bereits 1895 im Messager du Nord, November-Dezember, gedruckt, freilich mit Zugrundelegung der meisten erst später gedruckten Quellen; neu sind hauptsächlich die Anmerkungen, die u. A. viele heftige Ausfälle gegen P. Lindau enthalten. Den einseitigen Musset-Verehrern tritt hier ein energischer, freilich sehr redseliger Sand-Vertheidiger entgegen. Einzelnes aus seiner Darstellung konnte noch bei der Korrektur benutzt werden.

Zu 9. Gedruckt in: „Westermanns Monatshefte“. 1896. Bd. 80, Heft 479, S. 604—619. Benutzt ist im Wesentlichen das im Text angeführte autobiographische Werk und die in der Skizze behandelten poetischen und literarhistorischen Arbeiten.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Druck von G. Bernstein in Berlin.





